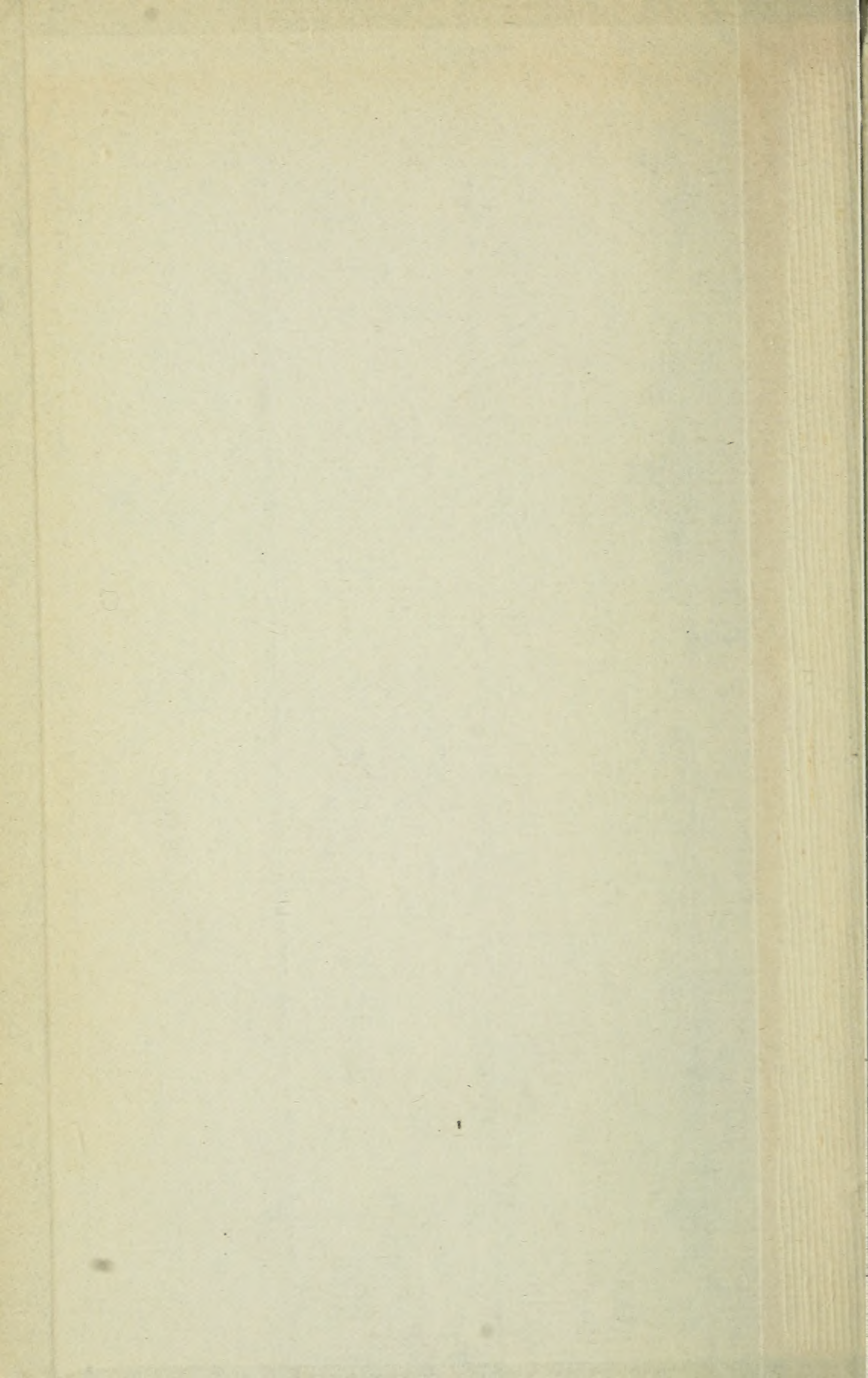
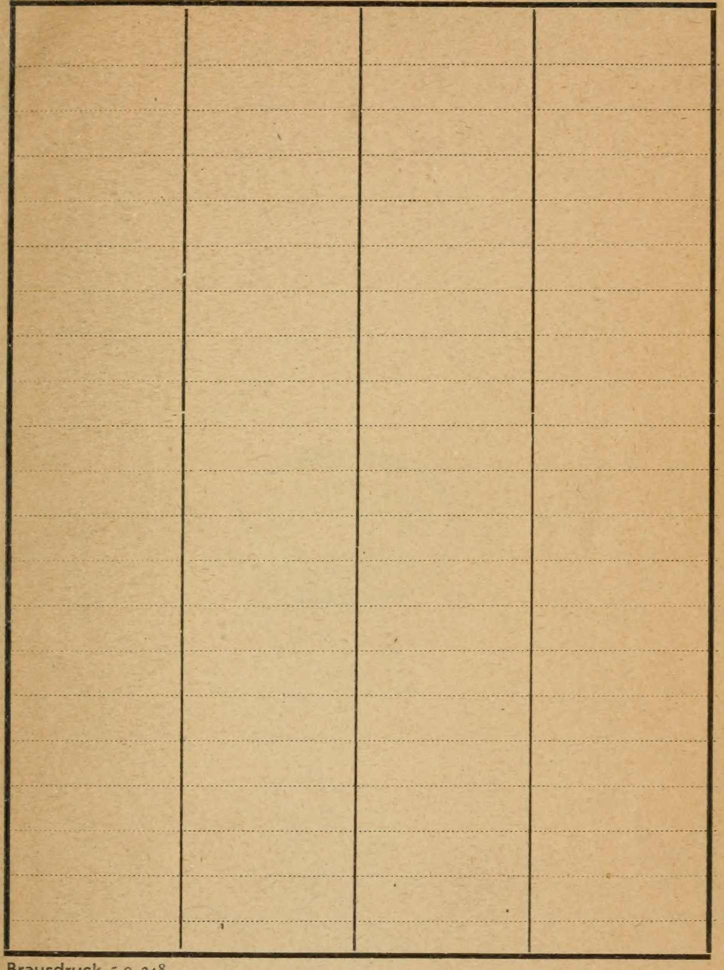
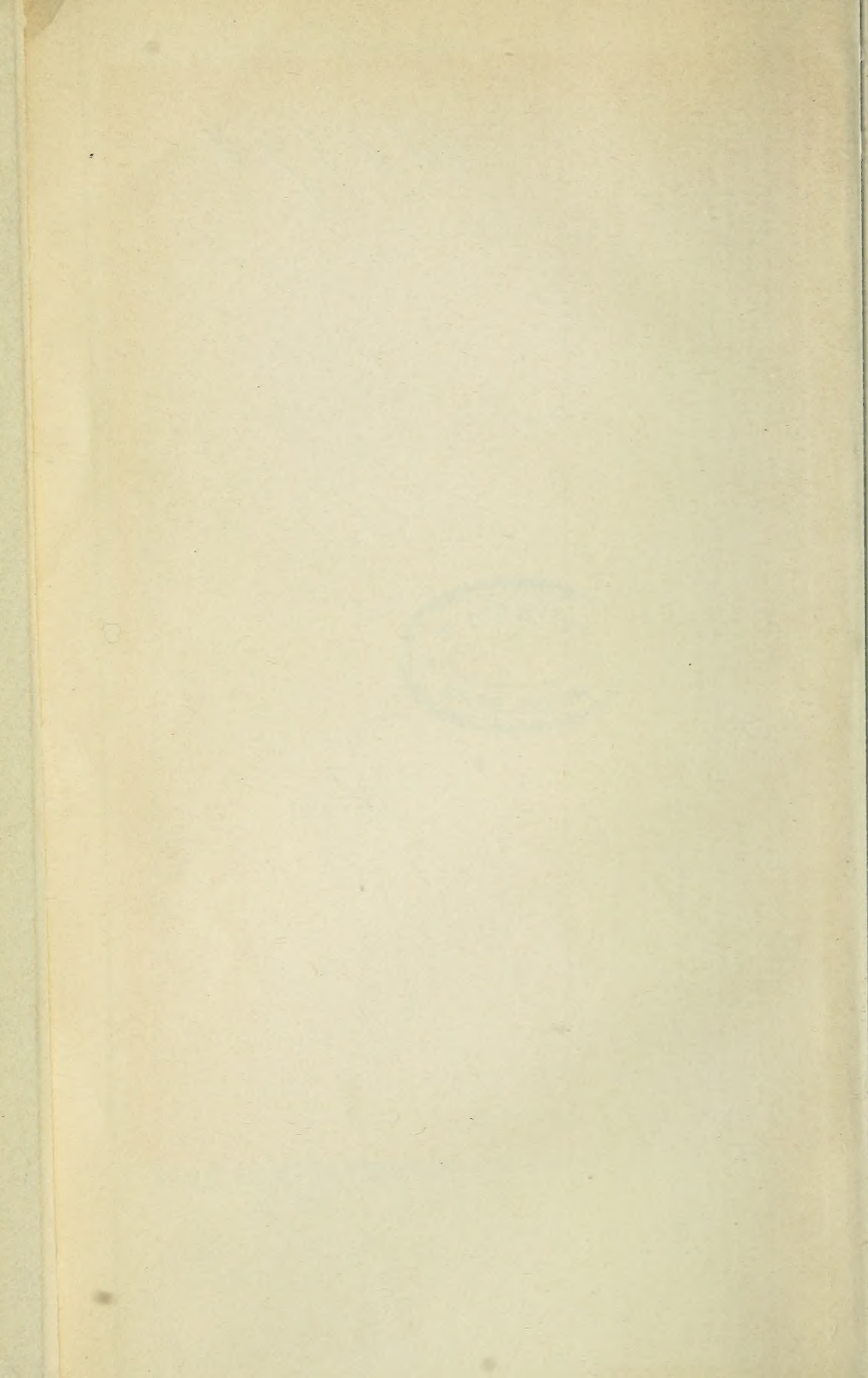


Behandle mich gut!



Brausdruck 5.0 348

Beschmutze mich nicht!



RANKES MEISTERWERKE

IV. Band

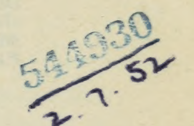
RANKES MEISTERWERKE

VIERTER BAND

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation

Vierter Band







DUNCKER & HUMBLOT
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1914



RANKES MEISTERWERKE
WURDEN IN DER PIERERSCHEN HOF-
BUCHDRUCKEREI STEPHAN GEIBEL
& CO. IN ALTENBURG IN ZEHN BÄN-
DEN FÜR DIE VERLAGSBUCHHAND-
LUNG DUNCKER & HUMBLOT IN MÜN-
CHEN UND LEIPZIG GEDRUCKT. –
AUSSER DER WOHLFEILEN WURDE
EINE VORZUGSAUSGABE AUF REI-
NEM HADERNPAPIER ABGEZOGEN,
VON DER 200 IM ERSTEN BANDE VON
1–200 NUMERIERTE EXEMPLARE IN
DEN HANDEL KOMMEN. IHRE AUS-
STATTUNG ÜBERNAHM HANS VON
WEBER IN MÜNCHEN. DIE KARTO-
NAGEN, HALBFRANZ- UND GANZ-
LEDERBDE. DIESER AUSGABE WUR-
DEN VON DER HANDBUCHBINDEREI
VON H. FIKENTSCHER IN LEIPZIG
HERGESTELLT. – DIE EINBANDENT-
WÜRFE DER WOHLFEILEN AUSGABE
STAMMEN VON MINNA VOLLNHALS
IN MÜNCHEN.

Inhalt.

Siebentes Buch.

Weitere Fortschritte des Protestantismus unter der Einwirkung der allgemeinen politischen Verhältnisse.

1535—1544.

Seitdem der menschliche Geist in der Gemeinschaft der europäischen Nationen eine sichere Grundlage der Kultur gewonnen hat, unterscheiden wir lange Zeiträume, wo er, durchdrungen von den einmal ergriffenen Prinzipien und damit beschäftigt, dieselben in Staat und Kirche, Literatur und Kunst zur Erscheinung zu bringen, sich in ruhiger Stätigkeit fortentwickelt. Das Widersprechende stößt er alsdann von sich; wenn er Abweichungen duldet, so müssen sie sich doch in einer höheren Einheit ausgleichen. Sollte aber von diesen Epochen irgendeine, wie umfassend auch ihre Bestrebungen sein mögen, die Triebe des Geistes alle zur Entfaltung bringen können? Wir dürfen vielleicht sagen: eben darum folgen die Zeiten auf einander, damit in allen geschehe, was in keiner einzelnen möglich ist, damit die ganze Fülle des dem menschlichen Geschlechte von der Gottheit eingehauchten geistigen Lebens in der Reihe der Jahrhunderte zutage komme. Nachdem die Geschichte den stätigen Fortgang der Entwickelung eine Weile begleitet hat, findet sie sich plötzlich in der Mitte einer allgemeinen Bewegung. Die Geister fühlen gleichsam die Grenze, an welche sie auf dem bisher eingehaltenen Wege gelangt sind, und streben, sie zu überwinden. Nicht länger befriedigt von dem Erworbenen oder Erreichten, reißen sie sich vielmehr davon los; alle Kräfte,

bewußt oder unbewußt, arbeiten, einen neuen Standpunkt zu gewinnen.

Eine solche Zeit der Umwandlung, des Überganges von einer Stufe zur anderen, und zwar eine der merkwürdigsten, entscheidendsten, die je in dem Leben der europäischen Nationen vorgekommen, macht den Gegenstand dieses Buches aus.

Daß die hierarchische Gewalt, die bisher den Mittelpunkt derselben gebildet, die Normen des Glaubens gegeben, auf alle weltlichen Einrichtungen und Zustände beherrschenden Einfluß ausgeübt hatte, von einem Teile ihrer Gläubigen und zwar in der deutschen Nation, die ihr immer besonders ergeben gewesen, verworfen und verlassen ward, mußte, wenn es dabei blieb, eine unermeßliche Veränderung im Reiche der Ideen, sowie in den politischen und bürgerlichen Verhältnissen eine neue Welt hervorbringen.

Wir haben gesehen, wie sich dieses Ereignis vorbereitete und unvermeidlich wurde; wir haben auch nicht verhehlt, welche Gefahr damit eintrat, wie notwendig es war, daß die Führer die Bewegung mitten in dem Sturme, den sie hervorgerufen, doch nicht weiter gingen, als ihr Vorhaben unbedingt erheischte.

Denn darauf wird es in dem Wechsel der Zeiten immer ankommen, daß die einmal gewonnene Grundlage der Kultur unverletzt bleibe, daß die wesentlichen Resultate, zu denen es die vergangenen Geschlechter gebracht, von einem Jahrhundert dem anderen überliefert werden.

Die Reformatoren hielten sich selbst in der Religion, in bezug auf den Ritus sowohl als auf die Lehre, bei aller Abweichung von den Satzungen der Hierarchie, dem Herkömmlichen doch so nahe, als es mit den Urkunden des Glaubens, auf die sie zurückgingen, nur immer vereinbar schien; — auf dem Boden der Bildung und Gelehrsamkeit der lateinischen Christenheit überhaupt finden wir sie nicht allein in teilnehmender, sondern in eigener schöpferischer Tätigkeit.

Um sie her erhoben sich, — längst in der Tiefe wirksam und nun durch die gewaltige Erschütterung plötzlich entbunden, — destruktive Tendenzen in einer für das Jahrhundert besonders verführerischen Vermischung religiöser und politischer Formen und bedrohten die gebildete Welt mit allgemeiner Auflösung und Umkehrung. Die Reformatoren hatten Besonnenheit und Selbstbewußtsein genug, um sich denselben vom ersten Augenblick an zu widersetzen. Immer sehen wir Luther seine Waffen nach beiden Seiten hin richten, gegen das Papsttum, das die sich losreißende Welt wieder zu erobern sucht, und gegen die vielnamigen Sekten, welche sich neben ihm erheben, Kirche und Staat zugleich antasten. Auf dem Gebiete des Geistes, im Reiche der allgemeinen Überzeugung haben die Protestanten zur Überwältigung derselben wohl das Meiste beigetragen.

Nicht als hätten sie in dem einen oder in dem anderen Falle klüglich erwogen, was sich erreichen lassen werde und was nicht; — vielmehr ist es ihr eigenstes

Wesen, was sie zu diesem Verhalten führt. Von der Richtigkeit der dem ursprünglichen Lehrbegriffe der lateinischen Kirche zugrunde liegenden Auffassung der Heiligen Schrift sind sie vollkommen überzeugt; nur die Willkürlichkeiten hierarchischer Entscheidungen und Gebote, die derselben widersprechen, wollen sie wegschaffen. Und wie hätte Luther die Vermischung geistlicher und weltlicher Elemente, die ihm am Papsttum fast am meisten verhaßt war, auf der entgegengesetzten Seite wieder um sich greifen lassen sollen? Er hätte damit sich selbst aufgegeben. Eben darin zeigt sich der echte, zu tätiger Teilnahme an der Fortbildung der Welt berufene Geist, daß seine innere Natur und die verborgene Notwendigkeit der Dinge zusammentreffen. Der große Reformator war, wenn wir uns hier eines Ausdrucks unserer Tage bedienen dürfen, zugleich einer der größten Konservativen, welche je gelebt haben.

In verwandtem Sinne begriffen nun auch die Protestanten ihr Verhältnis zum Reiche.

Wir wollen den Widerstand, den sie fanden, nicht auch, wie so oft geschieht, lediglich von Willkür oder Neigung zur Gewaltsamkeit herleiten. Zu tief waren die hierarchischen Einwirkungen in das öffentliche Recht eingedrungen; zu eng waren schon seit den Zeiten Winfrieds die Bischöfe des Reiches und seit mehreren Jahrhunderten auch die Kaiser dem römischen Stuhle verpflichtet, als daß sie einem Abfalle von demselben ruhig hätten zusehen sollen. Wenn die Re-

formation ihrerseits zur Vermehrung der Territorialmacht nicht wenig beitrug, so gab es doch auch auf der anderen Seite Fürsten, die in ihrer Verbindung mit Rom die Mittel zu einem ähnlichen Wachstum suchten und fanden. Die Idee der ungetrennten Einheit der Christenheit, welche die Gemüter jahrhundertelang beherscht hatte, konnte unmöglich mit einem Male so unwirksam geworden sein, um gar keinen Anklang weiter zu finden.

Sollte nun aber, wie doch auch notwendig war, dieser Widerstand überwunden werden, so würde man die evangelischen Stände verkennen, wenn man ihnen die Absicht beimäße, das Kaisertum umzustürzen, das Reich zu zersprengen, — ein Gedanke, der ihnen gar nicht in den Sinn kommen konnte. In dem Reiche sahen sie vielmehr eine göttliche Institution nach dem Propheten Daniel, in ihrer Verbindung mit demselben die Grundbedingung ihres Bestehens und ihrer Macht, ihre vornehmste Ehre. Auch wollte nicht etwa einer oder der andere von ihnen die oberste Würde selbst in Besitz nehmen; dazu fühlte keiner die Kraft in sich, regte sich in keinem vielleicht auch nur ein vorübergehendes Begehren. Ihr Streben ging allein dahin, der Reichsgewalt und namentlich dem Kaiser, welchen sie, nur mit dem Vorbehalt des unmittelbaren göttlichen Gebotes, als ihre Obrigkeit anerkannten, hinwieder die Anerkennung ihrer auf dem Grund der Schrift unternommenen Veränderungen abzugewinnen. Hatten sie doch auch Beschlüsse der

früheren Reichstage und dadurch ein positives Recht für sich. Sie wünschen nichts, als in den Frieden des Reiches, aus welchem man sie in den letzten Jahren gestoßen, wiederaufgenommen zu werden, wie sich versteht, mit Beibehaltung der Reformen, die sie mit gutem Grunde getroffen haben. Hiezu bedarf es einer Modifikation der Reichsgerichte und der alten oder neuen Gesetze, auf welche dieselben angewiesen sind, einer Milderung des Verhältnisses der Reichsgewalt zu dem römischen Stuhle; eben das ist alles, was sie verlangen.

Wie sie sich den destruktiven Tendenzen überhaupt widersetzen, wie sie in kirchlicher und dogmatischer Hinsicht nur das ihnen mit der Schrift im Widerspruch Erscheinende entfernen, so wollen sie auch in den Angelegenheiten des Reiches keinen Schritt weiter gehen, als es zur Behauptung eben dieser Umwandlung unmittelbar erforderlich ist.

Ein Ehrgeiz, der es unternimmt, die Welt im großen umzugestalten, sich von Erfolg zu Erfolge stürzt und bei jedem der Zukunft neue Aussichten eröffnet, wird den Blick und die Teilnahme des Zuschauers stärker fesseln; nur selten aber, vielleicht nur ein- oder zweimal, hat ein solcher Ehrgeiz große und nachhaltige Wirkungen hinterlassen; öfter ist er vergangen, wie ein Meteor; oder die Beschränkung, die er in sich selber nicht finden konnte, ist ihm von überlegenen Weltkräften gesetzt worden. Hier dagegen lag die Beschränkung in dem ursprünglichen Begriff und Willen.

Es war immer von unabsehbarer Bedeutung und Folge, wenn der Kreis der Hierarchien, welche die Welt umfaßten, an irgendeiner Stelle durchbrochen ward; damit dies aber geschehen konnte, mußten die Gefahren eines allgemeinen Umsturzes, welche dem Widerstande doppelte Energie gegeben hätten, vermieden werden. Ja, erst dann war die neue Kirchenform, der ausschließlich auf das Evangelium gegründete Glaube befestigt, wenn sie in der großen Genossenschaft des Reiches Anerkennung und Schutz fanden. Nur mit Ruhe, Selbstbeherrschung und Mäßigung ließ sich dies erreichen. Ich denke, ein Fortgang auf diesen Grundlagen ist auch ein der Aufmerksamkeit würdiges Schauspiel.

Eines der Hauptmomente hiebei lag nun aber, da die Protestanten der offenen Gewalt zu schwach gewesen wären, in dem eigenen Zustand und Verhältnis ihrer Gegner.

Zu dem bereits beschlossenen Angriff hatten sich diese doch niemals wirklich vereinigen können.

Dann waren die anderweiten Feindseligkeiten, die der am meisten zu fürchtende Widersacher, der Kaiser, von morgenländischen und abendländischen Feinden erfuhr, den Protestanten trefflich zustatten gekommen. Ein Anfall der Osmanen hatte ihnen im Jahre 1532 den ersten Frieden verschafft, der, so unzureichend und bedingt er sein mochte, doch als ein großer Schritt angesehen werden mußte. Wir wissen, welchen Wert die Restauration von Württemberg und der Friede von

Cadan für sie hatten; ohne den Rückhalt von Frankreich wäre nicht daran zu denken gewesen. Noch war der Kaiser dieser Feindseligkeiten mit nichten entledigt.

Überdies aber, auch in der Region der allgemeinen Beziehungen und Gegensätze der großen Mächte treten dann und wann neue geistige Entwickelungen ein, und zwar eben die, welche die Welt am gewaltigsten beherrschen. In den Zeiten, worin wir stehen, lassen sich, wenn ich nicht irre, Momente dieser Art wahrnehmen, die mit den Bestrebungen des Protestantismus eine lebendige Analogie haben und ihn mittelbar nicht wenig unterstützen.

Wie früher, haben wir auch jetzt vor allem anderen unsern Blick auf die allgemeinen Verhältnisse der großen Mächte zu richten, wodurch wir denn zunächst in entlegene Weltgegenden geführt werden.

Erstes Kapitel.

Allgemeine politische Verhältnisse.

1534—1536.

Unternehmung Karls V. auf Tunis.

Im Sommer 1534 war Karl V. entschlossen, die deutschen Fürsten, die seinem Hause Württemberg entrissen, und den König von Frankreich, der dieselben hiebei unterstützt hatte, dafür zu züchtigen. Seine Gesandten suchten die Sache in Deutschland vorzubereiten; in seinem Staatsrate ward in Überlegung gezogen, ob es nicht ratsam sei, Marseille zu überraschen, um den König von Frankreich bei sich selbst zu beschäftigen.

In diesem Augenblick aber trat ein Ereignis ein, das seiner Tätigkeit und vielleicht seinen Ideen fürs erste eine andere Richtung gab.

Einem glücklichen Korsaren, Chaireddin, genannt Barbarossa, der im Dienste der alten einheimischen Dynastien des westlichen Afrika emporgekommen, war es schon früher gelungen, sich in Algier festzusetzen; mit Freibeutern, die ihr Glück zu machen suchten, wie er es gemacht, südeuropäischen Renegaten und hauptsächlich spanischen Morisken, die er selbst herüber=

geholt — siebenmal, sagen die osmanischen Geschichtschreiber, ging und kam die Karawane —, hatte er einen barbarischen Staat gegründet, welcher der Schrecken des westlichen Meeres wurde. In fortgesetztem Kampfe, wie mit den einheimischen Fürsten, so mit den christlichen Mächten, eines Rückhalts bedürftig, hielt er es für gut, sich an Suleiman II. anzuschließen, „dessen Glorie so herrlich wie die des Dschemschid". Suleiman, der sich als den Verfechter des echten Islam betrachtete, z. B. den persischen Krieg, den er damals (im Jahre 1533) unternommen, als einen Religionskrieg gegen die Shii ansah, und, als er Bagdad eroberte, es eine seiner ersten Sorgen sein ließ, das Andenken des großen sunnitischen Lehrers Ebu Hanifeh zu erneuern, dessen angebliches Grab zu einem allgemeinen Wallfahrtsort zu erheben, war sehr empfänglich dafür, daß Chaireddin im fernen Westen für ihn, den Kalifen von Rom — denn diesen Titel gab er sich —, das Kanzelgebet abhalten ließ. Er ernannte denselben dagegen zum Beglerbeg des Meeres. Im Juli 1534 erschien Chaireddin, von Konstantinopel kommend, an den italienischen Küsten. Wie erschrak Neapel, als sich plötzlich der Stadt gegenüber die hundert Segel der Korsaren entfalteten! Es lag aber diesmal nicht in seiner Absicht, zu einem ernstlichen Angriff zu schreiten. Er begnügte sich, Schiffswerften an der Küste zu zerstören, Kastelle von geringer Bedeutung zu nehmen und wieder zu verlassen, ein paar Meilen weit in das Land zu streifen

und Gefangene wegzuführen; dann kehrte er plötzlich um. Nachdem er noch die Küsten von Sardinien geplündert, warf er sich auf Tunis, wo die Benihafs regierten und der osmanischen Übermacht noch Widerstand leisteten. Er nahm den Schein an, als ob er an des regierenden Muley Hassan Stelle, der sich durch Grausamkeit die Gemüter seiner Untertanen entfremdet hatte, dessen Bruder Reschid setzen wolle; und um so leichter eroberte er die Stadt; hierauf aber trug er kein Bedenken, für sich selbst Besitz zu ergreifen: gegen den Angriff des zurückkehrenden Hassan wußte er sich mit seinem Geschütz zu behaupten.

Auch dies Unternehmen war nun wohl nicht ganz ohne Beziehung zu der Entzweiung zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich. Fortwährend stand Suleiman in gutem Verhältnis mit Franz I. Als ihm Karl in jenem Jahre einmal den Antrag machen ließ, in Konstantinopel im Namen der gesamten Christenheit mit ihm zu unterhandeln, lächelte Suleiman; er wußte wohl, wie wenig die christlichen Fürsten mit Karl eines Sinnes seien. Franz I. hatte dem Papst Klemens einst geradezu gesagt, daß er einen Anfall der Osmanen eher hervorzurufen, als demselben zu widerstehen gedenke. Nicht als ob zwischen Suleiman und Franz I. der Angriff auf Tunis verabredet gewesen wäre; aber sie waren einverstanden, dem Kaiser so viel wie möglich zu schaffen zu machen. Wie hätte das aber besser geschehen können, als durch diese Eroberung? An dem Golf, von welchem einst die

Seeherrschaft der Karthager ausgegangen, nahm Chaireddin eine noch furchtbarere Stellung ein, als jemals früher. In den kaiserlichen Gebieten von Messina bis Gibraltar glaubte man in der Nähe des Meeres nicht mehr ruhig schlafen zu können. Die Spanier fanden es überdies unerträglich, daß in einem Lande, welches sie zwanzig Jahre früher schon selbst großenteils eingenommen, wo sie ein neues Spanien zu gründen gedacht, ein so gefährlicher Feind sich festsetzen sollte. Und so mußte Karl V. von jenen feindseligen Entwürfen gegen das innere Europa für den Augenblick absehen und alle seine Kräfte gegen Afrika richten; er tat dies nicht allein ohne Widerstreben, sondern mit Freude und Begeisterung; er urteilte, den räuberischen, mächtigen Ungläubigen zu bekämpfen sei eine des kaiserlichen Namens besonders würdige Unternehmung, zu der er mit ganz gesichertem Gewissen schreiten könne; im Frühjahr 1535 sehen wir ihn in voller Tätigkeit, dieselbe auszuführen.

In den Jahrhunderten des Mittelalters war den Spaniern bei ihren Kämpfen mit den Mauren nicht selten die Macht des übrigen Europa zu Hilfe gekommen. Was damals der freiwillige Eifer für die allgemeine Sache der Christenheit, das bewirkte jetzt das Ansehen des Kaisers, der so viele Länder beherrschte. Nicht allein Italiener erschienen teils in seinem Solde, teils auch von einigen Großen, z. B. dem Fürsten von Salerno, zusammengebracht, sondern auch 8000 Deutsche, in der Gegend von Augsburg geworben,

unter Maximilian von Eberstein, und in Genua eingeschifft, wie man denn schon früher einmal die geschlossene Schlachtordnung der Landsknechte im Kampfe mit den leichten Arabern sehr vorteilhaft gefunden hatte. Die Spanier selbst erschienen noch ganz als die alten; sie meinten bei diesem Zuge ihre Seligkeit zu verdienen, wie weltlich sie sich auch sonst aufführen mochten. Es war sehr in ihrem Sinn, wenn der Kaiser vor der Abfahrt von Barcelona noch Unserer Frau von Monserrat einen Besuch machte und an einer feierlichen Prozession, er wie die anderen mit unbedecktem Haupte, teilnahm. Die Fahne, die auf dem Admiralschiffe wehte, stellte das Bild des Gekreuzigten dar, neben ihm Johannes und Maria. „Wer soll unser Anführer sein?" fragten die Großen den Kaiser: — „Der da," antwortete er, indem er ein Kruzifix hervorzog, „und ich bin sein Fähnrich". Er sah in dem Kruzifix eine Personifikation auch der Waffengewalt der lateinischen Christenheit, deren Sache wider den Islam er noch einmal zu führen im Begriff war. Dem Großadmiral Andrea Doria hatte der Papst einen geweihten Degen gesendet.

Die von beiden Seiten, von Italien und von Spanien her, ansegelnden Flotten vereinigten sich an der sardinischen Küste, bei Cagliari; von hier nahmen sie am 14. Juni 1535 ihren Lauf nach Tunis; die Landung am Golf geschah ohne alle Schwierigkeit.

Es scheint, als habe Chaireddin den Nachrichten, die er von der Rüstung des Kaisers allerdings empfing,

doch niemals geglaubt. Wenigstens war er nicht vorbereitet, der Einschließung seines Schlosses und Arsenales, Goletta, die sehr langsam und methodisch vollzogen ward, ein ernstliches Hindernis entgegenzusetzen. Nachdem man nur erst dahin gekommen war, es zugleich von den Schiffen und aus dem Lager zu beschießen, ward es unverzüglich und ohne viele Mühe erstürmt. Die Spanier behaupteten, von den Kanonen, die sie da fanden, seien einige mit den französischen Lilien bezeichnet gewesen.

Um vieles schwieriger war es nun aber, Tunis selbst anzugreifen.

Muley Hassan war in dem Lager des Kaisers erschienen und hatte demselben Hoffnung gemacht, daß ein großer Teil der Eingeborenen sich für ihn, den Verjagten, erheben werde. In der Stadt Tunis unterschied man vier Parteien, und nicht die geringste war die, welche sich zu den Benihafs neigte; aber die Gegenwart des mächtigen Korsaren hielt alles im Zaum. Die arabischen Stämme wurden überredet, daß der Kaiser das Land sich selber unterwerfen und den Islam vertilgen wolle. Selbst wider ihren Willen folgten die Tunisier, über 9000 Pferde stark, ihrem Gewaltherrn in das Feld.

Am 20. Juli, noch vor Tage, war der Kaiser aufgebrochen, um auch ohne die Hilfe der Eingeborenen einen Versuch auf Tunis zu machen. Er hatte sich vorgenommen, die Nacht ein paar Miglien vor der Stadt zuzubringen, bei den Ruinen einer antiken

Wasserleitung, wo man Baumpflanzungen und Brunnen fand.

Er erschrak jedoch, als er nach Mittag mit seinem durch Hitze und Durst schon ganz erschöpften Heere in der Nähe dieses Platzes anlangte und denselben von weit zahlreicheren Scharen der Feinde eingenommen fand.

„Was tun wir nun, mein Vater?“ sagte er zu Alarcon. „Herr,“ antwortete dieser, „wir greifen sie an, und wir werden sie schlagen, so gewiß als Ihr der Kaiser seid“.

Die kaiserlichen Truppen mochten 26 000 Mann betragen; sehr mühselig, mit den Armen, hatten die Deutschen ein paar Stücke Geschütz herangeschleppt. Auch Chaireddin hatte Feldgeschütz und Hakenbüchsen; sein Heer wird auf 50 000 Mann angegeben. Es läßt sich aber leicht einsehen, daß die nach langem Schwanken für ihn gewonnenen Araber und Tunisier sowie die mit Zwangsgewalt herbeigeführten Mauren von keinem großen Eifer für seine Sache beseelt sein konnten. Nachdem man sich mit den Geschützen begrüßt hatte, wobei die Kaiserlichen sogleich im Vorteil waren, und ein Anlauf der afrikanischen Reiter von dem starken spanisch-deutschen Vordertreffen des Kaisers, das indes unaufhörlich vorrückte, zurückgewiesen worden, flohen zuerst die Tunisier, dann die übrigen Hilfsvölker, so daß auch endlich die Türken und Renegaten, die Chaireddins vornehmste Stärke ausmachten, deren aber nur etwa 8000 Mann waren,

obwohl zögernd, weichen und selbst einen Teil ihres Geschützes zurücklassen mußten. Wie hätte es auch anders gehen sollen? Die Eingeborenen hatten sich dem Korsaren beigesellt, weil er der Stärkere war; bei dem ersten Zusammentreffen sahen sie aber die eigene und wesentliche Macht desselben von der kaiserlichen bei weitem übertroffen; sie waren nicht gemeint, ihr Leben für ihn zu wagen. Ohne viele Mühe war zu gleicher Zeit ein Angriff der Algeriner auf die Nachhut vom Herzog von Alba zurückgewiesen worden. Die Deutschen reinigten die benachbarten Ölbaumpflanzungen von den herumschweifenden Berbern.

Wohl nahm nun der Kaiser die Brunnen ein; jedoch sah er sich noch nicht am Ziele.

Das Wasser, das man fand, reichte für das Bedürfnis des Heeres nicht zu; und es war doch sehr zweifelhaft, ob man des anderen Tages, so unerquickt und ohne Belagerungswerkzeuge, die nicht unbefestigte Stadt erobern oder noch in schlimmeren Zustand geraten würde; das Lager erscholl von Verwünschungen gegen den Muley. Hatte nicht einst das christliche Heer, das mit Ludwig dem Heiligen herübergekommen, nachdem es einen ähnlichen Sieg erfochten, doch die Belagerung der Stadt zu unternehmen Bedenken getragen? Der Kaiser gesteht, es sei ein Augenblick gewesen, in welchem er gewünscht hätte, die Sache gar nicht angefangen zu haben. Gott aber, setzte er freudig hinzu, half allem Übel ab.

Das Ereignis war, daß die in der Alcaçaba von

Tunis eingesperrten Christensklaven, bei der Unordnung, welche der Verlust der Schlacht veranlaßte, und vielleicht von einem reuevollen Renegaten unterstützt, Gelegenheit fanden, sich zu befreien, das Schloß einnahmen und dadurch Chaireddin nötigten, mit seinen Getreuen Tunis zu verlassen.

Dadurch ward zugleich dem Kaiser der Weg gebahnt. „Großherr," sagte ihm der Muley, als sich das Heer den nächsten Morgen in Bewegung gesetzt hatte, „Ihr betretet jetzt einen Boden, den noch nie ein christlicher Fürst berührt hat". „Ich denke noch weiter zu kommen," erwiderte der Kaiser, in welchem der glückliche Erfolg das volle Zutrauen zu einer großen Bestimmung wieder erweckte.

Ohne Widerstand zog er in Tunis ein; dessenungeachtet überließ er die Stadt seinem Kriegsvolk, wie dieses forderte, zur Plünderung. Tausende kamen um; eine noch größere Anzahl ward zu Sklaven gemacht; selbst die Büchersammlung des Muley ward verwüstet. Noch waltete in diesen Christen der bittere, gewaltsame, halbbarbarische Geist der Kreuzzüge vor. Als alles vollbracht, das ist alles zerstört war, hielt man dem Apostel St. Jakob zu Ehren, mit dessen Namen die Spanier von jeher ihre antimohammedanischen Kriegstaten zu heiligen pflegten, am Tage desselben ein feierliches Hochamt in dem Franziskanerkloster.

Wie bei der Eroberung der spanischen Städte fand man auch hier, da nicht alles Frühere von dem Fana-

tismus der Almohaden vernichtet worden, noch einige Überbleibsel der altchristlichen Bevölkerung; der Kaiser war jedoch so weit entfernt, den Versuch einer Kolonisation daran knüpfen zu wollen, daß er sie vielmehr nach Neapel überführte.

Das Innere des Landes überließ er dem einheimischen Fürsten, der es beruhigen sollte; sich selbst behielt er Goletta und die Küste vor. Muley Hassan trat ihm sein Recht auf die von Chaireddin noch besetzten Plätze ab; Karl V. war entschlossen, es geltend zu machen.

Auf die Stadt Afrika (das alte Aphrodisium), die damals von den Korsaren besonders stark befestigt war, hätte er sogleich einen Angriff unternommen, wäre er nicht durch widrige Winde abgehalten worden.

Indem er sich zuvörderst nach Sizilien begab, verlor er doch diese Küste keinen Augenblick aus den Augen; ja, noch viel größere Hoffnungen erwachten in ihm und in der christlichen Welt überhaupt.

Durch Nachrichten von einem Unfall, welchen die Osmanen in Persien erlitten, besonders dazu bewogen, schickte Papst Paul III. den General der Franziskaner an den Kaiser, um ihn zu einem umfassenden Unternehmen gegen die Osmanen anzutreiben. In den Briefen des Kaisers selbst ist zwar zunächst nur von einem Angriff auf Algier die Rede, von einer Fortsetzung des begonnenen afrikanischen Krieges; aber ein Mitglied seines Hofes versichert mit Bestimmtheit, auch von einem Zuge auf Konstantinopel für den

nächsten Sommer habe man ihn sprechen hören. In der Christenheit erneuerten sich hier und da die alten Weissagungen von einem Kaiser, der die ganze Welt überwinden, die Anbetung des Kreuzes bei Todesstrafe gebieten, dann aber in Jerusalem von einem Engel Gottes die Krone empfangen und daselbst sterben werde. In Karl V. glaubte man diesen Kaiser zu sehen.

Allein die Angelegenheiten der christlichen Welt lagen nicht so einfach, daß alle ihre Kräfte in einer einzigen großen Richtung sich bewegen oder gar einem einzigen Oberhaupt sich hätten unterordnen sollen.

Wie der Absicht gegen Frankreich und Deutschland die Notwendigkeit, die Osmanen abzuwehren, in den Weg getreten war, so ward jetzt die Tendenz gegen den allgemeinen Feind durch die drohende Haltung Frankreichs zurückgedrängt.

Entzweiung und Krieg mit Frankreich 1536.

Wir wissen, wie König Franz I., ohne sich durch den Vertrag von Cambrai für gebunden zu achten, im Namen seiner Kinder seine alten italienischen Ansprüche erneuert und, durch Verschwägerung mit dem Hause Medici verstärkt, erweitert hatte, wie alle seine politischen Verbindungen dahin zielten, dieselben noch einmal durchzusetzen.

Nur mit großer Mühe war in den letzten Jahren der Friede erhalten worden; der König rechnete es

sich hoch an, daß er nicht während des tunisischen Krieges losgebrochen war.

In diesem Augenblick aber, eben als der Kaiser aus Afrika zurückkam, starb Franz Sforza von Mailand. Es konnte wohl nicht anders sein, als daß der König hierauf seine Ansprüche mit doppeltem Eifer zur Sprache brachte.

Notwendig mußte dies die ernstlichsten Erwägungen des Kaisers und seiner Räte hervorrufen.

Nach wie vor waren sie entschlossen, dem Könige für seine Person keinen Schritt breit nachzugeben. Sie hätten die Umkehr der soeben gegründeten Verhältnisse, den Verlust ihres Ansehens und einen Einfluß der Franzosen auf Rom befürchten zu müssen geglaubt, der ihnen in jedem Bezuge widerwärtig und schädlich gewesen wäre.

Dabei lag ihnen aber auch alles daran, nicht nur den Krieg zu vermeiden, zumal in einem Augenblick, wo sie die Möglichkeit, das westliche Afrika von den Osmanen zu reinigen und in erneute Abhängigkeit von Spanien zu bringen, vor sich sahen, sondern diese Feindseligkeit, die ihnen selbst im Frieden bei jedem Schritt entgegentrat und allen Widersachern Rückhalt gewährte, gründlich zu beseitigen. Sie faßten den Gedanken, den König durch eine solche Konzession, die ihnen nicht geradezu schädlich werden könnte, zugleich zu befriedigen und an sich zu fesseln.

Schriften, die nur unter ihnen selbst gewechselt wurden, lassen uns nicht zweifeln, daß sie wirklich

geneigt waren, dem dritten Sohne des Königs, Herzog von Angoulême, Mailand zu übertragen. Sie hegten die Meinung, daß sich Mittel finden lassen würden, z. B. wenn man die Witwe Franz Sforzas, Nichte des Kaisers, mit dem jungen Herzog vermähle, die Politik desselben doch auf immer von der französischen zu trennen. Auch dieser selbst aber hofften sie hiedurch einen anderen Charakter zu geben. Da es nur auf den Kaiser ankomme, Mailand für sich zu behalten, so erblickten sie in der Übertragung dieses Landes an einen französischen Prinzen ein so großes Zugeständnis, daß der König dagegen nicht allein die Einwendungen, die er noch immer gegen die Friedensschlüsse von Cambrai und Madrid erhob, fallen lassen, sondern sich in den großen Angelegenheiten vollkommen an den Kaiser anschließen werde. Deren waren besonders zwei: die kirchliche und der Krieg gegen die Türken. Gegen die letzteren sollte sich der König mit dem Kaiser zu Angriff und Verteidigung verbinden. In kirchlicher Beziehung sollte er versprechen, zur Herstellung des Katholizismus, namentlich in Genf und in England, zur Zelebration eines Konziliums und zur Ausführung der Beschlüsse desselben kräftig mitzuwirken. Sie schienen nicht zu zweifeln, daß der König darauf eingehen würde. Hatte er doch bei den ersten Eröffnungen erklärt, wenn man sich einige, werde er sich als Freund der Freunde und Feind der Feinde des Kaisers beweisen und ihn in allen Dingen zufriedenzustellen. Die Auskunft mit

dem Herzog von Angoulême war von der Königin Leonora von Frankreich selbst vorgeschlagen worden.

Und wahrscheinlich hätte sich dies erreichen lassen, wenn die Differenz auf der Territorialfrage allein beruht hätte.

Aber wie der Kaiser durch das Abkommen, das er vorschlug, die überwiegende Autorität, die er in den letzten Kriegen erworben, zu befestigen, die Kräfte von Frankreich zu den allgemeinen Zwecken, die er sich gesetzt, herbeizuziehen dachte, so war auch der Gedanke, von welchem der König ausging, umfassender politischer Natur. Die große Stellung, hauptsächlich zu Italien, welche er durch das Unglück der Kriege verloren, suchte er wiederzugewinnen. Ein Zugeständnis, das ihn verpflichtet hätte, seine Waffen gegen Osmanen und Protestanten zu richten, konnte ihn nicht befriedigen.

Wir lernen sein Verfahren hiebei recht eigen kennen.

Er hatte immer gesagt, es komme ihm auf die Erbrechte seiner Kinder an. Konnte man leugnen, daß diese durch die Auskunft mit dem Herzog von Angoulême so weit berücksichtigt worden waren, als sich das bei Streitfragen dieser Art überhaupt tun läßt? Allein er war nicht damit zufrieden.

Zuerst trug er darauf an, daß nicht sein dritter Sohn, Angoulême, sondern der zweite, Orleans, mit Mailand belehnt würde. Sein Grund war, daß derselbe sonst kraft aller Hausverträge Bretagne in Anspruch nehmen und dem künftigen König einmal sehr

beschwerlich fallen werde. Bemerken wir hier auch das Verfahren des Kaisers. Er antwortete wohl, der Herzog von Orleans dürfte der Krone um so gefährlicher werden, je mächtiger man ihn mache; aber die Wahrheit ist, daß er und seine Minister schon wirklich auf diese dereinst zu erwartende Opposition desselben gegen seinen Bruder und die Krone rechneten. Absichtlich wollte ihn der Kaiser nicht anderweit entschädigen; er wollte dies um so weniger, da Orleans durch seine mediceische Vermählung sich auch eigene Ansprüche auf Italien verschafft hatte. Bei alledem hielt er doch eine definitive abschlägige Antwort nicht für ratsam; er verschob die weitere Unterhandlung auf seine Anwesenheit in Rom, wo er den Papst zu Rate ziehen wolle.

Aber indem trat der König mit neuen Forderungen hervor. Wenn Orleans mit Mailand belehnt werde, nahm er für sich selbst den Nießbrauch des Landes in Anspruch, und zwar auf der Stelle, ohne allen Verzug.

Schon ließ Granvella verlauten: er fürchte, daß ein Krieg ausbreche, bitterer und heftiger als jemals. Der Kaiser hielt noch an sich; er sagte nur, er könne nicht glauben, daß der König auf unausführbaren Dingen bestehe.

In diesem Augenblick erhob aber der König bereits eine dritte, noch weiter reichende Forderung.

Schon seit längerer Zeit machte er Ansprüche auf die Allodialverlassenschaft seines mütterlichen Groß-

vaters, Philipps von Savoyen. Er behauptete, in den Pakten von dessen erster Ehe, aus der seine Mutter Luise entsprungen, sei diese Verlassenschaft den Nachkommen aus derselben vorbehalten worden; den Kindern zweiter Ehe, namentlich dem regierenden Herzog Karl III., stehe kein Recht daran zu.

Wir brauchen die Rechtsbeständigkeit dieser Behauptungen nicht zu prüfen. Der eigentliche Beweggrund des Königs war ohne Zweifel auch hiebei politischer Natur.

Karl III. von Savoyen war dem Könige verhaßt, weil er, nachdem sein Haus sich früher fast immer zu Frankreich gehalten, auf die Seite des Kaisers, seines Schwagers — er hatte sich mit der Schwester der Kaiserin vermählt — übergetreten war; man wollte wissen, er habe in Spanien einst die Loslassung des Königs widerraten. Höchst empfindlich fiel diesem, daß der Herzog die Grafschaft Asti, die zwar im Frieden von Cambrai abgetreten worden war, aber nicht ohne geheime Protestation, sich hatte übertragen lassen; er betrachtete dies beinahe als eine persönliche Beleidigung.

Und welch ein ungemeiner Vorteil war es, durch einen glücklichen Angriff auf denselben die Zugänge zu Italien einzunehmen! — Soeben zeigte sich die beste Gelegenheit dazu.

Wir erinnern uns, daß im Jahre 1530, als sich überhaupt das katholische Prinzip in der Schweiz wieder ermannte, auch Genf, schon berührt von der

vordringenden kirchlichen Neuerung, von dem Herzog von Savoyen, unter Konnivenz der meisten katholischen Kantone, bedroht ward, aber noch im rechten Augenblicke Schutz und Rettung fand. Seitdem war nun die Reform auch in Genf eingedrungen; der Bischof, dessen Recht man nicht mehr anerkannte, war verjagt worden, da er sich an den Herzog anschloß; in dem vereinigten Interesse der geistlichen und der weltlichen Herrschaft war der Krieg wieder angegangen und wurde soeben mit großer Erbitterung geführt. Gegen Ende des Jahres 1535 ward Genf eingeschlossen und geriet in Gefahr, sich überliefern zu müssen. Es suchte sich der zur Verteidigung Untauglichen zu entledigen; aber diese wurden von den Belagerern geplündert und in solchem Zustande zurückgeschickt.

Schon dachte Franz I. sich dieser Feindseligkeiten auf eine oder die andere Weise zu seinem Vorhaben gegen Savoyen zu bedienen; aber dies war ein Motiv mehr für den Rat von Bern, welcher vor vier Jahren das Beste bei Genf getan, zu den Waffen zu greifen und den einmal begründeten Zustand daselbst zu befestigen.

Ohne mit Frankreich in besonderem Bunde zu stehen, gaben die Berner ihrer Landschaft zu erkennen, die Ehre Gottes und ihre eigene fordere, Genf nicht untergehen zu lassen: es werde ihnen zu ewigen Zeiten verweislich sein. Im Dezember 1535 schickten sie dem Herzog seinen Bundesbrief zurück. Im Januar 1536 erschien ein aus den Einwohnern der Stadt und den

vier Landgerichten zusammengesetztes stattliches Heer im Felde, mit den Verbündeten von Neuenstadt und Neuenburg unter deren eigenen Fahnen. Aus politischen Gründen gesellten sich ihnen Freiburger und Walliser zu, so wenig das auch im Interesse ihrer Religion lag. Einem so gewaltigen Anfall konnte Savoyen nicht widerstehen. Nicht allein wurde Genf auf der Stelle befreit, — die Waadt, Gex, Romont, Chablais wurden kraft eines Artikels in dem früheren Frieden, der eine Berechtigung hiezu enthielt, in Besitz genommen. In Genf ward die Reform auf immer festgestellt; in der Waadt ward sie zuerst begründet.

Man hat damals angenommen, erst durch diesen glücklichen Erfolg der Schweizer sei auch der König bewogen worden, allem Verzug ein Ende zu machen. Während die Unterhandlungen — der Kaiser behauptet, ihm sei ausdrücklich für diese Zeit Stillstand für Savoyen versprochen gewesen — durch die beiderseitigen Gesandten noch fortgesetzt wurden, brach Franz I. im März 1536 daselbst ein. Er gab an, der Herzog habe sein Land dem Kaiser einräumen wollen, und dem habe Frankreich zuvorkommen müssen. In Savoyen hielt sich nur Montmelian einen Augenblick; ohne auf eigentlichen Widerstand zu treffen, gingen die Franzosen über die Berge; der Herzog fand auch seine Hauptstadt Turin nicht fest genug, um sich gegen die Franzosen zu verteidigen; am 3. April zogen diese daselbst ein.

Indem der Kaiser noch immer an Konstantinopel dachte und der Hoffnung lebte, durch Nachgiebigkeit und geschickte Benutzung der Umstände den König von Frankreich zu befriedigen, ja die Macht desselben mit der seinen zur Aufrechterhaltung des Katholizismus und zur Bekämpfung der Ungläubigen zu vereinigen, auf dem Wege nach Rom, wo er alles zu Ende zu bringen dachte, erhielt er diese Nachrichten. In denselben Tagen vernahm man, daß auch Suleiman nach Konstantinopel zurückgekehrt, Barbarossa bei ihm angekommen war. Es leuchtete ein, daß die Osmanen, wie bisher immer, eher Gelegenheit finden würden, einen erfolgreichen Anfall auf die Christenheit zu machen, als diese auf sie. Die ganze politische Lage wandelte sich um; alle Gedanken und Entwürfe mußten eine andere Richtung nehmen.

Welche Gemütsbewegung dies dem Kaiser verursachte, sieht man recht an der Rede, die er bei seiner Anwesenheit in Rom am zweiten Osterfeiertage, 17. April, in dem Konsistorium der Kardinäle hielt. Er schilderte ausführlich, was er von jeher, hauptsächlich aber seit den Verträgen von Cambrai, getan, um den Frieden zu erhalten, wie vieles er habe hingehen lassen, was dagegen geschehen; jetzt aber habe der König offen gebrochen, Savoyen überfallen und rücke in Italien vor. Nicht zufrieden mit der Aussicht, die einem seiner Söhne auf Mailand eröffnet worden, fordere derselbe den Besitz und Nießbrauch dieses Landes unmittelbar für sich. „Noch immer,“ fuhr er

fort, „biete ich dem Könige Frieden an. Vereinigt könnten wir der Christenheit großes Gute erweisen, sie in die erwünschte Ruhe setzen. Ich bin noch immer bereit, seinem Sohne von Angoulême unter hinreichender Sicherheit den Staat von Mailand zu übertragen. Auch biete ich dem Könige noch einmal persönlichen Kampf an. Ich will den Staat von Mailand gegen das Herzogtum Burgund setzen, obgleich auch dies mir gehört. Wer den anderen überwindet, dem soll beides zufallen. Will aber der König weder das Eine noch das Andere, nun denn — so mag der Krieg ausbrechen; wir werden alles an alles setzen; es wird das Verderben des Einen oder des Anderen sein; mögen derweile Türken und Ungläubige Herren der Christenheit werden."

Zwar wurde auch hierauf noch unterhandelt; es liefen Briefe aus Frankreich ein, und der Kardinal von Lothringen, der in Italien anlangte, machte Äußerungen, nach denen es sich anließ, als werde der König auf den Vorschlag wegen seines jüngsten Sohnes am Ende doch eingehen. War das nun aber Irrtum oder Täuschung, in Wahrheit drang der König doch nach wie vor auf die Ausstattung des Herzogs von Orleans, ohne sich um die Sicherheiten zu bekümmern, die sein Gegner verlangte; dessen Herausforderung behandelte er wie einen Scherz. Die Zumutung, die ihm geschah, Piemont und Savoyen wieder zu räumen, wies er um so mehr von sich, da sich auf der Stelle zeigte, wie sehr er durch diesen plötzlichen Schlag sein An=

sehen in der Welt erneuert hatte. Die italienischen Mächte, die Venezianer, der Papst, fingen an zu schwanken, die florentinischen Verjagten regten sich; — England, einige deutsche Fürsten, die nordischen Könige, alles, was gegen den Kaiser Opposition machte, war für ihn; und soeben schloß er einen Vertrag mit den Osmanen; er nahm wieder eine Stellung ein, wie er sie vor dem Frieden von Cambrai besessen, und unmöglich konnte er diese gegen eine Versorgung seines jüngsten Sohnes aufgeben, der doch nichts als ein kleiner italienischer Fürst unter dem Einfluß des Kaisers geworden wäre.

Die kaiserlichen Räte waren überzeugt, daß der König nicht allein nichts herausgeben, sondern immer weiter vordringen werde, es wäre denn, daß man ihn mit Gewalt bezwinge. Man müsse ihn entweder zum Frieden nötigen oder überhaupt unschädlich machen.

Von jeher hatten sie geglaubt, das beste Mittel, den König von Frankreich zu überwältigen, sei ein Einfall in Frankreich. Wie oft war früher eine Verbindung von niederländischen und oberdeutschen, spanischen und italienischen Kräften zu diesem Zwecke versucht worden! Auch jetzt meinten sie, nur auf dieselbe Weise zu Ende kommen zu können. Antonio Leiva soll gesagt haben: ein Raubtier müsse man in seiner Höhle aufsuchen.

Man dürfte dem Kaiser nicht die bestimmte Absicht oder Hoffnung beimessen, Frankreich zu erobern oder etwa einer großen Provinz zu berauben. Seiner

Schwester schreibt er anfangs nur, er rüste sich darum, um auch an der Spitze eines Heeres unterhandeln zu können, wie sein Gegner. Im Juni 1536 hatte er bereits ein stattliches Heer beisammen. Es bestand aus 10 000 Spaniern, 20 000 Italienern, großenteils Einwohnern des Kirchenstaates, die allen Verboten des Papstes zu Trotz ihm zugeströmt, und drei großen deutschen Regimentern, unter Maximilian Eberstein, Kaspar Frundsberg und Franz Hemstein, 37 Fähnlein, ungefähr 20 000 Mann. Als das frundsbergische Regiment nach Asti kam, ließ es der Kaiser eine kleine Feldübung machen, vorrücken, zurückziehen; dann ritt er auf den Oberstleutnant Kaspar von Waldsee zu, reichte ihm die Hand und nahm ihn an. Eine so gewaltige Macht verschaffte ihm nun auf der Stelle dort das Übergewicht, so daß er Fossano eroberte, der Marchese von Saluzzo zu ihm übertrat; aber sie nötigte ihn auch gewissermaßen, weiter zu gehen. Der venezianische Gesandte versichert, der außerordentliche Aufwand, den das Heer verursacht, habe den Kaiser vermocht, zu einer außerordentlichen Unternehmung zu schreiten. Indem er fortwährend erklärte, er sei zum Frieden bereit, wofern ihm der König die für die gegenwärtige Lage der Dinge nötig gewordenen Sicherheiten gewährte, griff er im Juli 1536 Frankreich mit zwei großen Heeren zugleich im Norden und im Süden an. Er selbst überschritt am Tage St. Jakob, 25. Juli, was die Spanier für ein gutes Zeichen hielten, die französischen Grenzen, besetzte einige Plätze,

vernichtete ein kleines Truppenkorps unter Montejan und Boisy, das einzige, das sich ihm entgegensetzte, und schlug gegen Mitte des August sein Lager bei Aix auf. In diesen Tagen drang auch das niederländische Heer die große Straße daher, auf welcher man einst nach San Jago di Campostella gezogen war, unter dem Grafen von Nassau in Frankreich ein und eroberte Guise.

Der Kaiser hoffte, der König werde seine Streitkräfte teilen müssen, und auch schon aus dem Ehrgeiz, keinen Feind auf französischem Boden zu dulden, ihm in offenem Felde begegnen; dann zweifelte er nicht, mit seinen kriegsgeübten Truppen denselben zu schlagen und zu einem Frieden zu nötigen, in welchem die Sicherheiten lägen, die er immer gefordert. Den päpstlichen Gesandten, die zur Vermittelung an beide Fürsten geschickt waren, erklärte er, er wolle Rechenschaft fordern über das Betragen des Königs gegen ihn, den Kaiser, und gegen seine Freunde; er müsse wissen, wie sie fortan miteinander zu stehen hätten, er und der König von Frankreich. Der Vorteil, in welchen der König durch die Besitznahme von Savoyen und seine allgemeine Politik gekommen, war ihm unerträglich; er wollte das Verhältnis des Übergewichtes, das ihm die letzten Friedensschlüsse gegeben, erneuern und auf immer befestigen; er fühlte ganz richtig, daß er dann erst gegen andere Feinde freie Hand haben würde.

Allein der König wußte durch Erfahrung, was die

Entscheidung eines Schlachttages auf sich habe. Er hatte sich in eine stattliche Kriegsverfassung gesetzt; trotz aller Verbote des Kaisers waren ihm deutsche, trotz der Verbote der eidgenössischen Obrigkeiten schweizerische Fähnlein in großer Anzahl zugezogen; seit undenklicher Zeit zum ersten Male hatte er den Versuch gemacht, das französische Landvolk zu bewaffnen; der Adel und die Hommes d'Armes umgaben ihn mit gewohntem Eifer; aber durch alles das ließ er sich nicht bewegen, dem Kaiser entgegenzugehen. Es war ihm genug, durch zwei feste Lager, bei Avignon und Valence, die Ufer der Rhone und der Durance zu sichern; Montmorency, dem die oberste Führung anvertraut war, entwickelte alle die Besonnenheit und Umsicht, welche den Verteidigungskrieg erfolgreich machen können. Die Haltung, die der König dergestalt annahm, erfüllte ihn mit Selbstgefühl; er weigerte sich, auf Friedensverhandlungen einzugehen, solange der Feind in seinem Reiche, gleichsam in seinem Hause sei, ja nur seine Bedingungen zu nennen. Als er dies endlich tat, forderte er nichts Geringeres, als die unmittelbare Überlieferung von Mailand und Asti; dem Herzog von Savoyen bot er einen Stillstand von sechs Monaten an, in welcher Zeit der Papst ihre Streitigkeit in Güte beilegen solle.

Natürlich verwarf der Kaiser diese Vorschläge. Die beiden gewaltigen Heere lagen einander gegenüber, ohne daß eines oder das andere weiter vorrückte, ohne daß sie handgemein wurden; die beiden Fürsten, jeder

an der Spitze des seinen, meinten so am besten zu unterhandeln. Keiner griff den anderen an; ebensowenig aber ließ der eine oder der andere von der Strenge seiner Forderung nach.

Einen Augenblick schien es, als würde der Tod des Dauphin, der damals eintrat und durch welchen der Anspruch auf die Thronfolge an den Herzog von Orleans kam, die Schwierigkeiten heben, da Mailand nun doch dem Herzog von Angoulême zufiel, der keine anderen Rechte in Italien besaß und den der Kaiser immer vorgezogen. Auf die Anfrage eines päpstlichen Bevollmächtigten erklärte der vertraute Minister des Kaisers, Covos: wenn der König dabei stehen bleibe, Mailand für den Herzog von Angoulême zu fordern, so werde der Friede gemacht sein; und schon war die Rede von einer Zusammenkunft zunächst der beiderseitigen Minister zwischen Avignon und Aix, an die sich dann ein Gespräch der Fürsten selbst schließen könne; allein nur zu bald sah man, daß sich der König mit einer Überlieferung des Herzogtums, wie der Kaiser sie hoffen ließ, nicht begnügen, besonders auch seine Eroberungen in Piemont nicht wieder herausgeben, daß aber dann, zumal in diesem letzten Falle, auch der Kaiser keinen Frieden eingehen würde.

Die Entscheidung im Felde trat diesmal auch ohne Schlachttag ein. In dem kaiserlichen Lager zeigte sich nach und nach ein unerträglicher Mangel. Die Franzosen hatten weit und breit das platte Land wüstgelegt, die Vorräte vernichtet, die Bauern weggeführt.

Deutsche Anführer beklagen sich, daß der Kaiser untauglichen Leuten, namentlich ein paar italienischen Bischöfen, die Sorge für die Zufuhr anvertraut habe. Bald mußten sich die Landsknechte nur noch von getrockneten Feigen, die sich in den verlassenen Wohnungen fanden, oder von dem Obste nähren, das eben reifte; man sah sie die unreifen Trauben zusammendrücken und sich in ihrer Pickelhaube einen Trank daraus bereiten. Kein Wunder, wenn verderbliche Krankheiten unter ihnen ausbrachen. Schärtlin von Burtenbach erzählt, daß die Hälfte seines Haufens zugrunde gegangen, von seinem Gesinde nicht mehr als ein einziger Knecht übrig geblieben sei. Antonio Leiva, von dem man sagt, er habe allerdings geglaubt, daß er in Frankreich sterben werde, aber nach erfochtenem Siege, um in St.-Denis begraben zu werden, erlag seiner alten Krankheit unter dem epidemischen Einfluß des Lagers von Aix.

Auf den Rat Andrea Dorias unternahm der Kaiser noch eine Bewegung gegen Marseille, wie es scheint in der Hoffnung, daß ein Verständnis, welches er vorbereitet hatte, ihm die Überraschung dieses Seeplatzes möglich machen werde, was dann ein großer Vorteil für immer gewesen sein würde; allein er fand sich getäuscht. Es blieb ihm nichts übrig, als seinen Rückzug zu nehmen, wie einst Bourbon.

Der Kaiser tröstete sich zwar damit, daß sein Gegner so viele Feinde in seinem Königreiche gehabt, so großen Schaden erlitten habe; aber seine Absicht,

denselben zu Bedingungen zu nötigen, welche den Frieden gesichert hätten, war doch auf jeden Fall gescheitert; die Wahrheit zu sagen: diesmal war es der König, der als Sieger aus dem Kampfe hervorging. Die drohende Stellung, welche er durch die Besetzung von Piemont eingenommen, ward nun erst recht befestigt.

Auch das niederländische Heer, das eine Zeitlang Peronne belagert hatte, aber sehr vergeblich, war mißvergnügt zurückgegangen. Die Deutschen waren mit der Führung dieses Haufens so unzufrieden, daß sie von Verräterei redeten und die Summe nannten, durch welche ihr Heerführer von den Franzosen bestochen worden sei. Der König nahm jetzt die aufgegebene Lehnsherrlichkeit über Artois und Flandern wieder in Anspruch und erhob sich, in diese Länder einzubrechen.

Hauptsächlich trat er ganz unverhehlt in Bund mit den Osmanen. Wir finden die französische und die osmanische Flotte schon im Jahre 1536 vereinigt; für das Jahr 1537 verabredete der König mit ihnen einen gemeinschaftlichen Angriff auf den Kaiser.

Eben an dieser Stelle aber nehmen wir die ganze Bedeutung des Gegensatzes zwischen dem Kaiser und dem Könige wahr.

Allerdings hatten sich christliche Mächte von niederem Range, Grenzstaaten der Christenheit, schon immer dann und wann in Bündnisse mit den Ungläubigen eingelassen, auch wohl bedeutendere, einst

sogar ein Papst, jedoch nur in Momenten großer Bedrängnis, auf kurze Zeit, unter dem tiefsten Geheimnis. Jetzt aber trat eine der größten Mächte der Christenheit, wenn damals nicht die erste, doch gewiß die zweite, der allerchristlichste König selbst, und zwar nicht in einem Augenblicke der Not, sondern nachdem er sich des Feindes schon erwehrt und zu einem unleugbaren Übergewicht gelangt war, in Bündnis mit den Osmanen. Eine Zeitlang hatte auch er dieses Verhältnis sorgfältig verheimlicht; es rief nicht allein einen allgemeinen Tadel hervor, sondern sogar eine Art von Scham; allein jetzt, wie gesagt, machte er kein Hehl weiter daraus.

Bemerken wir wohl, was darin liegt! Die alte Christenheit des Mittelalters beruhte wahrhaftig nicht allein auf dem Dogma, sondern sie bildete eine große militärisch-politische, auf den Grund der Kirche befestigte Einheit. Sich davon loszureißen, wie man es auch beschönigen mochte, tatsächlich, ja systematisch von der zusammenhaltenden Idee der alten Christenheit abzusehen, war in der Tat ein nicht viel geringerer Gegensatz gegen die Sinnesweise der früheren Zeiten, als der Abfall der Protestanten vom Dogma und den Zeremonien. Man könnte sagen: es war ein militärisch-politischer Protestantismus, — wohl auch einseitig, egoistisch, gehässig, aber darum doch unvermeidlich und von allgemeiner Bedeutung.

Vielleicht von allen Ideen, welche zur Entwickelung des neueren Europa beigetragen haben, die wirksamste

ist die Idee einer vollkommen selbständigen, von keiner fremden Rücksicht gefesselten, nur auf sich selbst angewiesenen Staatsgewalt. Im Grunde konnte von Staaten im vollen Sinne des Wortes noch gar nicht die Rede sein, solange der Gedanke der allgemeinen Christenheit vorwaltete und, wie es mehrere Jahrhunderte hindurch geschehen ist, zu den großen Unternehmungen, an denen sich alle Staaten versuchten, den bewegenden Antrieb gab. Das Besondere ward durch das Mitgefühl des Allgemeinen verhindert, sich in seiner Eigentümlichkeit auszubilden. Wohl hatte in den letzten Jahrzehnten alles dahin gestrebt, sich besser zu konsolidieren, und vornehmlich in Frankreich war dies gelungen. Es versteht sich aber, daß man doch noch weit vom Ziele entfernt war, solange der Staat durch politische Rücksichten, die ihm nicht aus ihm selbst kamen, in seiner Bewegung, seinen Bündnissen, seiner ganzen politisch-militärischen Tätigkeit gehindert wurde.

Die Verbindung Franz' I. mit den Osmanen bezeichnet den Moment, wo die militärische Kraft eines großen Reiches sich von dem Systeme der lateinischen Christenheit, das bisher vorgewaltet, lossagte und nun erst selbständig auftrat. Das Prinzip kam um so besser zur Erscheinung, da eine Macht dies tat, welche in Rücksicht auf das Dogma katholisch blieb. Franz I., der diesen Schritt wagte und einem mächtigen Gegner, der ihn in den alten Bahnen festhalten wollte, mit Standhaftigkeit und Glück entgegentrat, wird immer

eine der großen Gestalten der neueren Geschichte bleiben.

Und eine von allem Bisherigen noch unumwundener abweichende Richtung hatte indes eine dritte europäische Macht genommen.

Die kirchlichen Neuerungen Heinrichs VIII. von England.

Wenn sich Frankreich Karl V. und dem wieder aufkommenden Gedanken eines kaiserlichen Übergewichtes widersetzte, jedoch an dem Papsttum festhielt, so riß sich England auch von diesem los, und zwar nicht allein der König, sondern mit ihm alle konstituierten Gewalten seines Reiches.

Wir erinnern uns der Absicht Heinrichs VIII., sich von seiner Gemahlin Katharina, Tante des Kaisers, auf gesetzlich gültige Weise zu scheiden, und wie der römische Hof dies Vorhaben begünstigte, solange er mit dem Kaiser entzweit war, es aber nicht dulden wollte, nachdem er sich mit demselben versöhnt hatte.

In dieser Zeit waren nun die reformatorischen Meinungen bereits in England eingedrungen.

Schon 1521, als Aleander die Verbreitung der lutherischen Bücher in Deutschland zu hemmen suchte, entgegneten ihm die Buchdrucker, sie würden ihre Exemplare nach England schicken. Nicht allein die gelehrten Schriften der Reformatoren, sondern auch die populären, welche der Bewegung in Deutschland so großen

Vorschub getan, gewannen in England Eingang. Noch standen einander die beiden Nationen in Sinnesweise und Bildung sehr nahe; in England waren die wiklifitischen und die lollhardischen Meinungen niemals ganz unterdrückt worden. Auch dort finden wir das Buch vom alten und neuen Gott, die fliegenden Blätter von Otto Brunfels und Simon Hessus; eine Schrift, welche der Klerus geradezu für infam erklärt, „vom Begräbnis der Messe", ist wohl keine andere, als Manuels „Tod und letzter Wille der Messen". Und bald gesellten sich ihnen originale englische Schriften in ähnlichem Sinne bei, z. B. „der ungerechte Mammon", mit welchem Ausdruck man die kirchlichen guten Werke, fasten, Messe hören usw. bezeichnete: Gott aber fordere nur das Herz, und man müsse die Gebote erfüllen aus Liebe zu ihm, nicht aus Hoffnung auf Belohnung in dieser oder jener Welt, — „Gehorsam eines Christenmenschen", gegen Zölibat, Mönchsgelübde, Mirakel der Heiligen, — „Enthüllung des Antichrist", worin die ganze Konstitution der römischen Kirche, den Papst an der Spitze, für widerchristlich erklärt wird. Im Jahre 1529 saß ein Parlament, welches sehr geneigt gewesen wäre, wie man gleich bei den Wahlen bemerkte, eine der Geistlichkeit entgegengesetzte Tendenz einzuschlagen.

Wir hören von einem Komitee in London, welches sich zum Geschäft machte, Bücher dieser Art zu kaufen und in dem Lande zu verbreiten, von geheimen nächtlichen Versammlungen, einer christlichen Verbrüde-

rung, an der auch Kaufleute und arme Geistliche teilnahmen.

Wäre es nun dem Könige allein darauf angekommen, sich von Rom loszureißen, so würde er an diesen Regungen einen mächtigen Anhalt gefunden haben. Dahin aber ging sein Sinn mit nichten. Es widerstrebte ihm, den neuen Meinungen, die großenteils gegen seine eigenen Überzeugungen anstießen, freien Lauf zu lassen. Am wenigsten wäre ihm mit einem inneren Hader in seinem Reiche, der dadurch hätte eintreten müssen, gedient gewesen; sein Gedanke war vielmehr von Anfang an ein anderer.

Vor allem lag ihm daran, da er nun wohl sah, daß er in der Ehescheidungssache den römischen Hof niemals wieder für sich haben werde, eine so viel möglich legale Autorität — denn er wünschte von seiner neuen Ehe legitime, der Nachfolge unzweifelhaft fähige Erben zu bekommen — in seinem Reiche an die Stelle der päpstlichen treten zu lassen.

Allein dies mußte ihn sogleich noch weiter führen.

Eines der wichtigsten Interessen bei der Bildung fester Staatsgewalten, dessen man sich schon seit zwei Jahrhunderten mehr oder minder bewußt geworden, lag darin, den Einfluß des römischen Hofes auf die Landesgeistlichkeiten zu beschränken oder zu vernichten. Konkordate, pragmatische Sanktionen sowie die Autorität, die man gern einem eingeborenen Legaten übertrug, waren darauf berechnet. Wir wissen, wie viel auch in Deutschland der Wunsch, den Eingriffen

der Kurie zu begegnen, dazu beigetragen hatte, die reformatorische Bewegung hervorzurufen; nur war hier die hohe Geistlichkeit selbst von der Neuerung verletzt worden und hatte sich eben darum dem römischen Hofe wieder genähert; eine allgemeine Entzweiung war erfolgt. Wie dann, wenn es einem großen Fürsten, wie der König von England war, gelang, eine solche Entzweiung zu vermeiden und sein Land, die Geistlichkeit inbegriffen, mit einem Schlage von Rom zu trennen? Dann wäre nicht allein jene Absicht ohne Mühe erreicht worden: die nationale Macht des Landes mußte dadurch auf alle Zukunft konsolidiert und befestigt werden.

Ich weiß nicht, inwieweit es wahr ist, was Kardinal Poole mit Bestimmtheit behauptet, Heinrich VIII. sei schon geneigt gewesen, sich dem römischen Hofe zu unterwerfen, als ein alter Vertrauter Wolseys, ein Mann, der den größten Teil von Europa gesehen und sich dabei mit dem antipäpstlichen Geiste durchdrungen, der damals fast alle Literaturen beherrschte, Cromwell, ihm einen Entwurf mitgeteilt habe, wie er auch wider den Willen von Rom zu seiner Absicht gelangen könne — eben den nämlich, daß er sich selbst an die Spitze seiner Geistlichkeit stellen und mit ihr von Rom losreißen solle —; aber das läßt sich nicht leugnen, daß Heinrich VIII. diesen Plan wirklich gefaßt hat, wenn überhaupt jemals von den folgerechten Maßregeln eines Mannes auf seinen Plan geschlossen werden kann.

Es ist auch hier ein Fall, der öfter vorkommt, daß ein ganz allgemeines Interesse durch ein persönliches gefördert wird. Es gibt kaum einen zweiten Fürsten, in welchem sich wilde Leidenschaft mit so viel Umsicht und Berechnung verbunden hätte, wie in Heinrich VIII. Wahrhaftig, kein Mensch könnte den Ursprung der Absichten Heinrichs VIII. verteidigen; aber durch den allgemeinen Geist der Zeit und das Interesse des Landes bekam seine Feindseligkeit gegen den römischen Hof eine von den Beweggründen derselben unabhängige Bedeutung.

Daran nun wäre nicht zu denken gewesen, daß er durch seinen souveränen Willen hätte zum Ziele kommen können; schon an sich, noch mehr aber bei dem in England herrschenden korporativen und konstitutionellen Geiste kam alles auf eine in dem Klerus selbst hervorzurufende Entschließung an.

Sehr wohl berechnet aber war das Verfahren, das der König hiebei einschlug.

Er begann damit, die abweichenden Meinungen, welche das bisherige kirchliche System bedrohten, statt sie zu begünstigen, vielmehr zu verfolgen; er erklärte, als Verteidiger des Glaubens könne er nicht gestatten, daß eine böse Saat gesäet werde, die den Weizen des katholischen Glaubens überwachse. Der Klerus, der wohl einsah, daß er diesen Schutz nicht entbehren könne, vergalt denselben damit, daß er sich in der Ehescheidungssache dem Könige anschloß. Die geistlichen Lords empfahlen sie im Vereine mit den

weltlichen dem römischen Stuhle auf das dringendste, einmal aus dem nationalen Gesichtspunkte, weil die Regelmäßigkeit der Thronfolge und die Ruhe des Reiches davon abhänge, sodann wegen der Verdienste des Königs um die Religion. Sie bemerkten, wenn der römische Stuhl noch ein gewisses Ansehen genieße, so sei dies allein dem Könige zuzuschreiben. Schon blieben sie aber nicht bei einer einfachen Empfehlung stehen: sie sagten dem Papste, wenn er ihnen nicht helfe, so würden sie sich selbst helfen müssen.

Auf das engste verbündeten sich dergestalt die Krone und die höhere Geistlichkeit in den beiden großen schwebenden Fragen. Sie machten gegen Luther, welcher die Geistlichen, und gegen den Papst, welcher den König angriff, sozusagen gemeinschaftliche Sache.

Und von diesem Punkte ging nun alles weitere aus.

Es leuchtet schon an sich ein, daß in diesem sehr ungleichen Bunde, wie die Dinge der Welt nun einmal standen, das Übergewicht dem Könige zufallen mußte. Heinrich VIII. scheute kein Mittel, um dies Verhältnis zu entwickeln und zu befestigen.

Nicht ungewöhnlich war es in England, daß die Regierung vergessene Gesetze in Erinnerung brachte, um die auf Übertretung derselben gesetzten Geldstrafen einzutreiben. Das aber, was Heinrich VIII. tat, hätte doch niemand erwarten sollen. Er, der König, der die Legatengewalt Wolseys selber befördert hatte, machte jetzt die Anerkennung derselben, die durch ein

früheres Gesetz verpönt war, dem Klerus zum Verbrechen. Der Gerichtshof der Kingsbench unterstützte ihn hierin: „denn das Gesetz sei und bleibe in Kraft trotz aller Konnivenz des Königs; der König behalte allezeit das Recht, die Geistlichkeit wegen ihres ungesetzlichen Verhaltens außerhalb seines Friedens zu setzen." Diesmal aber war es ihm nicht um die Geldbuße zu tun. Mit der Strafgewalt bewaffnet, die ihm durch den Gerichtshof zugesprochen worden, legte er der Geistlichkeit eine Frage vor, welche den Mittelpunkt aller ihrer Beziehungen berührte. In jenem Schreiben der Lords an den Papst war der Ausdruck vorgekommen, der König sei ihre Seele, ihr Haupt. Manchem mochte dies nur eben als eine Redensart erschienen sein; der König aber, daran anknüpfend, forderte jetzt eine noch unzweideutigere Anerkennung seiner Hoheit über die Kirche. Denn nur einen solchen Klerus wollte er beschützen oder begnadigen, der sich ihm unterwürfig zeigte. War es nun bloß die Furcht vor der verwirkten Strafe, oder ward die Versammlung noch durch andere Motive bestimmt: nachdem sie eine Zeitlang unter dem Siegel unverbrüchlichen Geheimnisses, aber nicht ohne persönliche Teilnahme Cromwells und einiger Mitglieder der Kingsbench, beratschlagt hatte, faßte sie eine Akte ab, 22. März 1531, in welcher sie, nach nochmaliger Ausführung der Verdienste, die sich der König durch Unterdrückung der Ketzer, namentlich der Lutheraner, erwerbe, in aller Form erklärte, sie erkenne Seine Majestät als

den besonderen Beschützer, einzigen und obersten Herrn und, soweit es nach Christi Gesetz erlaubt sei, als das oberste Haupt der englischen Kirche an. Ein Ausdruck, der früher nur flüchtig hingeworfen worden, empfing durch die feierliche Sanktion der geistlichen Versammlung eine Bedeutung auf immer.

Wohl ließ nun auch diese Festsetzung, namentlich die Klausel vom Gesetz Christi, welche gegen den Wunsch der königlichen Bevollmächtigten durchgegangen war, eine Ausflucht übrig: der Bischof Tunstall von Durham behauptete bald darauf in einer öffentlichen Schrift, die Unterwerfung, die der Klerus dem Könige versprochen, beziehe sich allein auf weltliche Angelegenheiten, gleich als sei der weltliche Gehorsam gegen den König nicht ohnehin seine Pflicht. Auch von anderen Protestationen, geheimen oder öffentlichen, hören wir. Bald sollte sich zeigen, wie weit der Klerus damit kommen würde.

In der Sitzung des Parlaments, die im Januar 1532 eröffnet ward, beschwerten sich die Kommunen in einer eigenen Bittschrift bei dem Könige, daß der Klerus geistliche Gesetze erlasse ohne Genehmigung der Krone und Vorwissen der Laien, in fremder Sprache, zuweilen im Widerspruch mit der bestehenden Gesetzgebung und zugleich unter der Androhung der Exkommunikation, welche die Untertanen zweifelhaft in ihrem Gehorsam gegen den König und die Verfassung mache.

Der Klerus suchte sich mit dem unvordenklichen Be-

sitz der geistlichen Gerichtsbarkeit und dem Herkommen in allen christlichen Reichen zu rechtfertigen; er führte selbst eine Stelle aus der Schrift des Königs gegen Luther für sich an. Bei einem so wichtigen Interesse aber machten die eigenen früheren Äußerungen auf Heinrich keinen Eindruck mehr. Ein erstes und ein zweites Erbieten der Geistlichkeit, obwohl das letztere schon ziemlich weit ging, tat ihm nicht Genüge; er forderte die umfassendsten Verpflichtungen derselben. Nicht allein keinen neuen Kanon sollte sie machen, sondern auch nicht einmal einen alten in Ausführung bringen ohne Erlaubnis der Krone. Auf das engste war er in dieser Beziehung mit den Kommunen verbündet. Er selber erhob jetzt, und zwar zunächst gegen den Sprecher des Unterhauses, Beschwerde über das Verhältnis des Klerus gegen den Papst. Der Eid, der diesem von den Bischöfen geleistet werde, stehe in offenem Widerspruch mit dem, welchen er selbst von ihnen empfange; sie seien nur halb seine Untertanen. Man kennt den geistlichen Lehenseid, den der römische Hof den Bischöfen zu einer Zeit aufgelegt hat, wo man noch nicht wußte, ob das geistliche oder weltliche Fürstentum die Oberhand in Europa behalten würde; es ist nicht unwahr, daß der Gehorsam gegen die weltliche Gewalt dabei nur bedingt bestehen kann. Eben in diesem Zusammenhange mit einem schützenden mächtigen Oberhaupte lag das Geheimnis der so oft in dem Innern jedes Reiches geltend gemachten Selbständigkeit des Klerus. Jetzt aber war

es soweit gekommen, daß dieser Schutz nichts mehr helfen konnte. Einer ernstlichen Vereinigung des Königs, der weltlichen Lords und des Unterhauses in wirklich feindseligem Sinne würde die Geistlichkeit unfehlbar unterlegen sein. Sie zog es vor, sich zu unterwerfen. Die erste Forderung wurde von der niederen Geistlichkeit, welche das Unterhaus der Konvokation ausmachte und hier wie an anderen Orten der weltlichen Macht einen Schritt näher stand, vollständig, von der höheren nach einigem Sträuben wenigstens in bezug auf die in Zukunft zu erlassenden Gesetze bewilligt. Auch in Hinsicht des Eides gaben sie nach. In den Akten der Sitzung findet sich ein neuer Eid, kraft dessen die Bischöfe alle Zusagen widerrufen, durch welche sie sich dem Papste zum Nachteil des Königs verpflichtet haben möchten. Als Cranmer den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury bestieg und dem Papste den herkömmlichen Eid leistete, protestierte er zugleich, daß er sich durch denselben zu nichts verpflichte, was gegen die Rechte seines Königs und des englischen Reiches sowie gegen das Gesetz Gottes laufen könne.

Hiedurch nun war der König gewaltig vorgedrungen; richterliche und gesetzgebende Gewalt seines Landes standen ihm zur Seite und waren mit ihm verbündet; die Autonomie der Geistlichkeit war in ihrem Wesen gebrochen.

Und nunmehr konnte er dazu schreiten, ihr seine große Angelegenheit vorzulegen, ohne Furcht, daß sie

sich von anderweiten Rücksichten bestimmen lasse. Es geschah am 25. März 1533. Der König hatte Sorge getragen, von den namhaftesten Universitäten der katholischen Christenheit günstige Gutachten beizubringen. Bei den einheimischen war dies nicht ganz ohne Verletzung der herkömmlichen Formen, bei den fremden nicht ohne Geschenke durchgesetzt worden; genug aber, er hatte sie; und ohne Einfluß auf die Versammlung konnte es nicht bleiben, wie die gelehrten Körperschaften, vor allen die Mutter-Universitäten des Abendlandes, Paris und Bologna, die Sache ansahen. Zehn Tage debattierte die Konvokation; Bischof Fisher von Rochester hielt eine Zeitlang die Partei der Königin. Endlich aber erging das Urteil, die Vermählung zwischen Arthur und Katharina sei als wirklich vollzogen anzusehen; der Papst habe kein Recht gehabt, Heinrich VIII. Dispensation zur Vermählung mit der Witwe seines Bruders zu geben. Mit einer Majorität von 216 Stimmen gegen 19 ging dieser Beschluß durch. Er entsprach ganz den Wünschen des Königs, der sich indes mit Anna Boleyn vermählt hatte.

Doch wurden hiebei wohl nicht allein die Interessen des Königs in Betracht gezogen. Der Gewalt oder vielmehr der Bedrohung kam die Neigung, sich zu unterwerfen, entgegen. Auch der Geistlichkeit mußte daran liegen, der Eingriffe von Rom überhoben zu werden. Es war ihr ohne Zweifel nützlicher, sich der parlamentarischen Verfassung von England anzu-

schließen und an der Omnipotenz der Staatsgewalt Anteil zu nehmen, als den Widerspruch aufrechtzuerhalten, in dem sie bisher mit derselben gestanden. War es nicht ein unermeßlicher Fortschritt ihrer Autorität, wenn sie eine Sache entschied, über welche zu urteilen der römische Stuhl sich vorbehalten hatte? Auf das ernstlichste ward überhaupt die richterliche Oberhoheit der Kurie verworfen. Noch in derselben Sitzung faßte man den Beschluß, daß fortan jede Appellation nach Rom in geistlichen Angelegenheiten aufhören solle. Man ging dabei von dem Grundsatze aus, daß das Reich, wie mit weltlichen, so auch mit geistlichen Personen genügend versehen sei, um jede innerhalb seiner Grenzen entstandene Streitigkeit zu schlichten.

Unmöglich konnte nun aber der römische Stuhl sich dies gefallen lassen oder dazu schweigen.

Es waren die Zeiten ,in welchen Klemens VII. durch seinen Besuch bei König Franz I. in Marseille und durch die Vermählung seiner Nichte mit einem französichen Prinzen sich den Kaiser entfremdet hatte. Doch durfte er sich denselben nicht ganz zum Feinde machen. Als er nach Rom zurückgekommen war, eröffnete er dem kaiserlichen Gesandten, bisher habe er in der englischen Sache auf die Verwendung des Königs von Frankreich Rücksicht nehmen müssen, damit nicht etwa auch dieser abfalle; nun er aber desselben sicher sei, hindere ihn nichts mehr, dem Rechte seinen Lauf zu lassen und die Ehescheidungsangelegen-

heit zu Ende zu bringen. Nachdem alle Fristen verstrichen waren, erging im Konsistorium der Kardinäle, auf die Relation des Bischofs von Pesaro, Sermoneta, eines der Uditoren des päpstlichen Palastes, in Abwesenheit des Dekanes, am 23. März 1534, die definitive Sentenz. Wie hätte die Kurie auch etwas anderes tun sollen, als ihren alten Spruch, kraft dessen die Ehe zwischen Heinrich und Katharina geschlossen worden, aufrechtzuerhalten? Da aber der König diese seine rechte Gemahlin verstoßen und eine andere genommen, so bezeichnete das Gericht die aus der neuen Ehe entspringende Nachkommenschaft unumwunden als illegitim. Werde der König nicht bis zu Ende September Katharina in ihre Rechte herstellen, so solle er in die Pön der größeren Exkommunikation verfallen sein und von jedermann gemieden werden. Klemens VII. war mit sich selbst zufrieden, daß er etwas getan, wovon man immer gesagt hatte, er werde den Mut dazu nicht haben. Auf den Grund, daß er seine Pflicht erfüllt habe, forderte er nun aber auch die anderen, d. i. den Kaiser und dessen Bruder, auf, die ihre zu tun und die ausgesprochene Sentenz zu vollziehen. Der Gesandte derselben antwortete: Kaiser und König würden sich in einer Sache, die sie so nahe angehe, nicht träge finden lassen.

Auf dieser, von aller Willkür unabhängigen, dynastisch gegebenen Verflechtung beruht es, wenn Heinrich VIII. im Jahre 1534 in einer gewissen Ver-

bindung mit den oberdeutschen, noch mehr aber mit den niederdeutschen, lübeckisch-dänischen Angelegenheiten erscheint. Der Bund, den er den Lübeckern und ihren Freunden antrug, beruhte darauf, daß sie ihn in seiner matrimonialen Sache gegen alle und jede unterstützen sollten, in welchem Range und welcher Würde solche auch immer stehen möchten.

Noch bedeutender für die allgemeine Entwickelung aber ist der innere Zusammenhang der englischen Neuerungen mit den deutschen, so verschieden auch ihr Ursprung war. Denn wenn man den Versuchen des Papsttums zur Wiedererwerbung seiner alten Gewalt ernstlich begegnen wollte, so war das nicht allein durch Parlamentsbeschlüsse und Gesetze, sondern durch Umwandlung der herrschenden Doktrinen zu erreichen.

Mit großem Eifer nahm man eine Frage vor, die in Deutschland, das sich vor allem anderen mit der Wahrheit des Dogma und der Angemessenheit der Kirchendienste beschäftigte, minder wichtig geschienen, die aber hier die unmittelbarste Bedeutung erhielt, die Frage über den päpstlichen Primat. Schriften erschienen unter öffentlicher Autorität dagegen; man predigte auf den Kanzeln: „der Bischof von Rom, genannt der Papst, habe kein größeres Recht in England, als irgendein anderer fremder Bischof; die Autorität, welche er bisher ausgeübt, rühre nur von den Zugeständnissen früherer Könige her, die man jetzt zurückzunehmen befugt sei.“ Der Bischof von London

ward verantwortlich gemacht, daß diese und keine andere Lehre von Sonntag zu Sonntag in St.-Pauls-Croß gepredigt werde. Im königlichen geheimen Rate hatte man sogar die Idee, Mayor und Rat von London zu verpflichten, daß diese neue Lehre in den Häusern wiederholt werden solle; wenigstens hatte sie die Beistimmung der Geistlichkeit und der gelehrten Korporationen. Die Konvokation von Canterbury entschied mit großer Majorität, daß der Primat nicht aus der Heiligen Schrift hergeleitet werden könne; einmütig bestätigte das die Konvokation von York. Die Universität Cambridge erklärte: nach reiflicher Überlegung, nachdem sie das Dafür und Dawider sorgfältig geprüft, finde sie nicht allein wahrscheinlich, sondern wahr, gewiß und mit dem Sinne der Heiligen Schrift übereinstimmend, daß Gott dem römischen Bischof keine Gewalt gegeben, die sich auch auf England beziehen könne. Dasselbe ist der Sinn der Erklärung von Oxford. Wharton zählte in der Exchequer 175 authentische Instrumente, in denen die verschiedenen geistlichen Würdenträger und Körperschaften ihre Beistimmung zu diesen Doktrinen gaben.

Die Einwirkung des Papsttums auf die Landeskirchen beruht besonders auf drei Momenten: darauf, daß es die oberste richterliche Instanz in geistlichen Angelegenheiten bildet, auf der dispensierenden Gewalt und auf dem Rechte, die Bischöfe zu instituieren. Stück für Stück entriß man ihm in England diese Befugnisse. Im Jahre 1533 hob man, wie berührt, die

Appellationen nach Rom auf; das Parlament von 1534 verbot nun auch, Dispense in Rom nachzusuchen, und übertrug die Ausfertigung derselben den beiden Erzbischöfen unter ihrem Amtssiegel, jedem in seinem Sprengel. Für die Wahl und Einsetzung der Bischöfe wurden Einrichtungen getroffen, die nur auf einem Zusammenwirken der Kapitel und des Königs beruhten und dem Papste keinen weiteren Einfluß ließen. Der Erzbischof von Canterbury strich den Titel: „Legat des apostolischen Stuhles", den er bisher geführt hatte, und nannte sich nur noch Metropolitan. Das Bistum, auf längst vergessene Rechte fußend, setzte sich dem römischen Stuhl wieder selbstständig gegenüber.

Wie die ganze Bewegung von dem Könige angeregt worden, so schlug sie auch zu dessen Vorteil aus. Indem man in der Schrift vergeblich nach einer Begründung der päpstlichen Macht suchte, fand man dagegen die deutlichsten Einschärfungen des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit. Man hob hervor, daß nicht die Päpste, sondern die Könige von Gott eingesetzt, dessen Stellvertreter seien, daß der Bischof, der Priester, der Mönch nicht minder als der Laie dem Könige Gehorsam zu leisten, sich seinem Richterspruch und seiner Strafe zu unterwerfen habe. Die Gesetzkundigen führten aus, daß nur das im Grunde den alten englischen Gesetzen entspreche, daß alle Macht und Gerichtsbarkeit, die dem römischen Stuhle eingeräumt worden, nur von der höheren Autorität

des Königs herrühre. Die Politiker fügten hinzu, daß das Reich einen einzigen Körper ausmache, dessen Glieder die einzelnen Bürger, dessen Haupt niemand als der König sei. Mit allem, was vorangegangen, schloß es sehr wohl zusammen, daß das Parlament im November 1534 dem Könige nochmals und ohne Bedingung den Titel eines obersten Hauptes in der englischen Kirche votierte. Nicht allein wurden ihm die Annaten und ersten Früchte zugesprochen, sondern selbst die Befugnis, Mißbräuche und Ketzereien auszutilgen. So mächtig erhob sich die weltliche Gewalt über die geistliche. Gardiner rechtfertigte dies Verfahren in einer eigenen Schrift, in der er auseinandersetzte, daß zunächst die falsche Meinung von der Gewalt des Papstes, die jedermann blende, aus den Gemütern der Leute entfernt werden müsse.

Und wehe dem, der zu widerstreben wagte! Mit allen Waffen der Gesetze ausgerüstet, kannte der König kein Erbarmen, selbst nicht gegen die ausgezeichnetsten Männer.

Moore mußte sterben, weil er an der Überzeugung festhielt, daß die christliche Kirche eine einzige sei, daß man sich von ihr nicht trennen dürfe. Bischof Fisher ward des Hochverrats angeklagt, weil er dabei blieb, man dürfe die Schrift nicht anders auslegen, als wie die Kirche gebiete, und demzufolge den Primat des Papstes nicht fallen ließ, den König nicht als das Haupt der englischen Kirche anerkennen wollte. Der päpstliche Hof ernannte Fisher zum Kardinal, in der

Hoffnung, ihn vermöge der besonderen Unverletzlichkeit, die sonst an diese Würde geknüpft war, zu retten; eben dies war für den König ein Grund mehr, ihn nicht zu schonen. Konnte der Gegensatz stärker hervortreten? Sie starben beide als Märtyrer der großen Idee des Mittelalters von der Einheit der Kirche, deren Bekenntnis hier bereits als ein Verbrechen betrachtet wurde.

Hiemit war das Schisma eigentlich vollkommen vollzogen. Unmöglich aber konnte es dabei sein Verbleiben haben. Man hatte einen Weg eingeschlagen, durch welchen man in die Regionen des deutschen Protestantismus geriet.

Da man bei Streitigkeiten zwischen der königlichen und der päpstlichen Gewalt auf die Entscheidung der Schrift zurückgegangen war und dieselbe festgehalten hatte, so folgte von selbst, daß man sich zu weiterem Studium der heiligen Bücher und zu ihrer Verbreitung unter das Volk aufgefordert fühlte. Schon im Dezember 1534 bat der Klerus von Canterbury den König, einige redliche Männer mit der Übersetzung der Bibel zu beauftragen. Der arme Tyndall, der zuerst unter unaufhörlicher Lebensgefahr Hand an dies Werk gelegt, war endlich doch zu Antwerpen, wo er sich aufhielt, der niederländischen Regierung verraten, festgenommen und auf dem Schloß Vilvorden hingerichtet worden, so überzeugt der kaiserliche Prokurator sich auch zeigte, daß der Angeklagte ein frommer und gelehrter Mann sei. Sein letztes

Wort bestand in dem Gebet, daß Gott die Augen des Königs von England öffnen möge. Es schien jetzt, als würde dasselbe erfüllt werden. Nach einiger Zeit schickte Cranmer das erste Exemplar einer englischen Bibel, die auf Tyndalls Übersetzung gegründet ist, dem Könige ein.

Unmöglich konnte man die Schrift studieren, zumal in diesem Geiste der Opposition gegen das Papsttum, ohne auch andere Abweichungen von dem herkömmlichen System notwendig zu finden.

Schon 1535 erschien ein Gebetbuch, worin nicht allein jene mit roten Lettern gedruckten Versprechungen besonderer Gnaden weggelassen waren, sondern die Verehrung der Maria ausdrücklich bekämpft wurde.

Noch einmal stellte die Konvokation im Jahre 1536 ein Verzeichnis falscher Meinungen zusammen, in welchem sich neben anabaptistischen und lollhardischen auch wohl einige lutherische finden; zu gleicher Zeit aber publizierte man Glaubensartikel, die sich doch offenbar an die deutsche Theologie und die Augsburgische Konfession anschlossen. Eigentlich in Deutschland im Exil hatte Cranmer die Tendenzen in sich aufgenommen, die er als Erzbischof von Canterbury durchsetzte. Jetzt war ein Schotte angelangt, Alexander Alesse, und hatte eine Ausgabe der Melanchthonischen Loci für König Heinrich mitgebracht. Der Bischof Fox von Hereford und Nikolaus Heyt, die gegen das Ende des vorigen Jahres in Sachsen ge-

wesen waren, sich dort mit den Theologen über alle Glaubenssätze besprochen und durchaus einverstanden erklärt hatten, waren jetzt zurückgekommen und hatten eine Erläuterung der Konfession mitgebracht. Die Fassung des Artikels vom Abendmahl, wo keiner Transsubstantiation erwähnt wird, scheint darauf hinzudeuten, daß diese Erläuterung dabei zugrunde gelegt worden. Auch in dem sogenannten bischöflichen Buche „Unterweisung eines Christen", das unter öffentlicher Autorität im Jahre 1537 bekannt gemacht ward, lassen sich Spuren protestantischer Einwirkung nicht verkennen, z. B. in den Artikeln von der Anrufung der Heiligen oder der Heilighaltung der Feiertage, hauptsächlich wo von der Rechtfertigung durch das Verdienst Christi allein die Rede ist.

Es versteht sich aber, daß die protestantischen Ansichten nicht in allen Stücken durchdringen konnten.

Einmal war die Bildung der Geistlichen, die hier zu entscheiden hatten, noch in dem hierarchischen Gesichtskreise befangen. Wir haben Gutachten der zur Beratung über das Buch niedergesetzten Kommission, die aus 7 Bischöfen und 13 Doktoren bestand; von allen näherten sich eigentlich nur zwei den evangelischen Meinungen, Erzbischof Cranmer und Dr. Barbar; die übrigen ziehen ihre Beweise aus den falschen Dekretalen oder anderen, der alten Kirche untergeschobenen Schriften, die sie für echt halten, oder aus der Tradition, die sie nicht fallen lassen wollen, und bleiben den gewohnten Ansichten getreu.

Sodann aber, sollten diese Geistlichen, die sich dem Könige angeschlossen, um von ihm gegen die antiklerikalischen Tendenzen verteidigt zu werden, den neuen Meinungen gegen sich selber Raum geben? Mit besonderer Ausführlichkeit verbreiten sie sich in dem Buche über das Sakrament der Weihe, auf welchem ihre eigene Autorität beruht. Sie halten an der Lehre vom Character indelebilis fest, bezeichnen es als ein unveräußerliches Vorrecht des Bistums, die Hierarchie fortzupflanzen, die Priester nach Prüfung ihrer Würdigkeit zu ordinieren; den römischen Primat bestreiten sie mit der Behauptung, daß die Heilige Schrift und das erste Jahrhundert keinen Unterschied zwischen apostolischer und bischöflicher Gewalt kenne. Den orthodoxen Klerus zu unterstützen, scheint ihnen ein wesentlicher Teil des königlichen Amtes. Bei dem vierten Gebote schärfen sie den Gehorsam auch gegen die geistlichen Väter ein, welche die Gewissen leiten.

Wir sehen: haben sie sich des Papstes entledigt, so suchen sie doch nach der Seite des Volkes und der Laien hin ihre ganze Stellung zu behaupten. Inwiefern es ihnen damit gelingen würde, bei dem freien Gebrauche der Schrift und der unleugbaren Einwirkung der deutschen Meinungen, war nun überhaupt die Frage, auf welcher das Schicksal der englischen Kirche beruhte.

Vor Augen lag, daß man auf dem gewonnenen Standpunkte nicht stehen bleiben könne. Als Latimer das Buch, an dessen Ausfertigung er großen Anteil

hatte, an Cromwell übersandte, sprach er seine Hoffnung aus, daß der König, wenn noch etwas unrein geblieben sei, diesen alten Sauerteig in Zukunft einmal ganz ausfegen werde. Eine der größten Veränderungen des bestehenden Zustandes trat sogar auf der Stelle ein.

Schon seit längerer Zeit war in England die Aufhebung der Klöster an der Tagesordnung; die königliche Gewalt war hiebei von der päpstlichen Autorität unterstützt worden. Nicht allein bedurfte sie dieser jetzt nicht mehr; zu den alten Motiven kam auch das neue hinzu, daß sich eben in den Klöstern die meisten Verteidiger der päpstlichen Ansprüche fanden. Eine Visitation, die man angeordnet, war überdies auf unverantwortliche Mißbräuche und Ausschweifungen, Greuel, sagt Burnet, wie in Sodom, gestoßen. Und so trug das Parlament kein Bedenken, zuerst die kleineren Klöster aufzulösen und ihre Güter dem Könige zu besserem Gebrauch, als der in so vielen Sünden davon gemacht werde, zu überlassen. Es waren ihrer 376. Zu der Annahme der Bill mochte es beitragen, daß nur die größeren Abteien, die man fürs erste von der Verschuldung der kleineren freisprach, in dem Parlamente vertreten waren; aber auch diese konnten sich nicht lange halten. Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch Christum, welche in diesem Augenblick in der ganzen Welt um sich griff und auch hier bereits Wurzeln geschlagen, vertilgte notwendig das Vertrauen auf gute Werke, Gelübde und Kloster-

heiligkeit. Sollten wir es nicht für Wahrheit halten dürfen, wenn hie und da Prior, Subprior und Konventualen einmütig diesen Grund angeben, weshalb sie ihr Kloster mit allen seinen Besitztümern und Gütern dem König überliefern? Aber gewiß wandte die Regierung auch ihrerseits jedes Mittel an, um es dahin zu bringen. Für manchen Abt oder Mönch mochte es wohl entscheidend sein, daß sie sich nur auf diesem Wege eine leidliche Versorgung verschaffen konnten. Nach und nach lösten sich die meisten auch der größeren Klöster freiwillig auf. Wer sich ja nicht von selbst fügte, ward späterhin durch eine Parlamentsakte dazu genötigt.

Für die Kirchenverfassung im allgemeinen, die hier wie überall auf das Bistum gegründet ist, trug dies nicht so viel aus, als es scheinen könnte. Eben darum haben wohl die Bischöfe die Klöster mit minderem Eifer verteidigt, weil diese von ihrer Autorität längst befreit waren. Das bischöfliche Ansehen gewann vielleicht sogar durch die Entfernung nahestehender Nebenbuhler.

Auf jeden Fall wuchs dadurch die Macht der Krone ungemein.

Die englische Klostergeistlichkeit war eine der reichsten der Welt; ein venezianischer Gesandter gibt die Klostereinkünfte auf 500 000 Dukaten an; und was das sagen will, sieht man erst, wenn er hinzufügt, der gesamte englische Adel nehme nur 380 000 Dukaten ein. Alle diese Einkünfte fielen jetzt der Krone an-

heim. Dazu kamen aber die Kleinode und Schätze, welche in den Klöstern aufgehäuft waren, die Güter der Ritterorden, endlich die ersten Früchte, Annaten, Zehnten, die bisher der Papst gezogen. Wenigstens eine annähernde Bezeichnung von dem Zuwachs an Macht, den sie dadurch erlangte, mag es geben, wenn jener Venezianer die bisherigen weltlichen Einkünfte auf ungefähr 700 000, die neuen geistlichen aber auf mehr als 900 000 Dukaten berechnet. Die Einkünfte der Krone wären dadurch mehr als verdoppelt worden.

Und fragen wir nun, was für ein Gebrauch davon gemacht wurde, so kann man denen nicht beistimmen, welche von einer Vergeudung derselben reden. Heinrich VIII. war eher geizig, als verschwenderisch, und wird nichts haben in andere Hände kommen lassen, als was er doch nicht an sich selbst bringen konnte. Er verwandte sein Geld vielmehr auf bessere Befestigung von England und Irland. Er baute Festungen an der Küste, setzte die Häfen in besseren Stand (auf Portsmouth allein soll er nach und nach 300 000 Skudi gewandt haben) und erhielt eine allezeit gerüstete, streitfertige Flotte.

Wir dürfen wohl den Ursprung des kommerziellen und maritimen Aufschwunges, den England nahm, in eben diese Zeiten setzen. Der Vater der Königin Elisabeth war auch in dieser Hinsicht ihr wahrer Vorgänger.

Wie lebhaft man auch die moralische Haltung Heinrichs VIII. in den meisten seiner Angelegenheiten ver-

urteilen mag, so muß man doch gestehen, daß seine Politik, durch welche England von dem Papsttum losgerissen, die Einheit der nationalen Gewalten erhalten und die Krone mit einem Zuwachs von Streitkräften, der ihrer alten Macht gleichkam, verstärkt wurde, für dieses Reich von unberechenbarem Vorteil gewesen ist.

Wie sehr irrte der Papst, wenn er meinte, Kaiser Karl oder ein anderer katholischer Fürst werde seine Bullen in England zu exequieren vermögen!

Eben die Beleidigungen, welche zu rächen waren, gaben dem Könige die Kraft, die Rache unmöglich zu machen.

In dem Kriege des Jahres 1536 trotzte Franz I. nicht selten auf die Freundschaft des Königs von England; Karl V. hütete sich wohl, denselben zu verletzen; seiner eigenen Nichte gab er den Rat, sich lieber zu unterwerfen als weiteren Gefahren auszusetzen; höchstens die Ausflucht einer geheimen Protestation wollte er ihr gestatten.

Und nun sehen wir wohl, in welchem Zustande sich die allgemeinen Angelegenheiten befanden, in welchen Tendenzen der europäische Geist begriffen war.

Das System der Ideen, auf welche das mittelalterliche Europa sich gründete, seiner Natur nach zugleich politisch und religiös, hielt überhaupt nicht

mehr zusammen: man sagte sich auf allen Seiten davon los.

Mochte auch Franz I. die religiösen Meinungen der Protestanten in seinem Reiche verfolgen, — politisch und militärisch wich auch er von der alten Einheit der Christenheit ab; mit dem vornehmsten Feinde derselben trat er in offenen Bund.

In noch weit engerer Verwandtschaft mit dem Protestantismus standen aber die Unternehmungen des Königs von England, obgleich er den wesentlichsten Teil der dogmatischen Grundsätze desselben von seinem Reiche noch ausschloß. Mit der höchsten geistlichen Gewalt, deren Abhängigkeit von politischen Beziehungen niemand besser kannte als er, trat er eben darum in offenen Kampf; es gelang ihm, alle Sympathien, welche dieselbe in seinem Reiche finden mochte, zu erdrücken und eine antirömische Konsolidation zu gründen, deren Energie und Stärke den Nachbarn und Feinden Rücksicht gebot.

Nur zwei Fürsten gab es, welche die natürliche Tendenz hatten, die alten Ideen aufrechtzuerhalten, den Papst und den Kaiser. Die spanischen Reiche, deren Besitz dem Kaiser seine große Weltstellung verlieh, wurden nicht allein durch die strengste Aufsicht, eine Repression jeder Abweichung, die ihresgleichen nicht hatte, bei denselben festgehalten, sondern die scholastischen Doktrinen, die dort eben erst wahrhaft durchdrangen, die fortgehenden Maurenkriege, die Kolonisation einer entfernten Welt auf den Grund

der vor Zeiten angenommenen weltlichen Berechtigungen des heiligen Petrus erfüllten die spanische Nation mit einem den hierarchischen Jahrhunderten entsprechenden Geiste der Rechtgläubigkeit und Verfolgung. Überdies stellte das Kaisertum in sich selbst die eine Seite jener Einheit dar, welche die früheren Jahrhunderte anerkannt hatten. Hätte man nicht glauben sollen, die beiden Repräsentanten der Einheit, der Kaiser und der Papst, würden sich, in dieser Zeit der Gefahr, auf das engste verbünden? Es gehörte zu dem eigensten Getriebe der Epoche, daß dies nicht geschah. Der alte Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum trat wenigstens in einer Art von Eifersucht hervor, die zugleich geistlicher und politischer Natur war und die vollkommene Vereinigung beider Gewalten verhinderte. An der unbedingten Erhaltung des geistlichen Regiments, wie es bestand, konnte dem Kaiser nichts liegen; eine Erhebung der kaiserlichen Macht bis zu einem wesentlichen und fühlbaren Übergewicht war dagegen dem Papste verhaßt; wir haben wohl gesehen, daß er sich an Frankreich anschloß, ja selbst mit dem Erbfeinde, den Osmanen, wenigstens in indirekte Beziehungen geriet. Bis in die obersten Spitzen der alten weltlich-geistlichen Hierarchie zeigten sich die zersetzenden Tendenzen. Darauf, ob sie vollkommen Herr werden, oder ob die zusammenhaltenden, die doch auch noch stark und mächtig waren, die Oberhand behaupten würden, beruhte nun die Zukunft von Europa und von Deutschland.

Zweites Kapitel.

Befestigung des deutschen Protestantismus.

Ich zweifle nicht, so war die Lage der Dinge; diese Kräfte standen einander gegenüber; diese Tendenzen walteten ob, und ihr Gegensatz gab auch dem deutschen Protestantismus seine Stellung. Wenn es darauf ankam, die Einheit der Christenheit in der Form, wie sie bestand, die aber keinen Nutzen mehr schaffte und sich nur drückend erwies, aufzulösen, so hatte er den wesentlichsten Teil dieses Unternehmens auszuführen, den Kampf mit den geistlichen Meinungen und Vorurteilen, welche die Gemüter so lange mit unwiderstehlicher Gewalt beherrscht und noch jedem Angriff Widerstand geleistet hatten. Allein es wäre ein Irrtum, wenn wir glauben wollten, daß die Protestanten in den Anschauungen dieser allgemeinen Verhältnisse gelebt hätten, sich derselben bewußt geworden wären. Von der Ferne der Jahrhunderte her können wir die großen Kombinationen, die in den Dingen liegen, wahrnehmen; die eigentliche Tätigkeit in der jedesmaligen Gegenwart aber kann davon nicht abhängen: da kommt es allein auf die richtige Behandlung des unmittelbar Vorliegenden an, auf die gute Sache, die man hat, die moralische Kraft, die man einsetzt. Die Momente, die den Fortgang der

Welthistorie bedingen, sind, ich möchte sagen, ein göttliches Geheimnis; der Wert des Menschen beruht auf seiner Selbstbestimmung und Tätigkeit.

Bleiben wir hier dabei stehen, was in die Augen springt: die allgemeine Lage der Angelegenheiten mußte den Protestanten unmittelbar förderlich werden. Daß die Hierarchie eine Unternehmung im Sinne der albigensischen oder der hussitischen Kriege gegen sie zustande bringen sollte, ließ sich bei der Stimmung der Zeit nicht mehr erwarten. Der König von England, so weit er sich auch in anderen Beziehungen von ihnen entfernte, war doch ihr Verbündeter gegen den Papst.

Zunächst hatten sie es nur mit dem Kaiser zu tun. Dem wollten sie, wie wir wissen, die rechtliche Anerkennung der Form des Glaubens und Lebens, die sie ergriffen hatten, abgewinnen.

Fragen wir nach den Mitteln, die ihnen hiebei zu Gebote standen, so machten sie nunmehr allerdings eine ansehnliche Zahl aus; sie bildeten einen Bund, der Aufsehen in der Welt erregte, und hatten die öffentliche Meinung auf ihrer Seite; mit alle dem wurden sie jedoch bei weitem nicht fähig, sich irgendein Zugeständnis zu erzwingen. Vielmehr knüpfte sich auch hier die Hauptsache an die anderweiten Verhältnisse des Kaisers, sei es nun, daß ausbrechende Feindseligkeiten demselben Rücksicht auf eine deutsche Opposition geboten, oder daß ihm aus der Lage der allgemeinen Angelegenheiten die Neigung entsprang,

sie zu begünstigen, der Wunsch, sich ihrer zu bedienen.

Es war nicht so leicht, wie man wohl glauben möchte, diese Momente zu ergreifen.

Die Protestanten konnten ihre Verbindung mit den auswärtigen Mächten nicht aufgeben und mußten sich doch hüten, von der Strenge reichsständischer Pflichten auch nur einen Schritt breit abzuweichen. Nach der ganzen Lage, in der sie waren, mußten sie Selbständigkeit und Unterordnung, Widerstand und Gehorsam, eine gesunde, auf richtigem Verständnis der europäischen Geschäfte beruhende Politik und unwandelbares Festhalten der religiösen Grundsätze vereinigen. Es gab wohl nie eine politisch bedeutende Stellung, die persönlichem Ehrgeiz einen geringeren Spielraum gelassen hätte.

Wir haben nun zu beobachten, wie sie unter diesem Verhältnis verfuhren, ob und wie sie es weiter brachten.

Zunächst hing alles von dem Bestehen und der Fortbildung ihres Bundes ab.

Erweiterung des schmalkaldischen Bundes.

Wieviel die Protestanten auch seit dem Jahre 1530, wo sie ihren Untergang vor Augen sahen, gewonnen haben mochten, so befanden sie sich doch noch keineswegs in haltbarem Zustande.

Dem Friedensschlusse zu Nürnberg und den spä=

teren Erläuterungen desselben zum Trotz hörte das Kammergericht, in welchem sich die Meinung der reichsständischen Majorität darstellte und das nun, da der religiöse Streit ein Rechtsstreit geworden war, für die geistlichen Angelegenheiten die größte Bedeutung hatte, nicht auf, einzelne Stände, welche namentlich in den Frieden eingeschlossen waren, zu belästigen.

Seitdem aber waren noch so viele andere von der alten Kirche abgewichen; es läßt sich denken, wie lebhaft und ernstlich nunmehr diese von dem Kammergericht angegriffen wurden.

Auf Anrufen des Abtes von Altenkamp z. B. — denn wir müssen wohl einige von diesen Fällen näher bezeichnen — wurden die Herzöge von Pommern sehr ernstlich ermahnt, alles in den alten Stand wiederherzustellen; hiedurch glaubte sich der Abt berechtigt, Prälaten und Ritterschaft zum Widerstand gegen die Fürsten aufzufordern.

Die Stadt Hamburg, von ihren Geistlichen verklagt, besorgte täglich, in die Acht erklärt zu werden. Dabei fürchtete sie nicht sowohl dies Urteil und die Exekution desselben, als die Rückwirkung, die es innerhalb ihrer Mauern haben würde; man glaubte, das Volk werde sich erheben und alle jene Geistlichen töten.

In Minden war bereits ein Pönalmandat eingetroffen. Die Bürger behaupteten, ihre ganze Schuld bestehe darin, daß sie einige Kapellen vor den Mauern, die ihnen bei einem etwaigen Angriff hätten gefähr=

lich werden müssen, abgebrochen und ein paar Glocken zu Kanonen umgeschmolzen hätten; allein das Mandat zeige, daß von ihren ehemaligen Priestern noch vieles andere vorgegeben und von dem Gericht als wahr angenommen worden sei.

Der Abt des Klosters Maulbronn verklagte den Herzog von Württemberg und jeden einzelnen seiner Räte, der an der Reformation dieses Klosters teilgenommen, und fand, wie sich denken läßt, bei dem Kammergericht mehr Gehör, als etwa die zurückgebliebenen Konventualen, welche hinwiederum über den Abt Klage erhoben.

Unmittelbar vom kaiserlichen Hofe, aus Toledo, hatten die Geistlichen von Augsburg ein Mandat ausgebracht, worin die Stadt angewiesen wurde, in einer Frist von zwölf Tagen den alten Zustand wiederherzustellen, und zwar bei Verlust aller Regalien und Freiheiten.

Im Gefolge dieser zweifelhaften Rechtsverhältnisse erhoben sich nun aber Eigenmächtigkeiten ohne Zahl.

Nicht allein die Herzöge von Bayern, sondern auch einzelne Edelleute hielten die Zinsen ein, welche in die Kirchen und Klöster von Augsburg gehörten. Wolf von Pappenheim mißhandelte einen Augsburger Bürger auf offener Reichsstraße; er drohte, demselben die rechte Hand abzuhauen und sie seinen Mitbürgern, „den ketzerischen Buben", hineinzuschicken. So sperrten die Burgmannen von Friedeberg den Frankfurtern die Zinsen, die in ihr Barfüßerkloster gehört

hatten. Vielen anderen ging es nicht besser, sei es nun, daß Zinsen und Renten protestantisch gewordenen Städten schlechthin vorenthalten wurden, oder auch, daß die katholischen Stifte, welche bisher eine oder die andere Pfarre zu versehen gehabt, dies nicht mehr taten und die dafür bestimmten Gefälle in eigenen Nutzen verwandten.

Die Verteidigung der katholischen Interessen nahm die Gestalt der Selbsthilfe, gleichsam des Faustrechts an.

Die mächtigsten Fürsten schienen entschlossen, die Angelegenheiten auf diesem Punkte festzuhalten, ja die Lage der Dinge für sich selbst zu benutzen.

Schon im November 1533 hatten die norddeutschen altgläubigen Fürsten, Kardinal Albrecht, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und die Herzöge Erich von Kalenberg, Heinrich von Wolfenbüttel, Georg von Sachsen, einen Bund zu Halle abgeschlossen, worin sie sich verpflichteten, bei den bisherigen Ordnungen zu bleiben und, falls einer von ihnen angegriffen werde, sich gemeinschaftlich zur Wehre zu setzen, jedoch niemanden zu überziehen, der sich zum Nürnberger Frieden halte. So unverfänglich dies lautete, so sah man doch sehr bald, was auch bei diesem Vorbehalt erlaubt schien. Herzog Erich trug bei dem Kaiser auf eine Achtserklärung gegen Hannover an, das eben damals der neuen Lehre Raum gab, oder, wenn man dies nicht ratsam finde, wenigstens auf ein Mandat, wodurch er berechtigt werde, die Güter und

Renten der Stadt, die unter sein Fürstentum gehörig, an sich zu nehmen.

Im Januar 1535 machte man, hauptsächlich auf Antrieb des leitenden Staatsmannes in Bayern, Leonhard von Eck, den Versuch, den schwäbischen Bund zu erneuern. Die ausgesprochene Absicht hiebei war, einen Bundesrat aufzustellen, der, keinem selbstständigem Einflusse populärer Elemente unterworfen, jede weitere religiöse Neuerung verhüten und nichts dulden solle, was nicht in dem Frieden von Nürnberg begründet sei. Zwar scheiterte dieser Entwurf an dem Widerspruch der unteren Stände; aber zwischen den Fürsten kam allerdings ein Bund in jenem Sinne zustande, der sogenannte neunjährige, von dem man nicht voraussehen konnte, daß er so wenig ausrichten würde, als er wirklich ausgerichtet hat. Hatten sich doch selbst protestantische Stände, wie Nürnberg und das fränkische Brandenburg, in eine Erneuerung der Beschränkungen des Nürnberger Friedens gefügt! Besonders schien die bayerische Regierung nicht vertragen zu können, daß sich die religiöse Neuerung in ihrer Nähe festsetze. Der Herzog von Württemberg behauptet, sie habe den Gedanken gehabt, sich seiner Person bei Gelegenheit einer Reise zu bemächtigen. Noch lebhafteren Widerwillen erregte ihr der Übertritt von Augsburg; es ist gewiß, daß sie den Kaiser um eine Ermächtigung ersucht hat, gegen diese Stadt zur Gewalt zu schreiten.

Bei allen diesen Maßregeln herrscht, wie man leicht

sieht, der Gedanke des gerichtlichen Krieges vor, zu dem sich die Majorität im Jahre 1530 entschlossen hatte. Das Kammergericht sollte die Acht aussprechen; die Verbündeten gedachten sie zu vollziehen. Es war ihnen widerwärtig genug, daß der Kaiser durch den Frieden von 1532 und die darauf ergangenen Deklarationen einen großen Teil der Stände dem Bereiche dieser Gefahren entzogen hatte; aber von ihrem Recht gegen die übrigen wollten sie darum mit nichten abstehen.

Dadurch entsprang nun aber ein Zustand von Unsicherheit für die nicht namentlich ausgenommenen Stände, der ganz Deutschland mit Feindseligkeiten erfüllte. Und welch ein zufälliger Unterschied war es doch, daß die einen im Nürnberger Frieden genannt worden waren, die anderen nicht! Ein Zugeständnis, das nur auf dem Vorteil der früheren Zeit beruhte, konnte unmöglich auf lange Dauer rechnen, wenn das demselben entgegengesetzte Prinzip stark genug war, zur Verfolgung der später Hinzugetretenen zu schreiten.

Auf den ersten Blick leuchtete ein, daß das wahre Mittel, diesem Übel abzuhelfen, in der Aufnahme der Gefährdeten in den schmalkaldischen Bund bestehe, wodurch dieser verstärkt und jene geschützt werden konnten. Das hatte jedoch die Schwierigkeit, daß im Nürnberger Frieden diejenigen, denen er zugute kommen sollte, namhaft gemacht und eben dadurch alle anderen von der Wohltat desselben ausgeschlossen

waren. Eine Erweiterung des Bundes war dabei zwar nicht verboten, aber auch nicht vorbehalten. Gerieten nicht die namentlich Einbegriffenen, wenn sie andere in ihren Bund zogen, dadurch in Gefahr, die Konzession zu verlieren, die ihnen zuteil geworden? Nur in dem einen Falle nicht, wenn dieselbe Macht, welche die Konzession gewährt hatte, sich auch einer Erweiterung derselben wenigstens nicht geradezu widersetzte.

Soeben ließ sich das hoffen.

Französische Agenten durchzogen im Jahre 1535 Deutschland und suchten besonders die evangelischen Stände auf ihre Seite zu bringen; Franz I. rechnete auf sie bei seinem Vorhaben, alle Gegner des Kaisers um sich zu sammeln und dadurch das Gleichgewicht mit demselben wiederherzustellen. Das Haus Österreich wandte alles an, um dies zu verhindern, besonders König Ferdinand, der vor dem Jahre empfunden, zu welchen Folgen eine Verbindung dieser Art führen konnte.

Und dazu kam, daß sich an dem Hofe des Königs eine gewisse Sympathie für die Protestanten regte. Sie beruhte darauf, daß der König, der das Land mit vielen Schulden und überhaupt in bedrängtem finanziellen Zustand übernommen, auf die Bewilligungen seiner Landtage angewiesen war, wo Herren und Edelleute das Meiste vermochten, unter denen aber die Hinneigung zu den Grundsätzen der religiösen Reform schon damals sehr stark um sich griff.

Der Erzbischof von Lunden berichtet dem Kaiser im November 1534, in seines Bruders Gebieten seien Herren und Edelleute fast sämtlich den lutherischen Meinungen zugetan; keiner lasse sich etwas sagen; schon werde auch der Bürgerstand und das gemeine Volk davon ergriffen. Die Eingaben der Landstände, die unter anderem bereits im Jahre 1531 die Predigt des lauteren Gotteswortes ohne menschlichen Zusatz forderten, bezeugen diese Gesinnung. Geistliche Güter wurden in Österreich fortwährend eingezogen, und man nannte die Familien, die dadurch reich geworden waren. Unmöglich konnte in einem Lande, von welchem der Venezianer Cavalli bemerkt, der Adel sei darin mächtiger als der Fürst, die Politik sich von diesen Einflüssen auf die Länge freihalten.

Als den ersten Repräsentanten der deutsch-österreichischen, von den spanischen und römischen Interessen nicht geradezu fortgerissenen Politik müssen wir den Rat des Königs, Johann Hofmann, ansehen, den wir zuerst als Hauptmann in Neustadt und als Schatzmeister finden, der aber allmählich am Hofe die größte Rolle spielte. Längst war Salamanca gewichen; auch der Bischof von Trient hielt sich entfernt, weil er sah, daß er doch nur wenig ausrichten könne; Hofmann, Roggendorf, Dietrichstein, Leonhard von Fels, eng untereinander verbunden, hatten die wichtigsten Geschäfte in den Händen. Schon war Österreich den Herzögen von Bayern und dem Erzbischof von Salzburg nicht katholisch genug; sie wollten mit Hofmann

nichts zu tun haben; „sie hielten ihn“, sagt Lunden, „für verdächtig in unserer Religion“; Lunden versichert: „es gebe wenig Leute bei Hof, an denen man nicht einen Geruch der neuen Lehre spüre.“ Noch weniger zufrieden waren die norddeutschen Katholiken, welche den Abschluß eines katholischen Bundes und die Aufstellung eines Heeres, das dann, wie gegen die Protestanten, so auch gegen Frankreich gebraucht werden könne, in Antrag gebracht, aber damit, wie sich denken läßt, kein Gehör gefunden hatten. Wäre ein solcher Bund nicht in der Tat eben das Mittel gewesen, um die Protestanten zu einer Vereinigung mit Frankreich, die man vermeiden mußte, vorwärts zu treiben?

Vielmehr näherte sich der Hof ganz offenbar den Protestanten.

Den Verlust von Württemberg lernte er allmählich verschmerzen; als im Frühjahr und Sommer nacheinander Landgraf Philipp und Herzog Ulrich in Wien erschienen, ward ein gutes Vernehmen mit ihnen hergestellt. Dem Herzog ward Württemberg verliehen, zwar als ein österreichisches Afterlehen, aber ohne die strengeren Verpflichtungen, die man ihm anfangs hatte auflegen wollen. Mit dem Landgrafen sprachen die kaiserlichen Räte sogar von einem Bündnis; sie trugen ihm die Vermählung seines Erstgeborenen und Erben mit einer Tochter des römischen Kaisers an.

Hierauf bedachte sich auch Johann Friedrich, der schon seit einiger Zeit mit Hofmann in vertraulicher

Korrespondenz stand, nicht länger, sich im November 1535 nach Wien zu begeben. Die beste Aufnahme wurde ihm zuteil. Er empfing die Belehnung mit der Kur, was seine Räte wohl, in Erinnerung an die allgemeine Bedeutung dieser Würde, die sich an die Idee des Kaisertums knüpfte, selbst als einen Fortschritt in der religiösen Angelegenheit ansahen, als eine neue Anerkennung der Christlichkeit ihres Bekenntnisses; sein klevischer Ehevertrag ward ihm jetzt wenigstens von seiten des Königs bestätigt. Dagegen gab er einige Schlösser an der venezianischen Grenze auf, die ihm von Friedrich dem Weisen her gehörten; obgleich der Kaiser noch immer den Frieden von Cadan nicht ratifiziert hatte und der Kurfürst deshalb wohl berechtigt gewesen wäre, seine Anerkennung der römischen Königswürde, die sich hieran knüpfte, zurückzunehmen, so ließ er sich doch eine neue Erstreckung des Termines gefallen; der König war höchst erfreut, ihn wider Erwarten so nachgiebig zu finden: er meinte, hätte er ihn auf dem Reichstage von 1530 so gut gekannt, so sollten die Dinge nicht so weit gekommen sein.

Bei dieser günstigen Stimmung hatte nun aber der Kurfürst auch nicht gesäumt, die allgemeine Angelegenheit seiner Glaubensgenossen, auf die es ihm am meisten ankam, die Erweiterung des Nürnberger Friedens, zur Sprache zu bringen.

Bemerken wir wohl, daß der König einen besonderen Antrieb hatte, ihm hierin gefällig zu sein.

Der Kaiser hatte wirklich Anwendung der Gewalt

gegen die Stadt Augsburg erlaubt, wofern sie sich hartnäckig zeige, wie sie denn tat; und schon machten die Herzöge von Bayern Miene, auf diesen Grund hin die Stadt anzugreifen. Der Vorteil weder des Königs noch dem Kaisers wäre gewesen, diesen damals wichtigsten deutschen Handelsplatz in die Hände von Bayern geraten zu lassen, dessen Freundschaft für das Erzhaus nicht eben sehr sicher war; Ferdinand sah es nicht ungern, wenn Augsburg gegen die Macht der Herzöge einen anderweiten Rückhalt gewann. Der Bischof von Lunden, der sich damals am Hofe des Königs aufhielt und sonst keineswegs als ein Anhänger Johann Hofmanns erscheint, stimmte ihm doch in dieser Sache bei: in seinen Briefen empfiehlt er Augsburg und Ulm dem Kaiser, hauptsächlich deshalb, weil die Einflüsterungen französischer Emissäre in diesen Städten kein Gehör gefunden. Und zu diesen Rücksichten kam noch eine religiöse. In Augsburg schien sich der Zwinglianismus festzusetzen, wovon weitaussehende Nachwirkungen zu fürchten gewesen wären; Ferdinand forderte den Kurfürsten auf, etwas dagegen zu tun. Der Kurfürst antwortete, vergeblich würde man suchen, die Anhänger Zwinglis wieder in die Gebote des Papsttums zu schnüren; möglich sei nur, sie zur Annahme der Augsburger Konfession zu bewegen; aber dazu gehöre vor allem, daß ihnen der nürnbergische Friede und der cadanische Vertrag zugute komme.

Alle diese Motive nun, Besorgnis vor den Ten=

denzen des Zwinglianismus, vor einer unbequemen Machtvergrößerung von Bayern und vor den noch immer drohenden Erfolgen der französischen Politik, vermochten jetzt den König, einen Schritt weiter zu gehen als bisher.

Unmöglich ließ sich allein für Augsburg unterhandeln, was als Feindseligkeit gegen Bayern hätte ausgelegt werden können; der König entschloß sich zu einem ganz allgemeinen Zugeständnis.

Indem er, wie früher, Stillstand am Kammergericht in allen Sachen, Glauben und Religion belangend, zusagte, ließ er doch — und eben darauf kam es an — die namentliche Aufführung der hiedurch Bevorzugten, in der die Beschränkung des Nürnberger Friedens lag, diesmal weg. Bei dem systematischen, stillen Gange, in dem sich die deutschen Angelegenheiten vorwärts bewegen, ein nicht zu übersehender Schritt. Soviel wenigstens liegt darin, daß von seiten des Königs der Erweiterung des Bundes kein ernstliches Hindernis entgegengestellt werden würde. Johann Friedrich war damit fürs erste zufrieden.

Unverweilt ging er von Wien nach Schmalkalden, wo eine zahlreiche Versammlung seiner bereits harrte.

Auch ein französischer Gesandter war daselbst eingetroffen, um ein Verständnis seines Herrn, der damals jenen Einfall in Savoyen vorbereitete, einzuleiten. Dem Hause Österreich ward die Nachgiebigkeit König Ferdinands sofort vergolten. Der Gesandte gab einen Entwurf ein, der in den wenigst anstößigen

Ausdrücken, die er nur finden konnte, abgefaßt war. Der Kurfürst und seine Verbündeten antworteten mit aller äußeren Schonung: sie wiesen das Verständnis nicht mit dürren Worten zurück; aber sie machten eine Bedingung, welche den Zweck des Königs aufhob: sie nahmen alle die aus, denen sie mit Lehen und Huldigungspflichten verwandt seien, namentlich den Kaiser. Der Gesandte entfernte sich; von einer Rückantwort des Königs, die er versprach, hat er doch nie etwas verlauten lassen.

Unter diesen Auspizien schritt man zur Erledigung der inneren Geschäfte des Bundes.

Die alten Mitglieder desselben entschlossen sich, ihn auf die folgenden zehn Jahre zu erneuern; sie wußten sehr wohl, daß sie ihrer Verbindung die Freiheit der Religion verdankten, die sie genossen.

Hierauf aber, nach den Erklärungen Johann Friedrichs über seine Wiener Verhandlungen, trugen sie auch kein Bedenken, die Schranken zu durchbrechen, welche sie sich in dem Nürnberger Frieden hatten ziehen lassen. Hatten sie sich doch, wie gesagt, damals durch keine ausdrückliche Verpflichtung gebunden. Versichert, daß ihr eigener Friede nicht werde gestört werden, beschlossen sie, alle in ihren Bund aufzunehmen, die darum nachsuchen und sich der Augsburgischen Konfession gemäß halten würden. Diese Bedingung setzte Johann Friedrich an die Stelle einiger allgemeinen Ausdrücke, welche früher vorgeschlagen worden waren.

Eher konnte die Frage sein, ob denen, die den Augsburger Abschied mit unterschrieben, das Recht zustehe, sich davon loszusagen. Sie begründeten ein solches auf die ungebührliche Verzögerung des Konziliums, welches damals versprochen worden; — nicht auf immer meinten sie sich der Zugeständnisse der alten Reichsabschiede entäußert zu haben.

Das vornehmste Interesse hiebei war aber jetzt, so gut wie früher, die gemeinschaftliche Verteidigung gegen die Prozeduren des Kammergerichts. Die Verbündeten beschlossen, die neue Zusage des Königs demselben bekannt zu machen. Da es aber nach allem, was bisher vorgegangen, noch immer zweifelhaft blieb, ob das Gericht darauf Rücksicht nehmen würde, so kamen sie überein, wofern dasselbe dennoch zur Acht schreite und deren Vollstreckung veranlasse, dies als einen Akt der Gewalt zu betrachten und ihm mit Gewalt zu begegnen. Denn der Majorität, von welcher das Gericht abhing, nachzugeben, hielten sie sich auf keine Weise verpflichtet. Hiezu ward sogleich die erforderliche Hilfsleistung, und zwar auf 20 000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferde, festgesetzt.

Eine Frage, die bei dem Ineinanderfallen geistlicher und weltlicher Verhältnisse unvermeidlich war, nämlich die, was in jedem Falle Religionssache sei, mußte nun auch von Bundes wegen in Anregung kommen; denn nur für die geistlichen, nicht für die weltlichen Angelegenheiten war er geschlossen. Man kam über=

ein, jedesmal durch Stimmenmehrheit zu entscheiden, ob man sich einer Sache anzunehmen habe oder nicht.

So weit gelangte man binnen einiger Tage in Schmalkalden; der Abschied ist vom 24. Dezember 1535. Gegen Ende des April des folgenden Jahres trat man aufs neue zu Frankfurt a. M. zusammen, um zur Aufnahme der neuen Mitglieder zu schreiten, die indes darum angesucht.

Es waren Herzog Ulrich von Württemberg, die Herzöge Barnim und Philipp von Pommern, von denen der letztere sich im Laufe des Winters mit der Schwester des Kurfürsten vermählt hatte, die Fürsten Johann Georg und Joachim von Anhalt, ferner die mächtigen Städte Augsburg und Frankfurt im oberen, Hannover und Hamburg im niederen Deutschland, auch Kempten. Einem jeden ward ein angemessener Beitrag für den Fall eines Krieges auferlegt. Man faßte den Plan, der bald darauf auch ausgeführt worden ist, in den Bundesrat vier neue Stimmen einzuführen, zwei für die Fürsten, zwei für die Städte, so daß ihrer nunmehr dreizehn wurden.

Die Zunahme des Protestantismus im Reiche kam dem Bunde, wie wir sehen, hiedurch erst zustatten.

Nur mußte, ehe man die Sache für abgeschlossen halten konnte, auch die Erörterung der religiösen Differenzen, deren Beilegung zwar angebahnt, aber nicht völlig zustande gebracht war, nochmals vor-

genommen werden. An jeder Stelle greifen Politik und Theologie ineinander.

Unermüdlich tätig war in der Zwischenzeit Butzer gewesen. Fünf Wochen lang finden wir ihn in Augsburg, dann in Konstanz, dann im Württembergischen; endlich brachte er es so weit, daß fast alle oberländischen Prediger seine vermittelnde Formel annahmen, deren Hauptmoment darin liegt, daß Brot und Wein allerdings Zeichen, aber zugleich darreichende Zeichen seien; Brot und Leib seien eins, jedoch sakramentlich, ohne Vermischung. Nicht allein Melanchthon, mit dem Butzer in Kassel zusammenkam, sondern auch Luther hatte sich damit einverstanden erklärt und nur noch eine abschließende Zusammenkunft beider Teile in Vorschlag gebracht.

Zur Seite der weltlichen Räte versammelten sich auch die oberländischen Theologen in Frankfurt. An dem Tage, an welchem der Abschied unterzeichnet ward, 10. Mai 1536, brachen sie sämtlich nach Thüringen auf. Es waren Capito und Butzer von Straßburg, Frecht von Ulm, Otther von Eßlingen, Wolffhard und Mäußlin von Augsburg, Schüler von Memmingen, Bernhardi von Frankfurt, Alber und Schradin von Reutlingen. Luther war durch Krankheit verhindert, in Eisenach zu erscheinen, wie er versprochen hatte, und sie mußten sich entschließen, ihn in Wittenberg heimzusuchen. Auf dem Wege gesellten sich ihnen einige thüringisch-sächsische Theologen zu, was den Vorteil gewährte, daß man sich — und zwar

nicht von den Wänden einer Konferenzstube eingeengt — näher kennen lernte und von der beiderseitigen Geneigtheit zum Frieden überzeugte.

Der alte Widerwille, „das trübe Wasser“, schien sich wieder regen zu wollen, da soeben der Briefwechsel zwischen Zwingli und Oekolampad erschien, der nicht immer glimpflich lautete. Butzer gelang es glücklicherweise, seine Unschuld an dieser Publikation darzutun.

Auch in der Sache trat noch einmal eine bedeutende Differenz heraus.

Luther hatte die Erklärung gefordert, daß der Leib Christi im Abendmahl nicht allein von den Unwürdigen, sondern auch von den Gottlosen empfangen werde. Die Oberländer gaben jetzt das erste zu, nicht aber das letzte.

Bemerken wir wohl, daß hier noch einmal der Unterschied der lutherischen und der schweizerischen Auffassung zutage kam. Jene, an dem Objektiven des Geheimnisses festhaltend, nahm die Austeilung desselben auch an die Gottlosen an. Diese, die von dem subjektiven Moment ausgegangen, konnte allenfalls den Genuß des wahren Leibes bei den Unwürdigen zugeben, vorausgesetzt, daß dieselben die Kraft des Sakramentes im allgemeinen anerkennen, nimmermehr aber bei den Gottlosen, die davon vielleicht gar nichts halten. Auf diese beiden Worte war jetzt der ganze Streit zurückgebracht; doch enthielt er noch die Verschiedenheit der ursprünglichen Auffassung;

hätte man hartnäckig sein wollen, so würde an dem einen Wort noch alles haben scheitern können. Luther hatte von dem Kurfürsten die ausdrückliche Anweisung, von der erkannten Wahrheit nicht abzuweichen. Was aber Melanchthon bemerkt, daß man durch den Streit mit den Gegnern auch diesseits vieles gelernt habe, davon zeigte Luther durch die Tat, daß es auch an ihm wahr sei. Er sah wohl ein, daß, wenn er seinen Ausdruck mit voller Strenge festgehalten hätte, auch Türken und Juden Teilnahme an dem Mysterium zugeschrieben, der Begriff der Impanation, den er selber verwarf, hergestellt worden wäre. „Nur der Gottlosen halben," sagte Luther endlich, „stoßt ihr euch: darüber wollen wir nicht zanken; wir erkennen euch und nehmen euch an als unsere lieben Brüder in Christo." Dem wackeren Butzer, der um diese Versöhnung das größte Verdienst hatte, traten die Tränen in die Augen, als er sein Ziel nun soweit erreicht sah: mit gefalteten Händen dankte man Gott.

Ohne Zweifel eines der größten Ereignisse für die Entwickelung der evangelischen Kirche.

Die Oberländer nahmen die Augsburgische Konfession und deren Apologie schlechthin als das eigene Bekenntnis an, wovon sie früher noch weit entfernt gewesen. Luther dagegen erkannte sie als seine Brüder im Glauben, was er dem Ulrich Zwingli dort zu Marburg abgeschlagen hatte. Auf beiden Seiten ließ man die bisherigen Mißverständnisse fallen. Die

Oberländer ergriffen das Einleuchtende einer tiefe- ren Auffassung; sie erwehrten sich nur des schroffsten Ausdrucks derselben, durch den sie auch in der Tat wieder zweifelhaft wurde. In Wittenberg dagegen ließ man den Gründen der oberländischen Auffassung mehr Gerechtigkeit widerfahren; namentlich erkannte Melanchthon die Analogien derselben in der alten Kirche. Auch auf dieser Seite läuterten sich die Ansichten, Luther erklärte wohl: ihm sei es nie um die Weise und Maß der Gegenwart zu tun gewesen, sondern nur um die Gegenwart selbst; man müsse nun auf beiden Seiten die Streiche und Schmerzen des alten Haders vergessen, vergeben und vertragen.

Aber über alle anderen streitigen Punkte verständigte man sich.

Am Himmelfahrtstage 1536 predigte Luther über den Text: Gehet hin in alle Welt und verkündigt das Evangelium allen Heiden. Myconius sagt: er habe ihn oft predigen hören; damals aber sei es ihm vorgekommen, als spreche er vom Himmel her in Christi Namen.

Und gewiß gab diese theologische Versöhnung, zusammentreffend mit der Erweiterung des Bundes, den Protestanten neue Aussichten auf festes Bestehen und allgemeine Welteinwirkung.

Sie wußten nicht anders, als daß die engere politische Vereinigung, zu der sie geschritten, von dem Reichsoberhaupte gebilligt werde, daß ihr Dasein und ihre Bewegung auf gesetzlichem Boden beruhe. Mit

dem Kaiser und dem Könige glaubten sie in dem besten Verständnis zu stehen. Auf eine Anfrage wegen der Wiener Abrede antwortete König Ferdinand: was er einmal versprochen, das suche er auch zu vollstrecken; den rechtlichen Stillstand habe er der letzten Abrede gemäß aufs neue dem Kammergericht geboten. Dagegen zögerte auch Johann Friedrich nicht, eine wahrscheinlich damals in Wien getane Zusage zu erfüllen und einige Fähnlein zu dem Heere, das sich in den Niederlanden versammelte, stoßen zu lassen. Seiner Sache sicher, gab er denselben einen Feldprediger mit, um mitten im kaiserlichen Lager das reine Gotteswort zu verkündigen. Kein Wunder, wenn auch der Kaiser sich sehr gnädig vernehmen ließ. Um jede Annäherung der Protestanten an Frankreich zu verhindern, erklärte er aus seinem Feldlager von Savigliano, wo die letzten Unterhandlungen vor dem Zug in die Provence gepflogen wurden und auch ein päpstlicher Gesandter anwesend war, er werde den aufgerichteten Stillstand halten, niemanden mit Krieg überziehen, den Zwiespalt in der Religion überhaupt nur durch friedliche Mittel beizulegen suchen.

Waren sie aber hier mit dem Kaiser verbündet, so gereichte ihnen — so sonderbar war ihre Stellung — auf einer anderen Seite das Mißlingen seiner Absichten, jener Ausgang des nordischen Krieges, den wir schon berührten, zum Vorteil. Bei den Anstrengungen, die gegen Frankreich gemacht werden mußten,

war man in den Niederlanden nicht imstande, die Unternehmung des Pfalzgrafen Friedrich gegen Dänemark, die der Kaiser noch immer im Auge hatte, mit der gehörigen Kraft ins Werk zu setzen. Als der Pfalzgraf in den Niederlanden anlangte, fand er die Vorbereitungen bei weitem unter seiner Erwartung und entschloß sich, die Sache für diesmal aufzugeben. Vergeblich erwartete die Kopenhagener Besatzung die Hilfe, die man ihr von dort aus zugesagt. Auch die Unterstützung, die sie von Deutschland bisher noch empfangen, hörte auf. Besonders der Erzbischof von Bremen war es, durch dessen Teilnahme und Bemühung ihr solche bisher zuteil geworden; aber damit war jetzt nicht einmal der Bruder desselben, Herzog Heinrich, einverstanden. Dieser selbst vielmehr und der Landgraf von Hessen trugen bei, daß sich der Erzbischof mit einer Geldzahlung Christians III. zufriedenstellen, alle weitere Feindseligkeit fallen ließ. So geschah, daß Kopenhagen am 20. Juli 1536 an den neuen König überging. Wir erwähnten bereits, welche Veränderung dieser in dem Reiche vornahm. Es liegt am Tage, daß die Einführung der evangelischen Lehre in Dänemark, die Befestigung eines mit den meisten protestantischen regierenden Familien in alter Verwandtschaft stehenden Hauses auf einem nordischen Throne den protestantischen Interessen überhaupt neuen Rückhalt gab.

Gerade in dieser Zeit eines durch inneres Verständnis, Fortgang nach außen und politisches Glück

erhobenen Selbstgefühls mußte es nun sein, daß den Protestanten eine Einladung zuging, die zuletzt dahin zielte, sie wieder in das alte Verhältnis zur römischen Kirche zurückzuführen.

Ankündigung eines Konziliums.

Vom ersten Augenblick seiner Verwaltung an hatte sich Paul III., nicht ohne mißbilligenden Rückblick auf seinen Vorgänger, entschlossen erklärt, das Konzilium, von dem schon so lange die Rede war, zustande zu bringen.

In Rom wollte man es zwar auch ihm nicht glauben: denn er habe eine Untersuchung der Mittel und Wege, durch die er emporgekommen, nicht viel weniger zu fürchten als sein Vorgänger. Der Unterschied war jedoch, daß, wenn Klemens ein Konzilium nur gefürchtet hatte, Paul III. besser einsah, wozu es dem römischen Stuhle wohl auch nützlich werden könnte. Noch im Jahre 1535 ward ein Nuntius, Vergerio, nach Deutschland geschickt, um zunächst wenigstens den Ort, wo es sich versammeln sollte — der Papst bestimmte Mantua —, ins Reine zu bringen.

Auf dem Wege durch Norddeutschland kam der Nuntius auch nach Wittenberg, wo man ihm unerwartete Ehre erwies, z. B. im kurfürstlichen Schlosse Wohnung gab; es ist wie eine Berührung zweier verschiedener Welten, daß er hier eines Morgens Luther bei sich sah.

Er wünschte, seinem Herrn von der Persönlichkeit dieses größten aller seiner Gegner berichten zu können.

Auch auf Luther machte es Eindruck, daß er einen Abgeordneten der höchsten geistlichen Gewalt, von der er einen so großen Teil der Welt losgerissen, nach langer Zeit zum erstenmal wieder sehen sollte. Er legte seine besten Kleider an, das Kleinod, das er bei feierlichen Gelegenheiten um den Hals trug, und ließ sich schmücken; denn er wolle, sagte er scherzend, jung erscheinen, als einer, der wohl auch in Zukunft noch etwas ausrichten könne. Doktor Bugenhagen begleitete ihn. „Da fahren," sagte Luther, als sie beisammen im Wagen saßen, mit ironischem Selbstgefühl, „der deutsche Papst und Cardinalis Pomeranus." Ernster fügte er hinzu: „Gottes Werkzeuge."

Der Nuntius hatte einen anderen Begriff von Papst und Kardinälen. Wie die meisten Italiener, vermißte er in Luther die Äußerlichkeiten einer imponierenden Gegenwart, Abgemessenheit des Betragens. Er nahm es übel, daß Luther, als er der Zeit gedachte, wo er in Rom Messe gelesen, sich ein unwillkürliches Lächeln entschlüpfen ließ, daß er in einem Augenblick, wo das Gespräch stockte, mit der Frage hervorkam, ob man ihn nicht in Italien für einen trunkenen Deutschen halte. Dabei wurden aber doch die wichtigsten Dinge berührt: die englische Angelegenheit, worüber sich Luther nicht ohne Zurückhaltung äußerte, eigentlich das einzige an ihm, was auf den

Nuntius einen guten Eindruck machte, — die Einrichtungen der neuen Kirche: Luther sagte, da man jenseits ihre Priester nicht mehr weihen wolle, seien sie selbst zur Ordination geschritten; er zeigte auf seinen Begleiter als einen so geweihten Bischof, — hauptsächlich das Konzilium. Luther erklärte, er glaube nicht, daß es in Rom mit diesem Vorhaben Ernst sei; wenigstens werde man auf einer vom Papst veranstalteten Versammlung von nichts anderem, als von klerikalischen Nebendingen handeln; und doch wäre ein freies, gemeines, christliches Konzilium höchlich vonnöten: „nicht für uns," sagte er, „die wir aus dem lauteren Gotteswort die gesunde Lehre bereits haben, sondern für andere, welche eure Tyrannei noch fesselt." „Bedenke, was du sagst," versetzte der Nuntius: „du bist ein Mensch und kannst irren." „Nun wohl," antwortete Luther, „habt ihr Lust dazu, so beruft ein Konzilium; ich will kommen, und solltet ihr mich verbrennen." „Wo wollt ihr das Konzilium haben?" fragte der Nuntius. „Wo es euch gefällt, in Padua, Florenz oder Mantua." „Würdet ihr auch nach einer päpstlichen Stadt kommen, wie Bologna?" „Heiliger Gott, hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen? Aber ich werde kommen." „Auch der Papst würde zu euch nach Wittenberg kommen." „Er komme nur her; wir wollen ihn gern sehen." „Wie wollt ihr ihn sehen, allein, oder mit einem Kriegsheer?" „Wie es ihm beliebt; wir wollen beides erwarten."

In einem Momente fliegen die verschiedensten Möglichkeiten, die im Dunkel der sich vollziehenden Ereignisse ruhen, dem Geiste vorüber.

Das zunächst Bemerkenswerte ist, daß es Luther wirklich um die Malstatt nicht zu tun war. Auch seinem Fürsten gab er das zu erkennen; und dieser, auf seiner Reise in Prag von dem Nuntius angeredet und dann in Wien weiter dazu gedrängt, hat dort wirklich in die Berufung nach Mantua gewilligt.

Aber dabei, wie sich versteht, war es weder des Fürsten, noch Luthers Meinung, von den Bedingungen einer freien und unparteiischen Erörterung nur im mindesten zurückzutreten. Eine solche hervorzurufen war die ursprüngliche Absicht gewesen; man hatte dabei die reformatorischen Bestrebungen des letzten großen Konzils von Basel im Auge gehabt und die Freiheiten desselben nur noch zu vermehren gedacht. Der vorwaltende Gedanke in diesem Augenblicke war, daß unter dem Schutze des Kaisers eine Anzahl von gelehrten und frommen Männern erwählt werden solle, um die wichtigsten Streitfragen zu entscheiden. Luther studierte die Geschichte der ältesten Konzilien; die Ordnung, die in Nizäa gehalten worden, das Ansehen, das die bessere Meinung eines einzelnen über die Vorstellungen der Mehrzahl gehabt, machten einen großen Eindruck auf ihn. „Ja," hörte man ihn einmal seufzend ausrufen, „ein general, frei, christlich Concilium. Nun, Gott hat allen Rat in seiner Hand."

Die Sendung Vergerios, bei der man Äußerungen

vermied, welche die Protestanten hätten zum Widerspruch reizen können, namentlich die Beziehung auf die in den alten Konzilien getroffenen Bestimmungen, war nur vorläufiger Art; sie ließ noch alles erwarten.

Bei den eifrigen Katholiken fand sie sogar weniger Beifall, als bei den Protestanten. In München erklärte man, es sei unnütz, so viel herumzufragen: — der Papst möge sich nur von dem Kaiser eine eifrige und unnachsichtige Ausführung dessen, was das bevorstehende Konzilium beschließen werde, zusagen lassen; dann möge er den Ort des Konziliums bestimmen, es selbständig ausschreiben und sobald wie möglich halten, möchten die Deutschen dabei erscheinen oder nicht; schon genug, wenn der Kaiser verspreche, sie mit gewaltiger Hand zu zwingen, sich den Beschlüssen des Konziliums zu unterwerfen. Der Nuntius erwiderte: der Kaiser werde nie dazu zu bringen sein; er sah darin eine Feindseligkeit der Herzöge von Bayern gegen das Haus Österreich.

Und wie hätte der Kaiser in jenem Augenblicke zu einem Versprechen von dieser Tragweite gebracht werden können, als der Krieg mit Frankreich wieder ausbrach? Er würde dem Nebenbuhler eine mächtige und eifrige Bundesgenossenschaft zugeführt haben.

Wir kennen die Stimmung, in der er, von Tunis kommend, im April 1536 in Rom erschien; er war zugleich von dem Ehrgeiz, an der Spitze der Christenheit etwas Großes auszuführen, ergriffen und von

Bitterkeit über die feindselige Haltung des Königs von Frankreich erfüllt.

Ein allgemeines Konzilium hielt er für unerläßlich. Es war sein eigenster, mit seinem kaiserlichen Selbstgefühl verwobener Gedanke. Vielleicht konnte es noch zur Beilegung der Zwistigkeiten und zur Vorbereitung einer großen Unternehmung gegen die Osmanen beitragen. Aber hauptsächlich: er hatte es den Deutschen versprochen. Wenn er länger zögerte, so mußte er die Berufung eines Nationalkonziliums befürchten, das sie immer aufs neue mit wachsendem Eifer forderten, und dessen Beschlüsse ihn in die größten Verlegenheiten hätten verwickeln können.

Papst Paul III. konnte ihm dabei nicht ernstlich widerstreben. Er verdankte die Tiara der Voraussetzung, daß diese Berufung von ihm zu erwarten sei. Unmittelbar nach einer Konferenz mit dem Kaiser sprach er seinen Entschluß aus, unverzüglich zur Ankündigung des Konziliums zu schreiten.

Daran kann kein Zweifel sein, daß sowohl der Kaiser als der Papst die vorläufige Einwilligung der Protestanten zu haben wünschten. Granvella, welcher bei der Abfassung der Bulle zugezogen ward, erzählt, der erste Entwurf derselben sei bei der Beratung der Kommissare „nicht ohne Mysterium", das heißt doch, nicht ohne geheime Rücksichten, verbessert worden. Es mag eine von diesen Rücksichten gewesen sein, wenn man eine Formel, deren sich Papst Klemens VII. bedient hatte: „das Konzilium solle frei sein nach dem

vielhundertjährigen Gebrauche der römischen Kirche," welche den Protestanten als eine Verspottung erschienen war und ihren heftigsten Widerspruch erregt hatte, diesmal wirklich wegzulassen sich entschloß. Man wollte sie nicht von vornherein, nicht ganz und gar abschrecken. Eine andere Rücksicht gebot, alles zu vermeiden, was dem Könige von Frankreich hätte Anstoß geben können; und man weiß, daß Granvella darin weiter ging, als die Bevollmächtigten des Königs Ferdinand gewünscht hätten.

Am 12. Juni kam die Bulle zustande, durch welche das Konzilium auf den 2. Mai 1537 nach Mantua ausgeschrieben wurde. Der Papst hatte den Ort vorgeschlagen, die katholischen Fürsten ihn angenommen, wenn der Kaiser damit einverstanden sei, dieser aber eingewilligt, weil Mantua den deutschen Grenzen nahe liege.

Im Herbst 1536 machte sich abermals ein Nuntius, Peter van der Vorst, aus Antwerpen, Bischof von Acqui, auf, um, wie den übrigen deutschen Fürsten, so auch den protestantischen das Konzilium anzusagen.

Durften nun aber die Protestanten wohl glauben, daß dies das Konzilium sei, welches sie immer im Sinne gehabt und das die Reichstage gefordert?

Sie hätten sich absichtlich verblenden müssen, um es anzunehmen.

So ängstlich man in der Bulle gewesen war, anstößige Ausdrücke zu vermeiden, so bemerkten doch die

Protestanten, daß darin weniger von Erörterung der Glaubensartikel, als von Ausrottung der Ketzereien die Rede sei. Der Papst sagte: er wolle dem Beispiel seiner Vorgänger nachfolgen; — sie erinnerten, eben von diesen seien sie verdammt worden.

Ohne Zweifel war Paul III. so gut wie irgendein früherer Papst entschlossen, die päpstlichen Prärogativen und das ganze bisherige System aufrechtzuerhalten.

Schon stand er mit den heftigsten Verfechtern der alten Lehre, den Gegnern Luthers von Anfang an, in vertraulicher Unterhandlung. Er sprach seine Billigung der Schriften von Faber und von Eck über die Messe und den Primat aus und verhieß, sie wieder drucken zu lassen: denn auf diese Punkte komme es jetzt vor allem an. Faber hatte ihn aufmerksam gemacht, wie schädlich es werden könne, wenn man der Versammlung die Bücher Luthers und seiner Anhänger mitteile, wie dies leicht eine weitere Verbreitung der ketzerischen Meinungen zur Folge haben dürfte. Der Papst billigte, daß dem Konzilium bloß ein Auszug ihrer Behauptungen vorgelegt würde, und zwar jeder Satz sogleich mit einer katholischen Widerlegung versehen. So wenig dachte er daran, eine freie Erörterung zuzulassen. Nur über abgerissene Sätze sollte geurteilt werden, ohne Rücksicht auf ihre Begründung.

Und selbst die Zurückhaltung, die Vergerio empfohlen, beobachtete der Papst nur einen Augenblick. In

einer Bulle über die Reformation des Hofes, die er in dieser Zeit erließ, sagt er unverhohlen, er habe das Konzilium zur Ausrottung der verpestenden lutherischen Ketzerei angekündigt.

Unter diesen Umständen konnten die Protestanten wohl nicht zweifelhaft sein, ob sie das Konzilium annehmen sollten oder nicht. Sie sahen mit Bestimmtheit voraus, daß der Papst es in seinem Sinne einrichten, sie darin verdammen lassen werde. Jenes Versprechen Johann Friedrichs wegen der Malstatt konnte sie nicht irren. Es war an die Bestätigung der jülichschen Eheverträge geknüpft, welche niemals eingetroffen ist; ohne Mühe entschloß sich Johann Friedrich, die Verbindung seiner persönlichen und der allgemeinen Angelegenheiten überhaupt fallen zu lassen.

Die Frage war nur, wie man sich bei der Verwerfung zu verhalten habe.

Die Gelehrten rieten, das Ausschreiben des Papstes nicht geradehin zurückzuweisen, da er sich darin doch nicht förmlich als Richter bezeichne, jeder Verhandlung in der befürchteten Weise aber durch die Forderung einer vorläufigen Aufstellung von unparteiischen Richtern zu begegnen. So viel als möglich wollten sie sich im gewohnten Wege der Ordnung halten.

Auf der Versammlung der verbündeten Stände in Schmalkalden im Februar 1537 kam vor allem diese Frage in Beratung; und einige erklärten sich auch hier im Sinne der Theologen; aber die meisten

sahen doch mehr die Tatsachen an, als die Form: sie fanden, daß dies Konzilium eigentlich das Gegenteil von dem sein würde, welches sie gewünscht, durchaus in den Händen des römischen Hofes, von welchem sie abgefallen, von dem sie schon so gut als verurteilt seien. Sie erklärten sich für die einfache Rekusation, die am Ende allgemein beschlossen ward. Die Einladungsschreiben des Papstes verschmähten sie auch nur anzunehmen. Es schien ihnen, als würde schon durch die Annahme allein das Recht, die kirchliche Hoheit des Papsttums anerkannt. Überrascht und durch die allerdings etwas linkische Weise, wie man dabei verfuhr, beleidigt, zog sich der päpstliche Nuntius zurück.

Eine eigentliche Antwort gaben sie nur dem Kaiser, der das Konzilium ebenfalls empfahl. „Er möge sich erinnern," sagen sie darin, „daß in den Jahren 1523 und 1524 ein gemeines, freies Konzilium zur Ausrottung der in der Kirche eingerissenen Irrtümer und Mißbräuche versprochen, diese Zusage auch noch in dem Frieden von Nürnberg wiederholt worden sei. Damit aber habe man nicht ein Konzilium in den Formen der früheren gemeint, noch auch ein solches, wie es der Papst jetzt in Aussicht stelle, von dem er selbst erkläre, er berufe es zur Ausrottung der lutherischen Ketzerei. Unmöglich sei es ihnen, eine Versammlung dieser Art zu besuchen, am wenigsten in Italien. Vielmehr ergehe ihre Bitte an den Kaiser, daß er ihnen ein wahrhaft freies Konzilium ohne alle

parteiischen und verdächtigen Handlungen in deutschen Landen verschaffen möge."

Die Frage über die Prärogativen des Papsttums, die man früher in den Bekenntnisschriften anzuregen vermieden hatte, nahm man nun erst ernstlich vor. Die Artikel, welche Luther bei dieser Zusammenkunft in Schmalkalden abfaßte und alle anwesenden Theologen unterschrieben, sind, wie der Abschied dies auch ausdrücklich bemerkt, in der Hauptsache nichts als eine Wiederholung der in Konfession und Apologie aufgestellten Lehre. Nur über den päpstlichen Primat hatte man für gut gehalten sich näher zu verständigen. Man kann nicht zweifeln, ob Luther denselben verwarf. Seine Gründe waren erstlich, wie er schon einst in Leipzig auseinandergesetzt, daß die heilige Kirche lange Jahrhunderte ohne Papst gewesen, daß die griechische Kirche ihn noch nicht kenne und dennoch christlich sei, — sodann, daß sich der Papst nicht an dem einfachen Inhalt der christlichen Lehre genügen lasse: er fordere, daß man ihm gehorche, so werde man selig. Darin ihm nachzugeben, hätte er für einen Abfall von Gott und Christus gehalten. „Wir wollen es nicht tun," ruft er aus, „oder darüber sterben."

Bei dem Widerstreite der Stellung, welche die Protestanten einnahmen, und der Zumutung, die man ihnen machte, stieg ihnen vielmehr ein ganz anderer Gedanke, weitester Aussicht, auf.

Johann Friedrich meinte, man müsse dem päpstlichen Konzilium ein anderes entgegensetzen, ein wahr-

haft freies, allgemeines, christliches Konzil. In eine namhafte, in Europa bekannte Reichsstadt, etwa nach Augsburg, könne es berufen und hier durch eine von den Bundesverwandten aufzubringende, Jahr und Tag im Felde zu erhaltende Kriegsmacht geschützt werden. Doktor Martin Luther, mit seinen Nebenbischöfen, oder auch vielleicht die Stände selbst sollten es ausschreiben. Man müsse dafür sorgen, daß die Zusammenkommenden, — Bischöfe, Ekklesiasten, Pfarrer, Prediger, Theologen, auch Juristen, — doch ungefähr dritthalbhundert seien, damit es ein Ansehen habe. Man müsse Engländer und Franzosen, überhaupt aber einen jeden einladen, der des Glaubens halben aus der Heiligen Schrift etwas vorzutragen habe; denn nur nach der Schrift, ohne alle Rücksicht auf menschliche Satzungen, wolle man verhandeln. Das werde ein heiliges Konzilium sein, das über die Lehre entscheiden dürfe. Johann Friedrich hegte die Hoffnung, der Kaiser werde entweder durch seine Bevollmächtigten oder sogar auch in Person daselbst erscheinen.

Nur selten erheben sich die Protestanten, die immer um ihr Dasein kämpfen müssen, zu so kühnen und allgemeinen Entwürfen. Die Minorität, die bisher nur an dem ihr selber durch die früheren Reichsabschiede verliehenen Rechte festgehalten, hätte sich hiedurch auch als Vollstreckerin derselben in ihrem allgemeinen Inhalt aufgestellt. Sie hätte sich als die Repräsentation einer zu ihren ursprünglichen Grund-

sätzen zurückkehrenden universalen christlichen Gemeinschaft konstituiert.

Es war aber wohl dafür gesorgt, daß es so weit nicht kam. Viele wurden schon von dem Ungewohnten erschreckt; sie meinten, es werde scheinen, als wolle man sich, selbst mit den Waffen, noch einmal wider die ganze Welt setzen. Für eine Stadt wie Augsburg, die soeben ihre Existenz in Gefahr gesehen, war es ein zu kühner Gedanke, eine Versammlung von so allgemeiner Bestimmung in ihre Mauern aufzunehmen. Dazu kam, daß derjenige Mann, der durch das Ansehen, das er genoß, allein fähig gewesen wäre, eine große Versammlung zu leiten, ihre Einheit zu erhalten, Martin Luther, eben dort zu Schmalkalden von einer schmerzhaften Krankheit heimgesucht ward, die ihn dem Tode nahe brachte; er trat überhaupt in das Lebensalter, wo die Kräfte abnehmen und die Bestrebungen einer unmittelbar eingreifenden Wirksamkeit minder lebhaft werden.

Bemerken wir aber den Gegensatz, der das kommende Geschick von Deutschland ankündigt. Die Herzöge von Bayern verlangten ein Konzilium in streng papistischem Stile, von dem Papst ausgeschrieben, gehalten und zu Ende geführt, ohne Rücksicht auf Deutschland; die Beschlüsse desselben sollten dann mit Gewalt der Waffen durchgeführt werden. Der Kurfürst von Sachsen und seine Verbündeten machten sich Hoffnung auf eine von der Teilnahme des Papstes unabhängige, ihm sogar entgegengesetzte

kirchliche Versammlung in dem Sinne der Protestanten; beide meinten, auf den Kaiser rechnen zu können, die einen, inwiefern er nur die vollziehende Gewalt der Kirche unter dem Papste bilde, die anderen in dem Sinne Karls des Großen und des alten deutschen Kaisertums, welches eine entscheidende Autorität in kirchlichen Angelegenheiten in Anspruch nahm.

Zwischen beiden bewegt sich der Kaiser selbst, der in seiner Eigenschaft als Träger der altkarolingischen Krone nicht ohne Hinneigung für die Ideen der Protestanten war, aber kirchlich an der katholischen Doktrin festhielt und als König von Spanien sich gar nicht von ihr losreißen konnte.

Er durfte keiner von beiden Parteien beitreten; bei der damaligen Lage der Politik durfte er aber auch weder die eine noch die andere sich entfremden: denn die eine bildete die alte Majorität am Reichstage, die andere eine so ansehnliche Macht, die immer im Fortschreiten begriffen war, daß ihr Übertritt zu Frankreich die größten Gefahren für ihn und sein Haus hätte herbeiführen können.

In welche Verlegenheiten und Schwankungen, vielleicht selbst Unschlüssigkeiten er dadurch geraten mußte, trat bei jenen Verhandlungen in Schmalkalden selbst zutage.

Nürnberger Bund.

Der päpstliche Nuntius war in Begleitung des Reichsvizekanzlers, Doktor Matthias Held, nach

Schmalkalden gekommen, wo dieser dann neben den konziliaren auch die Angelegenheiten des Reiches zur Sprache brachte.

Wenn nun aber die Protestanten die Aufregung nicht verhehlten, in die sie durch die ihnen feindselige Haltung des Kammergerichtes versetzt wurden, so nahm Doktor Held das Verfahren desselben unverhohlen in Schutz. Der Kaiser, sagt er, habe dem Kammergericht Befehl gegeben, in allen Dingen Gerechtigkeit auszuüben und nur die Religionssachen aufzuschieben, und ganz so verfahre es denn auch. Natürlich aber habe es selbst zu ermessen, was in jedem Falle Religionssache sei. Wollte der Kaiser den Protestanten überlassen, dies zu bestimmen, so würde er die Regel nicht allein des Rechtes, sondern auch des Evangeliums verletzen, nach welcher auch der andere Teil gehört werden müsse. Die Protestanten wandten ein: die Religionssachen zu unterscheiden, sei keine Sache der Willkür; alle die seien dafür zu erklären, die nicht ausgemacht werden könnten, ehe die Entzweiung im Glauben beigelegt worden. Allein darauf nahm er keine Rücksicht. Er suchte den Standpunkt jenes ersten Bescheides vom Jahr 1533, der wahrscheinlich sein eigenes Werk gewesen, wiederzugewinnen. Der Friede von Cadan, die Abrede von Wien existierten für ihn nicht. Und ebenso entschieden verwarf er auch die Aufnahme neuer Mitglieder in den schmalkaldischen Bund. Der Kaiser, sagte er, könne denen, die sich durch ihr Wort und

ihr Siegel verpflichtet, die Reichsabschiede zu halten, unmöglich gestatten, eigenmächtig davon abzuweichen; er werde die Zusage geltend zu machen wissen, die ihm geschehen sei; wolle jemand zurücktreten, so müsse ein solcher erst die Genehmigung des Hofes nachsuchen. Genug, dem Gerichtshofe, von dem die Protestanten ausgeschlossen waren und in welchem der Mittelpunkt der sie bedrohenden Feindseligkeiten lag, suchte er die ganze Freiheit des Verfahrens vorzubehalten, welche jene beschränken wollten. Es sollte ihm überlassen bleiben, in welchen Sachen, gegen welche Stände er die alten Rechte geltend machen wolle. Da seinen Aussprüchen die Reichsacht folgen mußte, wäre keinen Augenblick weiter an ein ruhiges Bestehen zu denken gewesen.

Die Protestanten, die sich auf den Frieden von Cadan, die Abrede zu Wien, das Schreiben von Savigliano verließen, hätten eine Erklärung dieser Art nimmermehr erwartet. „Wir sind alle ganz erschrocken gewesen," sagt der Landgraf, „wir waren wie vor den Kopf geschlagen." „Wir hätten uns", sagt ein sächsischer Gesandter, „einer Bekräftigung des kaiserlichen Friedens versehen, nicht dieses Untrosts."

Nachdem wir die friedliche Haltung wahrgenommen haben, die der Kaiser und nicht einmal freiwillig jetzt einhielt, müssen wir die Frage erörtern, ob eine Erklärung, wie diese, wirklich seinen Absichten entsprach.

Nach dem mißlungenen französischen Feldzuge hatte

Karl V. die nunmehr zu ergreifende Politik sorgfältig in Erwägung gezogen und sich am Ende entschlossen, auf neue Unterhandlungen mit Frankreich einzugehen, und zwar zunächst wieder in bezug auf Mailand. Er und seine Räte hielten daran fest, daß in einem Abkommen mit Frankreich die erste Bedingung einer freien Bewegung nach jeder anderen Seite hin liege; aber dabei verbargen sie sich doch auch nicht, wie schwer es sein werde, zu einem solchen zu gelangen; und seinem Bruder wenigstens ließ der Kaiser melden, daß er es mit nichten hoffe: ohne Zweifel werde der König auch ferner die Entzweiung in Deutschland zu seinen Zwecken nähren, einen neuen Angriff der Osmanen veranlassen; vielleicht habe er schon den Papst gewonnen. Der Kaiser gab die Besorgnis zu erkennen, daß der Papst, und zwar aus Rücksicht auf Frankreich, das Konzilium gar nicht mehr wolle.

Und unter diesen Umständen hätte er seinen Abgeordneten angewiesen, eine Sprache zu führen, welche die Entzweiung in Deutschland erst recht entflammen, die Protestanten in ihr altes Mißtrauen gegen seine Absichten zurückwerfen und den Einflüsterungen des Königs von Frankreich Gehör verschaffen mußte?

Wir können das mit aller Sicherheit verneinen.

Im Brüsseler Archiv findet sich die Instruktion, die er dem Doktor Held im Oktober des Jahres 1536 nach Deutschland mitgab. Darin nun beauftragt er denselben, seinem Bruder zwar nochmals zu versichern, daß er trotz der obwaltenden Bedrängnisse und der

zweideutigen Haltung des Papstes nichts zu bewilligen gedenke, was der Substanz des Glaubens und der Kirche zuwiderlaufe, ihm aber zugleich vorzustellen, daß man Deutschland doch auch nicht in noch größere Verwirrung geraten lassen dürfe: leicht möchte man sonst Kirche und Kaisertum zugleich zugrunde richten. Held sollte den römischen König fragen, ob sich in Deutschland das Konzilium nicht vielleicht durchsetzen lasse, auch in dem Falle, daß der Papst es nicht wolle. Wie aber, wenn das dem Könige, wie vorauszusehen war, unmöglich schien? Der Kaiser spricht sich darüber unumwunden aus: dann, sagt er, muß man auf ein anderes Mittel denken, entweder indem man die Abgewichenen auf immer vor Anwendung der Gewalt sichert, unter der Bedingung, daß sie den Landfrieden halten und sich an uns anschließen dem Nürnberger Frieden gemäß, oder indem man ein neues Abkommen zustande bringt nach den Verhältnissen, die seitdem eingetreten sind. Selbst den Gedanken eines Nationalkonziliums, der ihm früher so verhaßt gewesen, weist er jetzt nicht mehr entschieden von sich; man würde da einiges nachgeben können, was für den Glauben unwesentlich sei. Ferdinand solle bedenken, daß man, da alles auf dem Spiele stehe, auch alles daransetzen müsse.

Dergestalt hegte der Kaiser doch wirklich die Gesinnung, welche die Protestanten in ihm voraussetzen; er war in der Tat geneigt, die Nürnberger Zugeständnisse zu erweitern, die Protestanten vor Anwendung

der Gewalt zu sichern. Wir können sagen, unter diesen Bedingungen wäre der Friede aufs neue befestigt gewesen; die Evangelischen wünschten nichts weiter, sie wären damit vollkommen beruhigt worden.

Statt dieser Zusicherungen aber trug nun Held eine Erklärung vor, welche, wenn nicht dem Wortlaut, doch der Tendenz nach, das gerade Gegenteil von dem enthielt, was ihm aufgetragen worden war.

Wenn man dann weiter fragt, wie dies auch nur möglich war, so muß man sich erinnern, daß die religiöse Parteiung auch die Höfe und Kabinette spaltete, wie denn einer der Räte König Ferdinands für lutherisch galt und die Stellvertreterin des Kaisers in den Niederlanden, Königin Maria, in dem Rufe stand, dieselbe Partei zu halten, während manche kaiserlichen Räte jeder Konzession systematisch widerstrebten.

Einer von diesen war Doktor Matthias Held, früher selbst Beisitzer am Kammergericht und durch die unaufhörliche Renitenz der Protestanten gegen die Autorität dieses Gerichtshofes mit Bitterkeit und Haß gegen sie erfüllt, damals Vizekanzler des Reiches und als solcher im Gefolge des kaiserlichen Hofes; er teilte die Gesinnung der reichsständischen Majorität und hielt die Gesichtspunkte des rechtlichen Krieges, mit dem diese die Protestanten zu bedrängen beschlossen hatte, mit Eifer fest. An den Beschlüssen der Reichstage von Augsburg und von Regensburg hatte er selbst eingreifenden Anteil genommen; bei den Zügen nach

Ungarn und gegen Tunis, auf denen er als Vorsteher der Reichskanzlei das Reichsoberhaupt begleitete, hatte er, ein kleiner Mann von Statur, so viel Ausdauer und in Momenten der Gefahr Herzhaftigkeit bewiesen, daß sich der Kaiser bei seiner Anwesenheit zu Rom bewogen fühlte, ihm feierlich den Ritterschlag zu erteilen. Bei aller Hingebung und selbst Leidenschaft für die Sache, der er sich angeschlossen hatte, vergaß Doktor Matthias doch seine eigenen Angelegenheiten nicht. Seine natürlichen Kinder machten ihm viel zu schaffen; wir finden wohl, daß er den jungen Viglius, den er am Kammergericht beförderte, dafür mit seiner natürlichen Tochter verheiraten wollte. Die päpstlichen Nuntien sind auf der Hut, seinen oft abenteuerlichen Mitteilungen und Ergüssen, die er als die unzweifelhafteste Kunde vorträgt, Glauben zu schenken. Auch an der Kurie hatte Held seine besonderen Anliegen; er haderte mit dem päpstlichen Nepoten um eine Propstei; Morone suchte ihn, wie er angewiesen war, durch Freundlichkeiten zu beruhigen.

Während des französischen Feldzuges hatte nun der Reichsvizekanzler vertrauliche Bekanntschaft mit Heinrich von Braunschweig gemacht, ihm beim Abschied ermutigende Zuschriften an die katholischen Fürsten mitgegeben und dieselben bald in Person mit dem Worte des Kaisers zu bestätigen versprochen. Herzog Heinrich hatte dann die Hoffnungen seiner Freunde auf Held gerichtet: aus seinen Briefen sehen wir, wie sehnlich er dessen Ankunft erwartete, mit

welcher Sicherheit er davon eine Rückwirkung gegen die halblutherische Politik der königlichen Räte sich versprach. Hätte nun Held das Vertrauen so vieler deutschen Fürsten, deren Gunst ihm sehr nützlich werden konnte, täuschen sollen? Er würde sein ganzes Ansehen verloren haben. Sein Ehrgeiz war, als eine Säule des Reichsrechtes und der mit demselben verbündeten kirchlichen Ideen zu erscheinen, die andersgesinnten Räte des Kaisers und des Königs zu beschämen, und hauptsächlich, im Streit mit ihnen Recht zu behalten. In der allgemeinen Politik hatte doch auch seine Tendenz eine gewisse Notwendigkeit. Er mag sich darauf verlassen haben, daß er ein Prinzip verfechte, das niemals ganz verleugnet werden könne und einen oder den anderen Tag wieder ergriffen werden müsse. Er hatte sogar mündliche Äußerungen, eventuelle Zusicherungen für sich. Genug, er entschloß sich, trotz der Anweisung, die er empfangen, seinem eigenen Ermessen zu folgen und den juridischen Gesichtspunkt auch gegen den momentanen Willen des Kaisers zu behaupten.

In dem Grade nun, in welchem Eröffnungen, wie sie der Kaiser beabsichtigte, alles befriedigt hätten, mußten die, welche wirklich geschahen, alles aufregen und in widerwärtige Bewegung bringen. Die Protestanten konnten nicht anders, als das, was sie vernahmen, für den wahren Ausdruck des kaiserlichen Willens halten. Sie glaubten mit Händen zu greifen, daß man sie bisher nur habe täuschen wollen.

Held scheint zunächst gemeint zu haben, sie durch die drohende Haltung, die er annahm, einzuschüchtern. Aber der Erfolg war der entgegengesetzte: sie kehrten auf ihre alte oppositionelle Stellung zurück. Wie hätten sie auch geneigt sein sollen, zur Erhaltung eines Gerichts, in dem ihre gefährlichsten Gegner saßen, Beiträge zu leisten, oder, wozu der Orator sie aufforderte, die Türkensteuer zu erlegen? Sie meinten, nicht auf seiten der Osmanen liege die Gefahr, die ihnen furchtbar sei, sondern diesseits, in der Christenheit. Sie ließen Held wissen, nach allem, was er gesagt, müsse ihnen der Friede, der bisher bestanden, aufgehoben scheinen.

Der kaiserliche Orator gab sich nicht allein keine Mühe, ihre Besorgnis zu beschwichtigen; er suchte vielmehr den Drohungen, die er ausgesprochen hatte, durch Verhandlungen mit den katholischen Fürsten Nachdruck zu geben, wobei ihm die Irrungen, die in der Mitte der großen norddeutschen Häuser erstanden, zustatten kamen.

Unmittelbar nach der Schmalkaldener Zusammenkunft folgte eine andere zu Zeitz, wo die Erbvereinigung der Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen erneuert, nach dem Tode Joachims I. die beiden jungen Markgrafen Joachim II. und Johann in dieselbe aufgenommen werden sollten. Es ging aber ungefähr wie bei der Erneuerung der Bünde in der Schweiz. Das Bundesverhältnis brachte die Entzweiung vielmehr zum Ausbruch. Johann Friedrich wollte

die alte Formel: „der heiligen römischen Kirche zu Ehren“, nicht wiederholen; er wollte nicht mehr wie bisher den Papst unter denjenigen nennen, gegen welche dies Bündnis nicht gelten solle; Herzog Georg dagegen drang auf die Beibehaltung dieser Klausel. Man machte dem ersteren den Vorschlag, sie in dem Traktat selbst zuzulassen und dann in einem besonderen Instrument dagegen zu protestieren; er erwiderte, den Nachkommen möchte dann leicht nur der Traktat bekannt werden; er war schon eifersüchtig auf seine evangelische Ehre und wollte immer geradeaus gehen. Nur dann wollte er die Namhaftmachung des Papstes zugeben, wenn ausdrücklich dabei bemerkt werde, daß dieselbe der Antwort nicht nachteilig sein solle, die dem kaiserlichen Orator in Schmalkalden wegen des Konziliums erteilt worden sei; aber eine Einschaltung dieser Art wollte wieder Herzog Georg sich nicht gefallen lassen.

Man schied auseinander, ohne eine Vermittelung gefunden zu haben.

Nachdem das päpstliche Konzilium abgelehnt, das Kammergericht von der einen Partei zu einem Werkzeug ihrer Feindseligkeit gemacht, von der anderen verworfen war, brach auch die auf Verwandtschaft der Fürsten und der Länder gegründete lokale Vereinigung auseinander.

Ja, eben aus dieser, aus der Mitte von Deutschland, stieg die Gefahr des Krieges auf.

Schon öfter hatten die Mitglieder des hallischen

Bundes die Absicht gehabt, ihre Kräfte durch das kaiserliche Ansehen zu verstärken; doch war es ihnen noch immer mißlungen. Wann aber konnte je ein günstigerer Moment dazu eintreten, als der damalige, wo ein kaiserlicher Orator die nämlichen Absichten und Forderungen aufgestellt hatte, welche immer die ihren gewesen waren?

Wir wollen nicht erörtern, in wem zuerst der Gedanke dazu entsprungen sein mag, in Dr. Held oder den Fürsten. Dort in Zeitz hatte man geheime Zusammenkünfte zwischen Herzog Heinrich und dem Orator in der Abtei bemerkt; und wenn wir in den Briefen Helds an den Herzog auf die Versicherung stoßen, daß er der Sache fleißig obliege „ihrer Abrede gemäß", so können wir nicht zweifeln, daß eben zwischen ihnen die entscheidenden Besprechungen stattgefunden haben. Und gewiß ließ es Held an Eifer nicht fehlen. Nachdem er das Kammergericht besucht, eilte er weiter, von einem katholischen Hofe zum anderen. Überall stellte er vor, daß man den Fortschritten der Protestanten nur durch einen starken und schlagfertigen Bund Einhalt tun könne. Endlich an dem Hofe des römischen Königs, wo er länger verweilte, trat er mit dem Entwurf eines solchen Bündnisses hervor, welchen er zunächst mit einem anderen Mitgliede der Zeitzer Versammlung, Herzog Georg von Sachsen, beraten hatte.

Und sehr entschieden und weitaussehend, wie sich

das nach der Stimmung der Urheber nicht anders erwarten läßt, lautete nun dieser Entwurf.

Das Bündnis sollte so gut für die weltlichen wie für die geistlichen Angelegenheiten gelten, damit man nicht bei jedem Fall erst zu untersuchen brauche, ob er zu den einen oder den anderen gehöre. Alle Städte, auch die fürstlichen, sollten womöglich zum Beitritt vermocht werden. Werbungen im Reiche sollten nur den Mitgliedern des Bundes gestattet sein.

Man sieht diesem Entwurfe seinen Ursprung an. Die territorialen Interessen des Herzogs von Braunschweig gegen die benachbarten Städte, die ihm im Wege waren, der albertinischen Linie gegen die ernestinische, des Erzbischofs von Magdeburg gegen den Burggrafen von Magdeburg — eine Würde, die Johann wieder geltend machte — wären dadurch mit den allgemeinen Angelegenheiten der Religion zusammengeworfen worden; ein energischerer Bund als der schmalkaldische, überdies durch die Autorität des Reiches verstärkt, hätte sie in Schutz genommen.

Es ist wohl sehr deutlich, daß eben deshalb der katholischen Sache im allgemeinen damit nicht gedient sein konnte.

Hie und da hatte Held selbst an geistlichen Höfen nur eine schlechte Aufnahme gefunden. Der Kurfürst von Trier erwiderte seine Anträge mit der Drohung, dem Landgrafen davon Meldung zu tun. Im März 1538 ward zwar wirklich eine Zusammenkunft zu Speier gehalten, um über seinen Entwurf zu Rate

zu gehen; außer den norddeutschen Verbündeten hatten Bayern, Salzburg und König Ferdinand, eben die am eifrigsten katholischen Fürsten des Reiches, ihre Abgeordneten gesendet; aber zur Annahme seiner Vorschläge waren sie nicht zu überreden. Durch die mancherlei Ausstellungen, welche sie machten, fühlte sich Dr. Held fast beleidigt.

Ebenso leicht ist es aber auch zu begreifen, daß der Antrag der Norddeutschen nicht völlig zurückgewiesen ward. König Ferdinand hatte sich auf das ernstlichste beklagt, daß Held ihn vorbeigegangen und so gefährliche Pläne in Gang gebracht habe, „den Geschäften des Kaisers trefflich schädlich". Nachdem es aber einmal geschehen, wäre es auch nicht ratsam gewesen, sich denselben geradezu entgegenzusetzen; man hätte sich dadurch leicht auch die katholischen Fürsten entfremden können. Und hatte nicht der Kaiser selbst schon vor mehreren Jahren an einen ähnlichen Bund gedacht? Auch jetzt hatte er seinen Abgeordneten wenigstens mündlich ermächtigt, darüber zu unterhandeln, freilich nur, wie Königin Maria versicherte, um zu erfahren, wessen er sich im Notfalle zu den katholischen Fürsten zu versehen habe.

Am 10. Juni 1538 ward wirklich zwischen den am eifrigsten katholischen Fürsten, den norddeutschen, Georg, Albrecht, Heinrich und Erich, und den süddeutschen, Bayern, Salzburg, König Ferdinand, zugleich im Namen des Kaisers, ein Bund geschlossen, doch nicht in dem anfangs vorgeschlagenen Sinn noch

Umfang. Er kann eigentlich nur als eine Nachbildung des schmalkaldischen angesehen werden. Er sollte sich ebenfalls nur auf Religionssachen erstrecken, wenn nicht etwa der auch dort vorgesehene Fall eintrete, daß man ihretwillen, aber unter anderem Scheine, angegriffen werde. Er sollte auf gleiche Weise in zwei Provinzen zerfallen, eine sächsische und eine oberländische; in jener sollte Herzog Heinrich von Braunschweig, in dieser Herzog Ludwig von Bayern die Hauptmannschaft verwalten, beide mit Zuziehung von Bundesräten. Es ward eine ähnliche Kriegsverfassung verabredet; die Geldbeiträge wurden auf verwandte Weise bestimmt. Kaiser und König ließen sich nicht höher anschlagen als andere Mitglieder; beide zusammen verpflichteten sich, auch nur ebensoviel zu leisten wie die Herzöge von Bayern; der Kaiser nahm seine Niederlande ausdrücklich aus.

Wir sehen, auf diese Weise erlangte der Bund bei weitem nicht die Energie, die man ursprünglich ihm zu geben beabsichtigt hatte; noch weniger gelang es, ihn so allgemein zu machen, wie man gedacht; — Kurfürst Albrecht konnte nicht einmal sein Kapitel zu Mainz zum Beitritt bewegen. Nichtsdestoweniger erfüllte er die kriegslustigen Fürsten mit neuem Selbstgefühl.

Ganz ruhmredig meldet Heinrich von Braunschweig dem Kurfürsten von Brandenburg, daß er in Nürnberg gewesen und nach abgeschlossenem Bunde glücklich wieder nach Hause gekommen sei, trotz aller Ge-

fahren, die er auf der Reise bestanden, aller Feinde, die auf ihn gelauert. „Wir wissen nun ihre Meinung,“ sagte er, „sie nicht die unsere, sollen sie aber bald erfahren.“

Von eifrigen Bischöfen wurde Dr. Matthias als ein wahrer Held gerühmt, der eine Sache zustande gebracht habe, die ohne ihn nicht möglich gewesen wäre. Es erhellt nicht, daß der römische Hof daran Anteil gehabt; aber man suchte ihn herbeizuziehen und rechnete stark auf seine Beihilfe.

Auch an sich hatte die Vereinbarung eine große Bedeutung und selbst Gefahr. Letztere liegt hauptsächlich darin, daß die Verbündeten nur den Nürnberger Frieden anerkannten und kein Hehl daraus machten, wenn ein kammergerichtliches Urteil ergehe, dasselbe vollziehen, das erlangte Recht verteidigen zu wollen, die Protestanten aber eben hiegegen ihren Bund anfangs geschlossen und zuletzt erneuert hatten.

Da so viele Prozesse schwebten, deren Entscheidung nicht zweifelhaft sein konnte, so war nichts anderes zu erwarten, als ein feindliches Zusammentreffen der beiden Bündnisse bei der ersten Gelegenheit. Ja, fast schien es, als werde es einer solchen Gelegenheit nicht einmal bedürfen, um die Fehde zum Ausbruch zu bringen.

Wie auch in anderen Fällen so oft, jeder Teil vermutete von dem anderen das ärgste; es gab Leute, die das Feuer zu beiden Seiten schürten.

Im Dezember 1538 schrieb Matthias Held den Her-

zögen von Bayern: er habe gewisse Kunde, daß der Landgraf im nächsten Frühjahr zum Angriff schreiten werde, anfangs nur mit der Hilfe des Herzogs von Württemberg, später, wenn die Sache glücklich gehe, mit Unterstützung des ganzen schmalkaldischen Bündnisses; er denke auf diese Weise der gesamten deutschen Nation mächtig zu werden. Der vertrauteste Rat Ludwigs von Bayern, Weißenfelder, schrieb hierauf an Herzog Heinrich von Braunschweig: auch er glaube, der Krieg werde ausbrechen; besser, man greife die Sache bei Zeiten an, als daß man sich überraschen lasse; es muß, fügte er hinzu, doch einmal sein. Auf der anderen Seite erhielt Landgraf Philipp aufreizende und bei dem Schein des Rechts und der Friedfertigkeit bedrohende Briefe. Es schien fast, als habe eine Kabale heftiger Eiferer es darauf abgesehen, die reizbaren Nachbarn aneinanderzubringen. Einst waren Landgraf Philipp und Herzog Heinrich die vertrautesten Freunde und Kameraden gewesen. Man hatte Herzog Heinrich wohl sagen hören, er werde Leib und Gut, Haut und Haar bei dem Landgrafen daransetzen; sollte einer seiner Söhne sich nicht dankbar gegen denselben beweisen, den werde er selbst umbringen. Die Verschiedenheit der Religion hatte sie an sich noch nicht getrennt: in der württembergischen, in der dänischen Angelegenheit waren sie verbündet gewesen. Aber mit der Religionssache durchdrangen sich so viele andere Interessen des Eigennutzes und Machtbesitzes, daß der Hader immer bit-

terer und widerwärtiger wurde. Für Herzog Heinrich war es unerträglich, daß Städte wie Braunschweig und Goslar, mit denen er von jeher in Streit lag und gegen die ihm ein kammergerichtliches Urteil doppelte Rechte gegeben haben würde, durch den schmalkaldischen Bund vor ihm geschützt werden sollten. Er empfand es übel, daß der König von Dänemark, um den auch er Verdienste hatte, dem Bunde beitrat. Eben bei Gelegenheit der zu diesem Beitritt nach Braunschweig angesetzten Versammlung hat sich die Feindseligkeit des Herzogs zuerst offen gezeigt. Er versagte dem Landgrafen das sichere Geleit zur Reise; als dieser dennoch fortzog und mit seinem Gefolge vor Wolfenbüttel vorüberritt, ließ er das Geschütz der Feste über sie hin abgehen. Seitdem war nun an kein Verständnis weiter zu denken: den kriegerischen Ratschlägen gab eben Herzog Heinrich am meisten Gehör. Auf jene Nachrichten Weißenfelders forderte er unverweilte Berufung der Kriegsräte und jede ernstliche Anstalt. In dem Schreiben hierüber drückte er sich über seinen alten Freund mit der gehässigsten Wegwerfung aus: wie derselbe keine Ruhe mehr finde, als auf der Jagd, des Nachts nicht mehr schlafen könne; der wunderliche Mann werde noch toll werden.

Der Zufall wollte nun, daß der Sekretär, welcher diese Briefschaften bei sich trug und seinen Weg durch das Hessische nahm, dem Landgrafen, der eben auf die Wolfsjagd ritt, begegnete, ihm verdächtig vorkam

und von ihm festgenommen ward. Es läßt sich denken, welchen Eindruck es auf ihn machte, als er jene Papiere fand und zu lesen bekam, was darin von ihm geschrieben stand. Von dem Momente an faßte er eine tödliche Feindschaft gegen Heinrich.

Auch auf der protestantischen Seite fing man an zu rüsten.

Allen Gegenbemühungen zum Trotz, schien es nun doch durch den Gegensatz der Religion, nachbarliche Eifersucht, den Einfluß erhitzter Ratgeber und persönliche Beleidigungen, zwar nicht zu einem Krieg auf Leben und Tod, aber wohl zu einer allgemeinen blutigen Fehde kommen zu müssen.

Glücklicherweise trat jedoch diesmal auch eine beruhigende Einwirkung durch die allgemeinen Verhältnisse ein, die an das umfassendste Interesse von allen, an den Gegensatz gegen die Osmanen, anknüpfte.

Liga gegen die Osmanen.

Im Frühjahr 1537 war geschehen, was man erwarten mußte: der König von Frankreich und sein Verbündeter, der türkische Sultan, nachdem sie in den letzten Jahren die Angegriffenen gewesen, hatten nun auch ihrerseits einen Angriff auf die Gebiete des Kaisers unternommen.

Der König widerrief seine Verzichtleistung auf die Oberherrlichkeit über Artois und Flandern feierlich,

machte einen Angriff auf die Niederlande und nahm Hesdin ein.

Im Juli 1537 setzte eine osmanische Heeresabteilung von Avlona nach Apulien über und eroberte Castro; neapolitanische Ausgewanderte erschienen in ihrem Gefolge. Obwohl nicht daran zu denken war, daß die Eingeborenen sich denselben angeschlossen hätten — die Grausamkeit der Osmanen machte jede Annäherung unmöglich —, so mußte man doch geschehen lassen, daß sie Beute hinwegtrieben und Tausende von Menschen in die Sklaverei abführten.

Im September 1537 griffen die Franzosen auch im Piemontesischen weiter um sich: ihre Armee bestand großenteils aus Deutschen, die sich zwar schwer in Ordnung halten ließen, aber übrigens die besten Dienste leisteten.

Damit wurde jedoch die Macht des Kaisers noch keineswegs erschüttert; diese Angriffe stießen noch auf hartnäckigen Widerstand. Von den Niederlanden her fielen die Kaiserlichen auch wieder ins französische Gebiet ein und trugen kleine Vorteile davon; in Oberitalien hielten sich die beiden Heere wenigstens das Gleichgewicht. Im Neapolitanischen hatte der Vizekönig Toledo im ganzen so gute Anstalten getroffen, daß die Osmanen nicht festen Fuß fassen konnten.

Dieser Krieg hatte aber eine über die eigentlich kaiserlichen Gebiete noch weit hinausreichende Direktion; er betraf die gesamte Christenheit im südlichen

und im östlichen Europa. Da gegen den Kaiser wenig auszurichten war, wandte sich die Seemacht des Sultans gegen die ihm bequemer gelegenen venezianischen Besitzungen. Korfu ward wenigstens geplündert (die Lebensbeschreibung Chaireddins will 140 zerstörte Dörfer daselbst zählen); alle die altberühmten Eilande des Archipelagus, Skyros, Patmos, Aegina, Paros, Naxos, an die sich die Erinnerungen der Anfänge der abendländischen Kultur knüpfen, der profanen wie der kirchlichen, fielen damals in die Hände der Barbaren. Indessen erneuerten die Paschas von Bosnien und Semendria den Krieg an den ungarisch-slawonischen Grenzen; Katzianer, der ihnen Einhalt tun sollte, erlitt bei Esseg eine jener Niederlagen, welche das Heer, das sie erfährt, zugleich vernichten. Nicht allein die ferdinandeischen Gebiete standen hierauf dem Feinde offen, sondern der König-Woiwode Johann, der schon seit mehreren Jahren in Konstantinopel verdächtig und verhaßt geworden, fing an, für sich zu fürchten.

Es läßt sich denken, in welche Besorgnis der römische Hof hierüber geriet. Als Apulien angegriffen ward, glaubte Papst Paul III. ein standhaftes Herz zu beweisen, wenn er Rom deshalb nicht verlasse. Aber er setzte seine Häfen an beiden Meeren, Ancona und Civitavecchia, in Verteidigungszustand und legte verstärkte Garnisonen in seine Plätze. Zugleich war er sehr bereit, die maritimen Kräfte seines Staates zur Abwehr der osmanischen Flotten anzustrengen;

er traf ein Bündnis zu Schutz und Trutz mit den Venezianern und dem Kaiser gegen die Osmanen, welches man eben wegen seiner Teilnahme die heilige Liga nennt, die nun auch die alten Ideen der lateinischen Christenheit wiederaufnahm. Der Kaiser hat sich dabei die Krone von Konstantinopel ausdrücklich vorbehalten. Am 24. Februar 1538 schloß Johann Zapolya einen Vertrag mit Karl und Ferdinand, in welchem er allen seinen bisherigen Bündnissen, namentlich dem mit den Türken, entsagte, sich die Unterstützung der beiden österreichischen Brüder, unter anderem zur Wiedereroberung von Belgrad, versprechen ließ und dagegen einwilligte, daß nach seinem Tode auch derjenige Teil von Ungarn, den er im Besitz habe, möge er nun Kinder hinterlassen oder nicht, an Ferdinand fallen solle.

Es leuchtet aber ein, daß sich mit alle dem nicht viel erreichen ließ, solange der König von Frankreich mit dem Kaiser im Kriege war und die Unternehmungen der Osmanen begünstigte. Papst Paul hielt es für seine nächste Aufgabe, die Feindseligkeit der beiden großen Fürsten zu beseitigen. Nachdem er ihnen die dringendsten Anmahnungen hatte zugehen lassen, erklärte er, daß er zwischen ihnen nicht mehr neutral bleiben, sondern sich gegen den erklären werde, welcher der Urheber des Übels sei. Er deutete an, daß er sich auf die Seite des Kaisers neige. Und nicht ohne Nachteile würde bei der engen Verflechtung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten ein Zer-

würfnis mit dem Papste für den König von Frankreich gewesen sein, der überdies die ernstliche Absicht nicht hegen konnte, die Osmanen noch mächtiger zu machen. Sein Zweck war erreicht, da er in Italien eine große Stellung eingenommen hatte, durch die er seinem Nebenbuhler das Gleichgewicht hielt.

Schon gegen Ende des Jahres 1537 nahm Franz I. eine friedlichere Haltung an. Es war hauptsächlich das Verdienst des Konnetable Montmorency auf der einen, der Königin Maria von der anderen Seite, daß zunächst für die Niederlande und hierauf im November für Italien ein Stillstand geschlossen ward.

Zu seiner Rechtfertigung bemerkte der König, daß es ihm unmöglich gewesen sei, zugleich eine große Armee im Felde und die festen Plätze in Piemont in gutem Stande zu erhalten, bei der allgemeinen Verwüstung des Landes.

Der eigentliche Beweggrund möchte der schon angegebene sein, daß sein politischer Ehrgeiz fürs erste befriedigt war. Der Waffenstillstand ließ jedem Teile die Plätze, welche er bis dahin in Besitz genommen hatte.

Dabei konnte es aber sein Verbleiben nicht haben. Eine andere Direktion bahnte sich unverzüglich an.

Der venezianische Gesandte versichert, als die Nachricht von dem Abschluß der Liga zwischen dem Kaiser, dem Papst und der Republik Venedig am französischen Hofe ankam, habe jedermann seine Augen auf den König gewandt und ihm stille Vorwürfe gemacht.

der Christenheit Verluste verursacht zu haben, an einer Unternehmung nicht teilnehmen zu können, die auch in der französischen Nation ein starkes Mitgefühl für sich hatte, war die mißliche Seite der von Franz I. ergriffenen Politik. Er durfte darin nicht weiter gehen.

Unter diesen Umständen nun gelang es dem Papste Paul, eine Zusammenkunft zwischen dem Könige und dem Kaiser zu vermitteln, im Mai 1538, zu Nizza, die freilich noch nicht zum Ziele führte. Nicht vom Frieden, sondern nur von einem längeren Waffenstillstande war zuletzt die Rede. Der König hätte einen zwanzigjährigen gewünscht, hauptsächlich, um Piemont so lange als möglich in Besitz behalten zu können; der Kaiser, der seinen Schwager nicht so lange beraubt sehen wollte, dachte nur einen dreijährigen zu bewilligen; dem Papste gelang es, einen Stillstand auf zehn Jahre zustande zu bringen. Ich möchte nicht sagen, daß ein so langer Stillstand einem Frieden gleich zu schätzen gewesen wäre; vielmehr blieben die alten Differenzen dabei noch immer unausgeglichen und gewissermaßen vorbehalten; allein es bedeutete doch etwas, daß es dazu gekommen war, und allmählich mußte sich nun ein besseres Verhältnis bilden. In Nizza hatten die beiden Fürsten einander persönlich nicht gesehen; erst als der Kaiser auf der Rückkehr die französische Küste berührte, zu Aiguesmortes, geschah dies. Sie haben die Messe miteinander gehört, zusammen gespeist; der lebhafte König namentlich hat sich mit aller möglichen Genug=

tuung über den Eindruck, den der Kaiser auf ihn gemacht habe, sowie über das gute Verständnis, das zwischen ihnen geschlossen sei, geäußert.

In diesen beiden Versammlungen ist nun aber nicht allein von den französischen und osmanischen, sondern auch von den kirchlichen und den deutschen Angelegenheiten die Rede gewesen.

Die beiden Fürsten kamen überein, daß der zehnjährige Stillstand bereits als Friede betrachtet und demnächst eine große Unternehmung gegen die Osmanen, mit der ganzen Macht, die dazu erforderlich sei, ins Werk gesetzt werden solle; die Minister wurden ermächtigt, die nötigen Vorbereitungen einzuleiten. Zwischen Cobos und Granvella auf der einen, Montmorency und dem Kardinal von Lothringen auf der anderen Seite wurde nun auch die protestantische Irrung, durch welche dies Unternehmen unmöglich gemacht worden wäre, erwogen. Sie kamen überein, gemeinschaftlich eine gütliche Ausgleichung zustande zu bringen. Der König versprach, sie wissen zu lassen, daß er jetzt mit dem Kaiser in freundschaftlichem Vernehmen stehe, und alles zu tun, um sie herbeizuziehen.

Es ist kein Zweifel, daß der Papst hiemit einverstanden und bereit war, einige Konzessionen für den Zweck zu bewilligen; unter seiner Autorität sollte alles vollzogen werden.

Dann war fürs erste auch kein Konzilium notwendig, welches ja von den Protestanten nicht ange-

nommen war und daher zur Aussöhnung nichts beitragen konnte. Der Papst verschob es aufs neue. Unter den Gründen, die er dafür angibt, ist auch der, daß man erst die in Deutschland ausgebrochenen kirchlichen Streitigkeiten zu beruhigen suchen müsse, wozu sowohl von dem Kaiser als von dem römischen König Hoffnung gemacht werde.

In der Tat übernahm der Kaiser, festhaltend an den wesentlichen Tendenzen seiner Politik, aber diesmal mit Einwilligung des Papstes, noch einen Versuch zu machen, um die vom Glauben Abgewichenen in Güte herbeizubringen, und hierin so weit zu gehen, so viele Mühe darauf zu wenden wie möglich. Er fügt hinzu, auch König Franz sei in Aiguesmortes diesem Beschlusse beigetreten.

Ich glaube jedoch nicht zu irren, wenn ich annehme, daß vorläufige Verabredungen gegen König Heinrich VIII. getroffen wurden. Was aber die abendländischen Fürsten und Völker am meisten in Bewegung setzte, war die immer drohender werdende Haltung der Türken.

Im Jahre 1538 waren die Erfolge der christlichen Waffen nicht einmal zur See besonders glücklich. Im September 1538 sehen wir Andrea Doria aus den Gewässern von Sta. Maura weichen. Die Fahnen der drei Verbündeten hatten einen Augenblick auf Castelnuovo im Meerbusen von Cattaro geweht; den türkischen Anstrengungen gelang es jedoch, dies Kastell wieder zu erobern. Zu Lande war der Sommer 1538

mit einem großen Verlust bezeichnet. Noch stand die Moldau in einem Verhältnis zur Pforte, welches ihr eine gewisse innere Unabhängigkeit gestattete; Peter Raresch wurde noch unter den Fürsten der Welt genannt; als er aber Miene machte, sich an die Mächte des Abendlandes anzuschließen, überzog ihn Suleiman mit einer Heeresmacht, der er keinen Widerstand zu leisten vermochte; seine Städte wurden verbrannt und seine Schätze genommen; er selber flüchtete. Das Land, obwohl er das Recht behielt, seinen Fürsten zu wählen, wurde übrigens der strengen Herrschaft unterworfen, wie sie die Osmanen damals auszuüben pflegten.

Über dem ganzen östlichen Europa lag der Schrecken, den sie vor sich her verbreiteten. Besonders scheint es großen Eindruck gemacht zu haben, daß sich in Jassy der Khan der Krim bei Suleiman vorgestellt und dessen Hand geküßt hatte. Man glaubte zu wissen, daß für das nächste Jahr Türken und Tataren mit ihren Reiterscharen nach Ungarn vordringen würden, und fürchtete, die Ungarn selbst würden, da man ihnen kein Geld zu geben imstande sei, auf die Seite der Osmanen, denen es nicht daran fehle, übergehen; diese würden ein paar feste Plätze nehmen und von denen aus das Land durchstreifen, Polen, Österreich und das gesamte Deutschland in dringende Gefahr geraten, von ihnen überwältigt zu werden.

Gleich damals versäumte man nicht, deutsche und spanische Truppen nach Ungarn zu schicken, um Za=

polya zu unterstützen. Aber jedermann empfand, daß es großer und nachhaltiger Gegenanstalten bedürfe. Der Kaiser erklärte im November, daß er im nächsten Frühjahr mit wenigstens 60 000 Mann im Felde sein werde, von welchen die Hälfte aus Deutschen bestehen sollte. Die kaiserlichen Minister gaben die Hoffnung nicht auf, den König von Frankreich zu ernstlicher Teilnahme herbeizuziehen.

Und in diesem Augenblick, wo ein begonnenes gemeinschaftliches Unternehmen mit allgemeiner Anstrengung durchgesetzt werden sollte, hatte der unüberlegte Eifer eines selbstsüchtigen Dieners jene Streitigkeiten in Gang gebracht, welche die deutschen Kräfte, auf die man vorzüglich rechnete, in sich selbst aufzureiben und eine allgemeine Entzweiung herbeizuführen drohten.

Anstand zu Frankfurt.

Wenn man in dem politischen Leben jener Jahre ein auffallendes Schwanken und Hinundherwogen der Tendenzen wahrnimmt, so rührt das gerade nicht von Willkür und persönlicher Schwäche her. So viele eigentümliche Gegensätze sind vorhanden — der abendländischen Christenheit und der Osmanen, der Krone Frankreich und des Hauses Österreich, der Protestanten und der römischen Kirche, noch immer auch des Papsttums und des Kaisertums, der geistlichen und

der weltlichen Gewalt, minder bedeutender zu geschweigen —, die alle ineinander wirken, und von denen bald der eine, bald der andere überwiegt, jeder aber immer seine besondere Berücksichtigung fordert. So mächtig ist auch der Kaiser nicht, daß sich sein Tun und Lassen in einem konsequenten, nach allen Seiten wohlerwogenen Gange hätte bewegen können. Den verschiedenen Tendenzen wird zuweilen freier Lauf gelassen, oder sie sind stark genug, sich selber Bahn zu brechen, die Werkzeuge der höchsten Gewalt unter ihren Einfluß zu bringen.

Damals war die Politik des Hauses Österreich durch den Eifer des Doktor Matthias Held in den größten Widerspruch mit sich selbst geraten. Kein Zweifel, daß die katholischen Fürsten festgehalten und unterstützt werden mußten; aber Held, der nichts als eben dies Interesse vor Augen hatte, war darin so weit gegangen, daß die beiden diesseitigen Regierungen, in Österreich und den Niederlanden, in Unruhe und Verlegenheit gerieten.

König Ferdinand durfte nicht nur auf keine Hilfe deutscher Fürsten rechnen, wenn zwischen ihnen der Krieg ausbrach, sondern er hätte in denselben tätig eingreifen müssen. In diesem Falle würde auch König Franz sich schwerlich ruhig verhalten haben. Wenigstens der Landgraf sprach noch immer von Erbietungen, die man ihm von Frankreich aus mache; er meinte, bei der Unsicherheit der Verhältnisse, welche die Äußerungen Helds kundgegeben, und der

Gefahr, vom Kaiser angegriffen zu werden, könne man ihm nicht verdenken, wenn er die französischen Anträge nicht ganz von der Hand weise.

In den Niederlanden sah man ein, in welche Gefahr ein zusammentreffender Angriff von Frankreich und von Niederdeutschland her bringen würde. Königin Maria nannte Held einen Buben und Heuchler; sie fragte über das Verfahren desselben bei dem Kaiser an, der dann antwortete, er wisse nichts davon; sie säumte nicht, dem Landgrafen von Hessen freundschaftliche Eröffnungen zugehen zu lassen.

Nicht mit Unrecht sagte der Erzbischof von Lunden, der hauptsächlich der Vertraute ihrer Gesichtspunkte war, daß alles auf dem Frieden zwischen König und Kaiser beruhe, für dessen vollständiges Zustandekommen — denn, was man auch sagen mochte, noch war nur Stillstand getroffen — der Papst vor allen Dingen sorgen müsse, wenn die Lutheraner unterworfen werden sollten. Die Frage eines Nuntius, ob dies nicht durch Gewalt der Waffen möglich sei, auch ohne Frieden mit Frankreich, beantwortete er mit unbedingtem Nein: denn die Verwirrung, die ein Krieg hervorrufe, könne so weit gehen, daß man den König von Frankreich zum Kaiser mache.

„Das schien mir ein sehr bedeutendes Wort,“ sagte der Nuntius.

Dem Hause Österreich kam es nun im hohen Grade erwünscht, daß sich in Deutschland selbst zur Seite der kriegsbereiten Parteien doch auch eine Tendenz

zum Frieden und zur Versöhnung erhob. Sie ging von den Mitgliedern der bisherigen Majorität aus, die trotzdem, daß sie das waren, an dem Verfahren des Kammergerichts kein Wohlgefallen fanden und dem Bunde von Nürnberg nicht anhingen.

In Oberwesel ward eine Zusammenkunft der rheinischen Kurfürsten gehalten, auf welcher die gemäßigte Meinung das Übergewicht behauptete und eine Vermittelung beschlossen wurde. Indessen kam der junge Kurfürst von Brandenburg, Joachim II., seiner böhmischen Lehen halber zu Bautzen mit dem römischen Könige zusammen. Er hatte sich soeben in zweiter Ehe mit einer polnischen Prinzessin vermählt und war dadurch der Schwager des König-Woiwoden Zapolya geworden. Keinem Reichsfürsten konnte so viel wie ihm an der Aufrechterhaltung des zwischen Zapolya und dem Hause Österreich geschlossenen Verständnisses und der Unterstützung beider durch die Macht des Reiches liegen. Er machte dem Könige das Anerbieten, eine Ausgleichung in dieser Angelegenheit zu versuchen, und dieser ging mit Freuden darauf ein. Mit Einwilligung der Protestanten ward ein Tag zu Frankfurt am Main festgesetzt, wo Joachim II. und Kurfürst Ludwig von der Pfalz zu diesem Werke schreiten sollten. König Ferdinand fand es täglich dringender, notwendiger. Nachdem der Kurfürst von Brandenburg die Reise nach Frankfurt schon angetreten hat, schickt er ihm noch einen seiner Räte nach, um ihn aufzufordern, keinen Augenblick zu verlieren,

sondern nach Frankfurt fortzueilen: schon seien Hessen und Württemberg in Waffen; an anderen Orten beginne man, sich zu rüsten; was lasse sich von einem Ausbruch des Krieges anderes erwarten, als Zerrüttung und Verderben der deutschen Nation und Verstärkung ihres Erbfeindes, des Türken?

Die Entscheidung aber mußte, wie sich versteht, vom Kaiser ausgehen.

Nicht allein vermöge der europäischen, sondern auch in bezug auf die deutschen Verhältnisse geriet der Kaiser durch die Verhandlungen Helds in Verlegenheit. Denn an der Ausführung des rechtlichen Krieges, wie ihn die süddeutschen und norddeutschen Feinde der Protestanten beabsichtigten, konnte ihm selbst nicht ernstlich gelegen sein. Der Vorteil wäre doch im Falle des Sieges den Ständen selbst zugute gekommen, die sich dann leicht einmal mit dem Papste zu seinem Nachteil verbünden konnten.

Darum durfte er die Verhandlungen seines Agenten jedoch nicht geradehin für unbefugt und ungültig erklären. Offiziell als Reichsoberhaupt und Vogt der römischen Kirche konnte er sich von dem kirchlich gesinnten Teile der Stände, dessen gute Meinung und Beistimmung ihm in tausend Rücksichten unentbehrlich war, so wenig trennen, wie sein Bruder das gewagt hatte.

Unter diesen Umständen verfuhr er, wie seine Natur es mit sich brachte. Er mißbilligte das Verfahren seines Gesandten persönlich nicht in ausdrücklichen

Worten; aber seine Schwester durfte erklären, daß er keinen Teil daran habe. Er hütete sich fürs erste, die Nürnberger Einung zu bestätigen; erst später hat er dies getan, als der gefährliche Augenblick vorübergegangen war. Zu nicht geringem Erstaunen gereichte es damals dem Herzog Georg, der in allem Ernste der beste Verbündete des Kaisers zu sein glaubte, daß die Mandate nicht erscheinen wollten, welche Held auf das bestimmteste angekündigt hatte. Zugleich aber tat der Kaiser doch das, was die vorliegenden Umstände, der Gang seiner Politik notwendig machten. Er entzog dem Dr. Held sein Vertrauen, er gab ihm Zeichen der Ungnade, über die sich derselbe hinwegzusetzen die Miene annahm — denn der Hofdienst mache nur Arbeit und bringe nichts ein —, die er aber nicht ableugnen konnte. Einem anderen, dem Erzbischof von Lunden, übertrug er die Führung der deutschen Geschäfte.

Wir kennen bereits Johann von Veeze, der einst durch Christian II. auf den erzbischöflichen Stuhl von Lund erhoben, in dessen Fall verwickelt worden war und mit ihm hatte fliehen müssen; wir sind ihm schon dann und wann in kaiserlichen Diensten, in die er dann übertrat, begegnet. Eine Zeitlang hielt er die Fäden der Verbindung der niederländischen Regierung und der nordischen Gegner Christians in seiner Hand. Dann erscheint er im Namen der Königin Maria in Ungarn, um deren dortige Geschäfte zu führen. Zuweilen dachte er wohl noch einmal in

eigenem Namen aufzutreten, entweder mit seinen erzbischöflichen Rechten in Dänemark, oder als Verwalter der Besitztümer der Königin, um selbst eine politische Rolle zu spielen. Allein die paar Taler Taggelder, von denen er leben mußte, um deren Erhöhung er unaufhörlich bittet, erinnerten ihn wohl, wie wenig unabhängig er sei. Und so widmete er sich ganz den Geschäften seines Hofes. Er bildete recht einen Gegensatz von Matthias Held; um die Aufrechterhaltung der bisherigen Kirchenformen und der damit zusammenhängenden Reichsverfassung kümmerte er sich wenig: er lebte und webte in weitaussehenden politischen Kombinationen. Den Vertrag mit Zapolya, der so bedeutend in jene Zeit eingriff, hat er vermittelt; er hat zuerst den Rat gegeben und den Versuch gemacht, den Landgrafen von Hessen für Österreich zu gewinnen. Der Protestantismus der schwäbischen Reichsstädte hindert ihn nicht, mit denselben in Verbindung zu treten. Er zeigt sich schon in seinen Briefen ein wenig geschwätzig; im Gespräch bei den deutschen Gelagen, die er liebte, soll er dies in hohem Grade gewesen sein; aber zugleich finden wir ihn immer tätig, immer bei der Sache, dem Winke der Gebieter gehorsam.

Er war kein Rechtsgelehrter, wie Held, der das Heil der Christenheit in der Aufrechterhaltung der Reichsabschiede und der kammergerichtlichen Autorität erblickte; er hielt allezeit die großen Gesichtspunkte der allgemeinen Politik fest und brachte sie mit schneiden=

der Energie zur Sprache. Der Nuntius äußerte einmal, wiewohl schon mit einiger Zurückhaltung, daß das Konzilium doch das beste Mittel sein werde, dem Luthertum ein Ende zu machen. Der Erzbischof lachte auf; denn er hielt dies für eine scholastische Idee. Vor allem, sagte er, müsse man die Türken abwehren: geschehe das nicht, so werde es bald keinen Streit zwischen Katholiken und Lutheranern geben; sei es aber geschehen, so möge man dafür sorgen, daß den alten Konzilien Gehorsam geleistet würde. Ein Konzilium in dieser Zeit zu berufen, wo man voraussehe, daß es keinen Gehorsam finden werde, würde der schlimmste Irrtum sein.

Den genommenen Verabredungen gemäß hielten die päpstlichen Bevollmächtigten bei König Ferdinand die Meinung fest, daß man vor allen Dingen ein gütliches Abkommen versuchen möge. Doch waren sie nicht geneigt, Bedingungen für dasselbe aufzustellen; sie machten nur die eine, daß die Autorität des päpstlichen Stuhles nach göttlichem und menschlichem Recht dabei gewahrt bleiben und, wenn der Versuch fruchtlos sei, Gewalt angewendet werden müsse.

Eine nicht unbedingt entgegengesetzte, aber doch sehr abweichende Richtung waltet in der kaiserlichen Instruktion an den Erzbischof vor. Darin wird die Teilnahme eines französischen Gesandten an dem Versöhnungsgeschäft vorausgesetzt und die Wahrung der päpstlichen Autorität empfohlen, jedoch nicht eben dringend und mit der Maßgabe, daß auch der König

von Frankreich dieselbe Rücksicht nehme. Auch denen, welche sich gegen den Kaiser vergangen, soll dessen Gnade zugesichert werden, wie er es dem Könige von Frankreich ausdrücklich versprochen habe. Damit alle Stände des Reiches ihre Hilfe gegen die Türken leisten, soll der Bevollmächtigte sich überhaupt hüten, die Protestanten abzuschrecken; er soll ihnen bis zu dem äußersten des Tunlichen entgegenkommen. Sollte dennoch eine Verständigung, wie freilich zu erwarten, nicht sogleich zu erzielen sein, so möge man ihnen, in Aussicht der Pazifikation und ohne die Unterhandlung abzubrechen, einen Stillstand auf die möglichst kürzeste Zeit bewilligen, damit sie, vor Anwendung der Gewalt sicher, ihre Hilfe leisten. Man sieht, die Idee der Vereinigung der beiden großen Mächte und des Widerstandes gegen die Osmanen beherrschte noch jeden Gedanken; dem Bevollmächtigten ward jedoch einstweilen für einzelne Bestimmungen viel Freiheit gelassen.

Am 23. Februar 1539 traf der Erzbischof von Lunden in Frankfurt ein. Den Tag darauf, am Geburtstage des Kaisers, begaben sich die beiden Fürsten, welche die Vermittelung übernommen, Pfalz und Brandenburg, mit aller Feierlichkeit zu ihm auf den Römer.

Die Verhandlungen wurden eröffnet. Anfangs aber waren die beiden Parteien noch weit voneinander entfernt.

Die Protestanten, die sich an den letzten Verwirrungen unschuldig fühlten und jetzt den Vorteil hatten, angegangen, aufgesucht zu sein, trugen nicht länger Bedenken, mit den Forderungen hervorzutreten, deren Gewährung ihnen die volle Wohltat eines sicheren Bestehens verschaffen sollte: sie verlangten einen „beständigen, wahrhaftigen, undisputierlichen Frieden“, der durch kein Konzilium, keine Reichsversammlung wieder rückgängig gemacht werden könne, auch für die gültig, welche die Konfession erst in Zukunft annehmen würden. Ferner brachten sie, wovon zunächst alles abhing, die Besetzung des Kammergerichts mit Mitgliedern von ihrem nicht minder als dem anderen Bekenntnis in Antrag. Um für diesen Fall eine Unzahl von Streitigkeiten von vornherein abzuschneiden, schlugen sie vor, daß sich kein Teil um die Kirchengüter in fremden Gebieten zu bekümmern habe. Der König von Dänemark, der Herzog von Preußen, die Städte Riga und Reval, auch der Herzog von Liegnitz sollten in diesen Frieden eingeschlossen sein.

Lunden kam dagegen anfangs wieder auf das nürnbergische Abkommen zurück; so durchgreifende Änderungen, wie die vorgeschlagenen, wies er ganz von der Hand. Ferdinand hatte erklärt, er betrachte sie als unverträglich mit den Pflichten gegen die Religion; Lunden fügte hinzu: auch mit den Pflichten gegen die Reichsstände, ohne deren Genehmigung Dinge dieser Art nimmermehr vorgenommen werden könnten.

Die Unterhandlung war eine Zeitlang so gut wie abgebrochen.

Es versteht sich, daß dann auch niemand etwas gegen die Türken zu tun geneigt war, weder die schmalkaldischen Bundesgenossen, sagt Lunden, noch auch ihre Gegner; sie hatten nur Lust, ihre Kräfte gegeneinander zu messen.

Und indem liefen neue Nachrichten von den Fortschritten der Türken und einem großen, im nächsten Sommer von ihnen zu fürchtenden Anfall ein. Hierauf, durch ein Schreiben der Königin Maria noch besonders dazu aufgefordert, entschloß sich Lunden endlich, den Protestanten einen Schritt näherzutreten.

Am 25. März meldet er dem Herzog Georg: er habe sich alle mögliche Mühe gegeben, diejenigen abzusondern, die nach dem nürnbergischen Vertrage zu den Protestierenden getreten; solle aber Friede bleiben und Hilfe gegen die Türken geleistet werden, so müsse er auf diese Beschränkung Verzicht leisten. „Wir tun nicht, wie wir können," sagte er, „sondern wie wir müssen."

Eben dies ist das große Zugeständnis, zu welchem er sich verstand. Er bewilligte Anstand und Suspension der Prozesse auf 18 Monate für alle die, welche sich jetzt zur Augsburgischen Konfession hielten.

Auch diesmal gingen die Protestanten nur schwer daran, ein solches Jetzt sich gefallen zu lassen; sie entschlossen sich endlich dazu, aber nur unter der Be-

dingung, daß auch in den katholischen Bund niemand weiter aufgenommen werden dürfe.

Der Orator erklärte, seine Vollmacht erstrecke sich nicht so weit, den Kaiser hierin zu binden. Auf den Vorschlag der Vermittler gab er endlich zu, daß der Kaiser darüber gefragt und die Sache indes auf sechs Monate bewilligt sein sollte. Hiemit zeigten sich auch die Protestanten zufrieden.

Nun aber lag ja dem ganzen Verfahren die Idee einer kirchlichen Pazifikation zugrunde. Der Papst hatte sich geneigt erklärt, in dem, was nicht substantiell und anstößig sei, nachzugeben, und wünschte vor allem zu wissen, wie weit die Protestanten gebracht werden könnten; auch in deren Sinne lag es nicht, sich mit einem momentanen Abkommen zu begnügen, jenseit dessen dann nichts erschienen wäre, als erneuerte Feindseligkeit und am Ende die Anwendung der Gewalt.

Der kaiserliche Orator erinnerte, die Wurzel des gegenseitigen Widerwillens sei die Meinung jedweden Teiles, er allein habe Recht. Im Namen des Kaisers, um dessen friedfertiges Gemüt den Protestanten zu beweisen, trug er selber zuerst auf den Versuch einer Beilegung der Religionsstreitigkeiten an.

Er traf damit eben den Sinn der Vermittler. In dem Schriftenwechsel, welcher der Zusammenkunft vorherging, hatte auch Joachim II. die Hoffnung und den Wunsch einer definitiven religiösen Ausgleichung durchblicken lassen.

Und mußte es nicht den Protestanten höchlich erwünscht sein, daß der Kaiser, der Verzögerungen, die sich unaufhörlich wiederholten, müde, jetzt selbst des Konziliums, das sie verworfen, nicht mehr gedachte, sondern eine Vereinigung der Stände unter sich in Aussicht stellte?

In Frankfurt war die päpstlich-gesinnte Partei eigentlich gar nicht repräsentiert. Zwischen Männern der gemäßigten, vermittelnden Gesinnung und den Protestanten wurden alle Verabredungen getroffen.

Und so beschloß man denn, daß auf einer noch im nächsten Sommer zu haltenden Versammlung der Stände ein Ausschuß gelehrter Theologen und verständiger Laien, beides Männer von Gottesfurcht und Friedensliebe, ernannt werden solle, um „auf eine löbliche christliche Vereinigung zu handeln". Kaiserliche und königliche Bevollmächtigte sollten daran mitarbeiten. Was der Ausschuß beschließen würde, solle anwesenden und abwesenden Ständen mitgeteilt und vom Kaiser ratifiziert werden.

Und nicht allein war hiebei auf die Selbständigkeit des klerikalischen Prinzipes keinerlei Rücksicht genommen; vielmehr, als die Frage aufgeworfen ward, ob ein päpstlicher Nuntius bei den Verhandlungen zugelassen werden solle, verweigerten dies die Protestanten; die Vermittler erklärten nichts weiter, als: es solle in dem Willen des Kaisers stehen. Der kaiserliche Orator hat gesagt, der Kaiser werde die Festsetzungen, über welche sich die Deutschen vereinigen

würden, bestätigen, selbst wenn der Papst nicht damit übereinstimmte. Ob er dazu ausdrücklich beauftragt war, oder ob er es nach Lage der Umstände nur erwartete, mag dahingestellt bleiben.

So vereinigte man sich am 19. April 1539 zu Frankfurt am Main; und obgleich es nicht der definitive Friede war, den man wünschte, obgleich namentlich die Städte sich beklagten, daß sie noch immer nicht von den Anfechtungen der geistlichen Gewalt befreit würden, so leuchtet doch ein, welch ein großer Fortschritt für die Protestanten in den Frankfurter Verabredungen lag.

Ihre Absicht war, sich der beiden, aus der bisherigen Konstitution hervorgehenden feindlichen Gewalten, des im Sinne ihrer Gegner eingerichteten Kammergerichts und des zwar noch lange nicht zustande gebrachten, aber doch angekündigten und von ihnen verworfenen päpstlichen Konziliums, zu entledigen. Sie hatten jetzt, zwar nur vorläufig, aber doch bis auf einen gewissen Grad beides erreicht.

Die Prozesse, mit denen namentlich die später eingetretenen Mitglieder ihres Bundes bedroht wurden, hörten jetzt wirklich auf, gefährlich zu sein. Der Bund, der zur Ausführung der ergehenden Achtserklärungen geschlossen worden, hatte wenigstens den Kaiser nicht mehr auf seiner Seite.

Auch von einem Konzilium sprach man fürs erste nicht mehr. Einer einheimischen deutschen Versamm-

lung sollte die Entscheidung der ausgebrochenen Irrungen vorbehalten bleiben.

Eine unter ihrer eigenen Teilnahme vollzogene Modifikation der öffentlichen Gewalt und der Reichsgesetze, welche ihr Bestehen in ihrem gegenwärtigen Zustande aller Gefahr überheben würde, schien nicht länger vorenthalten werden zu können.

Aus alle dem Getriebe widersprechender und zweifelhafter Bewegungen, das wir begleitet, erhob sich doch zuletzt ein großes Resultat: der Bund von Schmalkalden erfocht einen entschiedenen Sieg über den Bund zu Nürnberg.

Es versteht sich wohl, daß dies nun nicht ohne die größten weiteren Folgen bleiben konnte. In dem inneren Deutschland mußte das Vertrauen zur protestantischen Sache unermeßlich wachsen. Zugleich aber ließ sich voraussehen, daß die gefaßten Beschlüsse an dem Hofe zu Rom, dem sie entgegengesetzt waren, Widerstand und Gegenmaßnahmen der entschiedensten Art hervorrufen würden.

Betrachten wir erst das eine, dann das andere.

Drittes Kapitel.

Weitere Ausbreitung der Reformation in den norddeutschen Gebieten.

Reformation in dem albertinischen Sachsen.

Noch immer herrschten hier, bereits hoch in Jahren, die beiden Söhne Herzog Albrechts des Beherzten, Georg und Heinrich.

Selten mag es Brüder von entgegengesetzteren Eigenschaften gegeben haben, als diese beiden.

Georg, der bei weitem den größten Teil der Lande innehatte, zeigte sich allezeit als ein Mann von buchstäblicher Gesetzlichkeit, herbem Eigensinn und durchgreifender Tatkraft. In seinem Lande hielt er strenge Ordnung: kein Übergriff der Mächtigen wäre geduldet worden; dagegen ließ er auch diesen ihre Rechte; nirgend war das ständische Wesen weiter ausgebildet, höher geachtet. Der Herzog wußte dabei doch seinen Willen durchzusetzen; seine Geldforderungen, wie stark sie auch sein mochten, wurden in der Regel bewilligt. Herzog Georg war in allen Dingen pflichtgetreu; die Vormundschaft über Anhalt führte er, nachdem er sie einmal übernommen, mit musterhafter Sorgfalt; auf die Erfüllung dessen, was er versprach, konnte man allezeit zählen. Vergnügen

kannte er kaum, geschweige, daß er sich Ausschweifungen hingegeben hätte: er lebte und webte in den Geschäften; er wußte von nichts anderem zu reden, und oft fiel er im Umgange damit beschwerlich.

Herzog Heinrich dagegen, der nach der Vernichtung seiner Aussicht auf Friesland, für das sein Vater ihn bestimmt hatte, auf Freiberg und Wolkenstein beschränkt worden war, wurde eben am ungeduldigsten, wenn er von Geschäften auch nur seines eigenen Ländchens Kenntnis nehmen sollte. Sein Vermögen reichte für seinen Hofhalt nicht zu, und man war genötigt, von Quartal zu Quartal Schulden zu machen; das hinderte ihn jedoch nicht, sorglos und gemütlich hinzuleben. Er fuhr mit seinen Begleitern in den Stollen, besuchte die Freiberger Handwerker in ihren Werkstätten; zu Hause ließ er sich gern von fremden Kriegshändeln erzählen. Das größte Vergnügen machte ihm seine Geschützkammer. Ungeheure Stücke, mit abenteuerlichen Figuren, die ihm Meister Lukas zu Wittenberg entworfen, hatte er sich gießen lassen; es gewährte ihm nicht geringe Befriedigung, als er vernahm, selbst der Kaiser habe davon gehört; er ging des Tages ein paarmal, um sie zu besehen, und wischte dann wohl den Staub mit seinem Mantel ab.

Zwischen beiden bestand, wie sich denken läßt, nur ein schlechtes Vernehmen. Georg litt das Bildnis seines Bruders nicht auf seinen Münzen; er war, auch als dessen Familie sich vermehrte und sein Bedürfnis ohne sein Verschulden stieg, doch zu keiner

besonderen Beihilfe zu bewegen. Am bittersten entzweite sie, was die ganze Welt entzweite, die Religion.

Georg meinte, nach dem Spruche der Schrift, daß die Eltern den Kindern und diese wieder den ihren sagen sollten, was ihnen von Gott und dem Gesetz bewußt, so wolle auch er des Glaubens, den er einst von seinem gnädigen Herrn Vater und seiner herzlieben Mutter gelernt, leben und sterben. Die Lehre Luthers von der alleinseligmachenden Kraft des Glaubens schien ihm ohnehin verderblich: denn sie mache ruchlose Leute. Er kam nie darüber hinweg, daß Luther ein ausgetretener unkeuscher Mönch sei. Bei jedem seiner Vettern, die nacheinander zur Regierung gelangten, machte er einmal einen ernstlichen Anlauf, um denselben zu stürzen. Da dies zu nichts führte, so beschloß er, wenigstens selbst dem Irrtum zu widerstehen, „mit allen Kräften“ — wie er sich einmal ausdrückt —, „allem Vermögen, aller Macht, bis in den Tod.“ Nirgend fand die neue Lehre größeren Beifall, als in seinem Lande; fiel doch selbst ein Kloster, zu dem er mit eigener Hand den Grundstein gelegt und das er mit den zuverlässigsten Leuten besetzt zu haben glaubte, zu derselben ab; nirgend aber ward sie auch mit anhaltenderer Strenge verfolgt. Wir haben die Edikte, die Jahr für Jahr dagegen ergingen; man las dieselben an großen Tafeln, die auf den Landstraßen aufgestellt oder an den Wirtshäusern angebracht waren, und ohne Rücksicht wurden sie gehandhabt. Neigte sich ein vornehmer Landsasse

dahin, so wurden seine Untertanen von ihren Pflichten gegen ihn freigesprochen; war es ein Beamter, so sollte sein Ende am Rabenstein sein; ein Priester, der in Luthers Sinne geschrieben, ward gezwungen (kaum überwindet man sich, es zu erzählen), sein Buch aufzuessen; Gemeine wurden mit allem Schimpfe, den die bürgerliche Autorität anzutun vermag, aus dem Lande gejagt. Georg mochte damit eine Pflicht zu erfüllen glauben; doch war er auch von Natur geneigt, der Welt seinen Sinn mit Gewalt aufzuzwingen.

Dagegen war nun an dem Freiberger Hofe nicht daran zu denken, daß man dem reformatorischen Element Einhalt getan hätte. Gar bald wurden die Fasten gebrochen; evangelische Prediger erschienen; eben die, welche von Georg vertrieben worden, fanden diesseits Aufnahme und erwarben sich zuweilen, wie Anton von Schönberg, vorwaltenden Einfluß am Hofe. Die Herzogin, Katharina von Mecklenburg, nahm daran den Anteil einer eifrigen Bekennerin. Der Herzog selbst ward allmählich auch gewonnen und überzeugt. Kein Wunder, wenn er sich überhaupt, dem feindlichen Bruder gegenüber, näher an die ernestinischen Stammesvettern anschloß; er trat endlich in den erweiterten schmalkaldischen Bund.

So stellten sich in dem albertinischen Gebiete die beiden Meinungen, welche Deutschland trennten, einander auf das schroffste gegenüber. Auf der einen Seite stand der bei weitem mächtigere Fürst, von er-

gebenen Räten, den gewaltigsten unter den Landsassen und einigen heftigen antilutherischen Schriftstellern umgeben, mit aller Kraft der Staatsgewalt ausgerüstet, auf der anderen der kleine Freiberger Hof, Zufluchtsort der Verjagten, aber durch die allgemeine stille Hinneigung des Landes doch nicht unbedeutend. In Leipzig sah man noch an dem Palmsonntage 1537 den Herzog Georg der Abhaltung des Offizes auf dem Markte mit unbedecktem Haupte beiwohnen; er hielt den Nuntius des Papstes an der Hand; in Freiberg ward der Kirchensessel Herzog Heinrichs — man weiß nicht einmal, ob auf seinen Befehl — der Kanzel näher gerückt, damit er die Predigt des eifrigen Lutheraners, den Johann Friedrich an seinen Hof geschickt, desto besser verstehen könne.

Da war nun das Entscheidende, daß das Haus des Herzogs Georg allmählich ganz verödete. Von vier Söhnen, die ihm geboren worden, waren zwei in früher Kindheit, ein dritter, nachdem er sich schon verheiratet, ohne Nachkommen gestorben; es war nur noch ein vierter, namens Friedrich, der jedoch für blödsinnig galt, übrig. Dagegen wuchsen dem Herzog Heinrich ein paar kraftvolle, geistreiche Söhne empor, die er Mühe hatte zu erziehen, die aber die Hoffnung des Landes ausmachten.

Hing es auch damit zusammen, daß die Anordnungen des Herzogs Georg sich immer unkräftiger erwiesen? Im Jahre 1538 gesteht der vertraute Rat

desselben, Georg von Carlowitz: es herrsche ein großes Murren in seines gnädigen Herrn Lande; die Stände selbst erklärten dem Herzog, das Volk wolle sich, da es doch zu keinem Konzilium komme, mit Priesterehe und Kommunion unter beiderlei Gestalt nicht länger aufhalten lassen.

Der Wunsch, seiner Meinung eine einigermaßen günstige Aussicht für den Fall seines Todes zu eröffnen, vermochte den Herzog Georg, seinen blödsinnigen Sohn noch zu vermählen. Die Landstände versprachen, denselben als ihren Herrn anzuerkennen; 24 Männer aus ihrer Mitte sollten ihm unter dem Titel „Regenten" zur Seite stehen: es wäre eine aristokratisch-katholische Regierung gegründet worden, vielleicht nicht unfähig, das bisherige System aufrechtzuerhalten; allein die physischen Kräfte des jungen Prinzen waren so gering wie die geistigen: er starb kaum einen Monat nach seiner Vermählung; der Gedanke, er werde seine Gemahlin guter Hoffnung zurückgelassen haben, verschwand sehr bald, und es blieb nichts zu erwarten, als die Nachfolge der anderen Linie und der volle Umsturz des Katholizismus im Lande.

In gewissem Grade erregt der alte Fürst, so gewaltsam er sich auch gebärdet, in diesem Augenblick unsere Teilnahme. Sein Gesichtskreis ging nun einmal nicht über die Ideen der römischen Kirche hinaus: ebensogut in sich selbst wie nach außen hatte er an der Unantastbarkeit ihrer Institute festgehalten;

allein um ihn her war alles in vollem, unaufhaltsamem Abfalle begriffen, bei welchem sogar seine nächsten Angehörigen, seine Vettern, sein Schwiegersohn den übrigen vorangingen: nur mit äußerster Mühe hatte er das eigene Land rein gehalten; aber jetzt hatte er keinen Erben mehr, um sein Werk fortzusetzen: am Abend seiner Tage sah er dasselbe dem gewissen Untergange geweiht. Noch stieg in ihm der Gedanke auf, der Sache durch ein Testament abzuhelfen. Einen eigenhändig aufgesetzten Entwurf dazu teilte er bei dem Leichenbegängnisse seines Sohnes den in ziemlicher Anzahl versammelten Ständen mit. Heinrich sollte dadurch verpflichtet werden, sich an den Kaiser und das katholische Bündnis zu halten. Wie aber, wenn er dies abschlug? Herzog Georg hatte den in deutschen Rechten unerhörten Gedanken gefaßt, daß das Land in diesem Falle an den Kaiser und den König Ferdinand gelangen solle. So durch und durch erfüllt war dieser Fürst von Orthodoxie und Haß der Gegner, daß er dem Gedanken Raum gab, sein Land an ein fremdes Haus zu vererben, nur um seine abstrakte Meinung aufrechtzuerhalten; denn in seiner ganzen Familie hatte er keinen Glaubensgenossen mehr. Es scheint doch, als sei sein hartes Herz von dieser Notwendigkeit übermannt gewesen. Man sah Tränen in seinen Augen, als er den Entwurf den Ständen übergab.

Auch hatte er es noch nicht über sich gewonnen, denselben zu unterzeichnen oder sonst rechtskräftig zu

machen; man hatte erst noch Unterhandlungen mit dem Bruder angeknüpft, der dieselben aber von sich wies, als sein Schicksal auch ihn erreichte: nach kurzem Unwohlsein, das ihn nicht gehindert hatte, seine Geschäfte zu besorgen, erlag er den gewaltsamen Mitteln, die man dagegen anwandte, 17. April 1539.

Carlowitz hatte der Schwester des Landgrafen zu verstehen gegeben, man werde Herzog Heinrich und seine Söhne in Dresden einlassen, sie aber hier nötigen, sich dem Willen der bisherigen Räte zu unterwerfen. Ich weiß nicht, ob das eine Großsprecherei oder eine Einschüchterung war; wenigstens war, als der Todesfall so plötzlich eintrat, nichts zu einer Unternehmung solcher Art vorbereitet. Noch an jenem 17. April langte Herzog Heinrich in Dresden an, des Abends, bei Fackelschein, unter freudigem Zuruf des Volkes. Ein paar Tage fanden Verhandlungen mit den bisherigen Räten statt, welche allerdings sehr bitter ausfielen und die Sache einem völligen Bruche nahebrachten. Allein so groß war doch auch deren Gewalt nicht, daß sie es hätten dazu kommen lassen mögen: Heinrich ergriff ohne Widerrede Besitz.

König Ferdinand, von jenem für ihn so vorteilhaften Testament unterrichtet, erklärte, nur dann werde er Herzog Heinrich als Erben des Landes betrachten können, wenn derselbe sich verpflichte, den Nürnberger Bund zu halten, den Herzog Georg zugleich im Namen seiner Nachfolger und seiner Landschaft abgeschlossen. Allein wie die Dinge standen,

konnte das auf den neuen Herzog keinen Einfluß ausüben. Dessen schmalkaldische Verbündete erklärten sich bereit, ihm mit aller ihrer Macht zu Hilfe zu kommen, und zögerten aus diesem Grunde einen Augenblick, ihre Truppen zu entlassen, wie der Frankfurter Stillstand erheischte. Landgraf Philipp berechnet in einem Schreiben an Carlowitz, daß er über 20 000 Mann zu Fuß, 4000 zu Pferde gebieten könne. So geschah, daß das protestantische Element, repräsentiert in dem Fürsten und freudig bewillkommnet von der Menge, auf der Stelle das Übergewicht erlangte.

Ohne Säumen schritt Herzog Heinrich zum Werk. Als er die Huldigung in Leipzig einnahm, erschienen die Wittenberger Professoren, Luther an der Spitze, wie 20 Jahre früher zu jener Disputation. Wie hatte der keimende Gedanke, der damals zutage kam, sich seitdem entwickelt, in sich selbst und über die Welt hin! Am ersten Pfingsttage predigte Luther und setzte seinen Begriff von Kirche und innerer Gemeinschaft, der hierzulande nun siegreich blieb, der römischen Lehre darüber noch einmal entgegen. Bald erhob sich auch in Dresden ein protestantischer Prediger. Überall begannen die Reformen. Bereits am 6. Juli ward eine Visitation des ganzen Landes angeordnet, nach einer Anweisung, die sich ausdrücklich auf die Augsburger Konfession bezog und bei der die ernestinischen Einrichtungen überall zum Muster genommen waren.

Natürlich fand der Herzog damit lebhaften und

hartnäckigen Widerspruch. Die Geistlichen wollten das „freie Pfaffenleben", dessen sie genossen, nicht aufgeben; die Bischöfe waren empört, daß man ihnen ihre Jurisdiktion nehmen wolle, und erboten sich nun auch zu Reformen, wie solche schon zu Zeiten des Herzogs Georg in Anregung gekommen waren, die aber freilich den Ansprüchen des Protestantismus nicht genügten. Da ihnen alles das nichts half, so wendete sich Johann von Meißen ohne weitere Rücksicht an den Kaiser. Er erneuerte seine alte Prätension, reichsunmittelbar zu sein, beschwerte sich nicht allein über den Verlust seiner Gerichtsbarkeit und seiner Gefälle, über die Gefahr, mit der man sein kaiserliches Stift bedrohe, sondern er fragte sogar an, ob er dem Herzog die Lehen leihen solle, die derselbe von ihm trage.

Dies war aber eine Art von Widerstand, die dem Herzog eher zugute kam, als ihm schadete. Die Stände fühlten sich beleidigt, daß der Bischof sich von ihnen sondern, sein altes Verhältnis zur Landschaft aufheben wolle; sie kündigten ihm an, sie würden das nicht nachgeben, noch dulden; als er auf seinem Sinn verharrte, erhoben sie förmlich Fehde gegen ihn.

Schon war Carlowitz gestürzt, und ein anderer Einfluß machte sich geltend.

Auf dem Landtage in Chemnitz beschwerten sich die weltlichen Stände allerdings, daß die Visitation ohne ihren Rat vorgenommen, alte Pfarrer abgesetzt, neue eingeführt worden, ohne Rücksicht auf ihre Patronat=

rechte; allein nicht gegen die Sache selbst war ihr Widerstand gerichtet: man sah, daß die neue Lehre schon längst die Gemüter beherrschte; die Stände wünschten nur bei der Einziehung und Verwaltung der geistlichen Güter zugezogen zu werden. Leicht bewilligte ihnen das der Herzog. Auf einer Versammlung des ständischen Ausschusses, zu Leipzig im August 1540, wurden hierüber feste Normen gemacht. Man beschloß zunächst, die Klöster einzuziehen, die ohnehin größtenteils verlassen seien, d. h. die Güter in weltliche Verwaltung zu nehmen und den Überschuß derselben zur Verbesserung der Stellen an Kirchen, Schulen und Universität sowie zu den allgemeinen Landesbedürfnissen zu verwenden. Wenn man die Akten liest, so erwecken doch die Frauenkonvente ein gewisses Mitleid: die armen Nonnen, deren einfache Gedanken in den Zeremonien, die sie ausübten, vollkommen befangen waren, wurden genötigt, sich davon loszureißen. Manche freilich waren dazu sehr bereit. Cäcilia von Haugwitz in St.-Georg bei Leipzig gab zu Protokoll, wäre es auf sie angekommen, so würde sie längst ihr Kleid verändert haben.

So geschah die Religionsveränderung in dem albertinischen Sachsen; sie schließt zugleich einen vollkommenen politischen Umschwung ein. Die öffentliche Gewalt, welche bisher auf einer Vereinigung des Fürsten, der Prälaten und der Majorität der Stände, zusammengehalten durch ein paar eifrige und geschickte Räte, beruhte, wurde gestürzt und eine neue

gebildet, durch einen Fürsten, der von entgegengesetzten Prinzipien ausging, einige Räte, die früher verjagt, und die Anhänger einer religiösen Meinung, die bisher mit aller Schärfe niedergehalten worden. Zugleich war es ein neuer Sieg des schmalkaldischen Bündnisses. Durch das entschiedene Übergewicht des letzteren bekam die neue Staatsgewalt einen Rückhalt und Nachdruck, dessen sie schwerlich hätte entbehren können. Indem die Prälaten sich nach fremder Hilfe umsahen, bewirkten sie nur, daß in der Landschaft die ihnen feindselige Meinung die Majorität gewann; ihnen zum Trotz, vor ihren Augen, ward die verhaßte Veränderung zustande gebracht.

Reformation in der Mark Brandenburg.

In Sachsen trat, wie wir sahen, der Umschwung der Dinge erst nach dem Abschluß des Frankfurter Anstandes und auf einmal ein; in Brandenburg bereitete er sich allmählich mit den Begebenheiten, die diesen herbeiführten, vor.

Auch Joachim I. hatte die alte Religion durch Bündnisse, wie das hallesche, in seinem Lande zu befestigen gemeint. Er hegte, so gut wie Georg von Sachsen, die Absicht, dasselbe bis über das Ziel seines Lebens hinaus zu erstrecken. Bei der Erbteilung, die er zwischen seinen Söhnen veranstaltete, verpflichtete er sie in aller Form, an den Reichsabschieden von Augsburg und Regensburg und dem halleschen Bündnisse festzuhalten, ja, nicht allein sie selbst, son=

dern auch die Kinder, die sie hätten, oder die sie noch bekommen würden.

Es ist nicht so unerhört, daß ein sterbender Fürst seine Nachkommen an die von ihm beliebte Regierungsweise auf alle Zukunft zu binden sucht; eine andere Frage aber ist es, ob er damit nicht seine eigenen Rechte überschreitet und ob es jemals eigentlich damit gelungen ist.

Hier entsprang die Vereitelung des Planes gleich aus dem ersten Versuche, die Bedingungen zu vollziehen, an die er geknüpft war.

Zwischen den beiden Brüdern brachen, wie so häufig, Streitigkeiten über die väterliche Teilung aus. Der jüngere von ihnen, Markgraf Johann, glaubte sich durch die Mitglieder des halleschen Bundes, welche die Schlichtung derselben übernahmen und dem älteren Bruder Recht gaben, beeinträchtigt, beleidigt. Unwillig entfernte er sich von einer in dieser Sache nach Halle berufenen Tagsatzung; mit seinem Schwiegervater, Heinrich von Braunschweig, hielt er noch einmal eine besondere Zusammenkunft auf dem Wege zwischen Naumburg und Weißenfels; aber auch mit dem allein konnte er sich nicht verständigen. Nun war Johann von den evangelischen Meinungen schon längst ergriffen: man hatte wohl noch bei seines Vaters Lebzeiten bemerkt, wie er sich von dem Hochamte, zu dem ihn dieser mitnahm, heimlich entfernte; allmählich ward er von der Wahrheit nicht einer und der anderen Lehre, sondern des ganzen Systems, wie

es in Wittenberg gepredigt ward, durchdrungen. Darf es uns Wunder nehmen, wenn er einem Bunde nicht mehr angehören wollte, von dem er sich in geistlichen Dingen beschränkt, in weltlichen nicht beschützt sah? Er war in allem seinem Tun entschieden bis zum Eigensinn, durchgreifend und mutig: er wollte auch etwas sein und den Weg einschlagen, den er für den rechten hielt. Und so riß er sich nicht allein von dem halleschen Bunde los, sondern er trat zu dem entgegengesetzten, dem schmalkaldischen, über. Er tat dies, wie er sagt, weil er keine andere Möglichkeit sehe, bei dem göttlichen Wort und der einmal erkannten Wahrheit zu bleiben. Was er schon begonnen, der veränderten Religion in seinem Landesteile — der Neumark mit Kottbus und Peitz — Raum zu machen, das setzte er, auf diesen Rückhalt gelehnt, nunmehr um so nachdrücklicher fort.

Bei weitem mehr aber als auf den jüngeren richteten sich alle Blicke auf den älteren Bruder, nicht allein, weil er zwei Drittel der väterlichen Lande beherrschte, sondern weil seine kurfürstliche Würde ihm einen größeren Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten sicherte.

Kurfürst Joachim war eine von Grund aus friedfertige Natur: er hätte mit jedermann in der Nähe und Ferne in gutem Vernehmen zu stehen gewünscht. Auch in seinem Hause wollte er nur vergnügte Gesichter sehen; er liebte es, sich äußerlich wohl zu befinden, fürstlich zu wohnen, eine gute Tafel zu führen;

gern veranstaltete er ritterliche Festlichkeiten, prächtige Bankette; zu den Reichstagen begab er sich mit zahlreichem Gefolge, dessen Kosten seine Mittel bei weitem überstiegen, wie es denn überhaupt nicht sein Talent war, Geldgeschäfte zu führen. Unaufhörlich finden wir ihn bauen, Schlösser in den Städten, Jagdhäuser in der Tiefe der Gehölze, an den breiten Gewässern, die hie und da dem Lande eine gewisse Anmut verleihen, Kirchen und Dome mit hohen Türmen und weitschallenden Glocken; er wollte Gott nur an würdiger Stätte sowie mit Ehrfurcht erweckenden Zeremonien verehren. An der religiösen Bewegung der Zeit nahm auch er, auf seine Weise, innerlich Teil.

Sie berührte ihn vielleicht zuerst im Gespräch mit dem vertriebenen Dänenkönige Christian II., seinem Oheim, der sich lange am brandenburgischen Hofe aufhielt, dann durch seine Mutter, die, ihrem Gemahl entflohen, eine Freistätte in dem ernestinischen Sachsen gefunden hatte, Luther zuweilen bei sich sah oder wohl ein paar Wochen in dessen Hause zubrachte. Eine entschiedenere Hinneigung zeigte er, als ein italienischer Gelehrter, der am römischen Hofe gut bekannt war, ihm erzählte, Papst Klemens VII., dem man eines Tages seine uneheliche Geburt vorgeworfen, habe lachend erwidert, er teile dies Schicksal mit Christus. Empört über diese Blasphemie, ließ der junge Markgraf Luther einen gnädigen Gruß entbieten. In dem Innersten seiner Seele bereiteten sich Abneigung und Hinneigung vor. Besonders die Lehre

von der Rechtfertigung allein durch Christus machte auf ihn einen großen Eindruck. Er selbst hat gesagt, er habe hauptsächlich aus den alten Kirchengesängen, für die er eine besondere Vorliebe hegte, und aus anderen Denkmalen des kirchlichen Altertums die Überzeugung geschöpft, daß Luthers Auffassung die richtige sei. Indessen läßt sich wohl bezweifeln, ob Landgraf Philipp so ganz Recht hatte, ihn gleich bei seinem Regierungsantritt als vollkommen einverstanden zu betrachten. Wahr ist es, daß sich Joachim von Anfang an hütete, die freie Predigt zu stören, wo sie sich ohne sein Zutun einführte. Übrigens aber hielt er persönlich an dem alten Ritus fest; einer seiner Hofleute ruft wohl den Herzog von Preußen auf, ihn davon abzubringen. Auch trat er zu dem halleschen Bunde. Bei jener Versammlung zu Zeitz im Jahre 1537 sah ihn der Mönch, der die Chronik verzeichnete, noch als einen Altgläubigen an.

Und auf keinen Fall hätte es in seiner Art und Weise gelegen, sich gewaltsam loszureißen. In den meisten Angelegenheiten geht er, bei aller Festigkeit der Gesichtspunkte, die er gefaßt hat, doch nur langsam und ohne Geräusch zu Werke; sein Sinn ist, die Dinge kommen, sich entwickeln zu lassen. Die Frucht muß erst reifen, ehe er die Hand ausstreckt, sie zu brechen.

Von seinem Vater hatte man bemerkt, daß er in der Religionssache zwar lebhafte und drohende Reden führte, sich aber in den Handlungen glimpflich und

nachsichtig erwies. Die religiöse Differenz ergriff die brandenburgischen Fürsten nicht mit so heftiger Gewalt, daß ihnen darüber ihre anderen Beziehungen aus den Augen gekommen wären.

Was nun bei Joachim II. allmählich doch eine Entschließung hervorrief, war, wie bei seinem Bruder, zunächst der Gang der Dinge in dem halleschen Bunde.

Wir wissen, wie die Verbündeten sich gleich dort in Zeitz feindseligen und kriegerischen Absichten hingaben. Joachim II. hütete sich wohl, ihnen darin beizupflichten. Ihm war es ganz angenehm, wenn bei der Erneuerung der Erbeinigung die Formel wegfiel, die sich auf die römische Kirche bezog. Recht im Gegensatz gegen die übrigen traf er mit Johann Friedrich und Philipp die Abrede, daß keiner den anderen der Religion halber befehden solle, weder für sich, noch um eines Dritten willen, wer das auch sein möge.

Hierauf konnte er, wie sich versteht, an den Unterhandlungen, die zum Nürnberger Bunde führten, nicht teilnehmen. Nur sehr kühl und zweifelhaft beantwortete er das Schreiben, worin ihm von dem Abschluß desselben Nachricht gegeben ward. Darum ließ man ihn aber auf jener Seite nicht los. In einem seiner Briefe sagt Heinrich von Braunschweig, er wisse recht wohl, daß Joachim keine Lust zu diesem Bündnis habe; er habe es bei einer persönlichen Anwesenheit in Berlin wahrgenommen; er kenne die in

Zeitz getroffene Abrede; er traue dem Manne überhaupt nicht; „allein", fügt er hinzu, „wir achten dafür, er muß hier herein, es sei ihm lieb oder leid." Zu einer Zeit, wo der jüngere Bruder dem schmalkaldischen Bündnis beigetreten, wollte man den älteren fast mit Gewalt nötigen, Teil an dem entgegengesetzten zu nehmen, das sich schon bereitete, die Waffen zu ergreifen. Er sollte diejenigen bekämpfen, deren Überzeugungen großenteils seine eigenen waren. Keine Frage: dem mußte er sich widersetzen.

Wir bemerken das Eigentümliche seiner Stellung. Was andere abhalten mochte, sich der Neuerung zuzuwenden — Liebe zum Frieden, Widerwille gegen nachbarlichen Hader und Verdruß —, war für ihn ein Motiv, sich derselben vielmehr zu nähern.

Zuerst faßte er, wie wir wissen, den seiner Sinnesart entsprechenden Gedanken, eine Vermittelung zwischen den kriegsbereiten Parteien selbst zu versuchen. Die Übereinkunft zu Frankfurt, nach welcher innerhalb der Nation eine Entscheidung der religiösen Streitigkeiten herbeigeführt werden sollte, war ganz nach seinem Herzen und zum Teil sein Werk.

Eben hier aber wurde er inne, daß er auch wohl selbst einen Schritt weiter tun könne.

Wenn irgendwo, so legte sich in Frankfurt an den Tag, welch ein mächtiges Übergewicht die reformatorische Tendenz in der Nation gewonnen hatte. Die Abgeordneten des Kaisers und des Königs ließen sogar eine gewisse Entrüstung gegen den Papst blicken, dem

sie die Verzögerung des Konziliums und der so oft versprochenen Reform allein Schuld gaben.

Zugleich traten auf einer anderen Seite, in dem eigenen Lande Joachims, die ersten entschiedenen protestantischen Regungen hervor.

Was gewöhnlich erzählt wird, die gesamte Landschaft habe den Fürsten schon früher ersucht, die Veränderung vorzunehmen, kann ich doch nicht gegründet finden.

Auf dem ersten Landtage, den Joachim II. im September 1538 hielt, auf welchem er, wie herkömmlich, die Privilegien und guten Gewohnheiten geistlicher und weltlicher Stände bestätigte, brachten diese unter anderem einen Beschluß, der im Jahre 1527 in bezug auf die geistlichen Angelegenheiten gefaßt worden war, in Erinnerung. Fragen wir, was derselbe enthielt, so ist es die Aufrechterhaltung der bestehenden kirchlichen Institutionen, der bischöflichen Verfassung und des Bestandes der geistlichen Güter, wozu sich Fürsten und Stände vereinigt hatten; und dabei blieben sie denn noch immer. Ganz angemessen antwortete ihnen Joachim II., er habe sich in Beziehung auf die Religion bisher so gehalten, wie es einem christlichen Kurfürsten zukomme; er denke auch künftig so zu verfahren, wie er es gegen Gott und gegen seine Obrigkeit, den Kaiser und den König verantworten könne. Es leuchtet ein, nicht die Ständeversammlung, zum Teil selber eine hierarchische Korporation, ergriff die Initiative in dieser Sache. Im Gegensatz gegen sie be-

hielt sich Joachim seine obrigkeitliche und reichsfürstliche Freiheit vor.

Wohl hatten auch in der Mark — wir wissen es aus einem Briefe Melanchthons, der kurz vorher im Lande war — die reformatorischen Ideen einen großen Teil der Bevölkerung ergriffen: in den Ständen aber, offiziell, hatten sie im September 1538 noch keine Repräsentation gefunden.

Jetzt erst, im Februar und März 1539, während der Fürst in Frankfurt war, traten in einzelnen, aber eben den bedeutendsten Mitgliedern der Stände unzweifelhafte Manifestationen der Hinneigung hervor. Am 13. Februar wurde die Bürgerschaft von Berlin und Cöln zusammenberufen, um ein Verbot fremder Kriegsdienste zu vernehmen. Diese Gelegenheit ergriff sie, um ihren Wunsch auszusprechen, in den nächsten Ostern das Sakrament unter beiderlei Gestalt zu genießen. Bürgermeister und Räte beider Städte säumten nicht, dies Gesuch zu dem ihren zu machen und es so an ihren Herrn zu bringen, der die Erfüllung desselben schon hatte hoffen lassen.

Lag darin vielleicht ein Grund mit, weshalb sich der Bischof von Brandenburg um die österliche Zeit nach Berlin verfügte? Als er auf dem Rückwege nach Teltow kam, erschienen die Edelleute des Landes in dem Hause des dortigen Erblehnrichters von Schwanebeck in ziemlicher Anzahl und drückten ihm ihren Entschluß aus, „die reine göttliche Lehre anzunehmen und standhaft zu bekennen“.

Das Außerordentliche war nun, daß dieser Bischof selbst, Matthias von Jagow, sich entschloß, die Umwandlung nach Kräften zu fördern. Er fand, daß das im Grunde die Bedeutung seines bischöflichen Amtes sei: „da sei ihm auferlegt worden, allen Irrtum selbst zu meiden und bei anderen zu verhüten; darauf habe man ihm das Evangelium in die Hand gegeben und über seine Schulter gehalten, als das Joch des Herrn, das er zu tragen habe; der Metropolitan habe ihn aufgefordert, hinzugehen und es dem Volke zu verkündigen".

Einst traf Luther auf einem Feste zu Dessau mit Matthias von Jagow zusammen, und, wie man denken kann, alle Streitpunkte, Messe, Werkheiligkeit, Opfer, Papsttum, kamen zwischen ihnen zur Sprache. Der Bischof drückte sich darüber auf eine Weise aus, die Luther vollkommen genugtat. „Möchte uns nur Gott," rief er aus, „solcher Bischöfe mehr geben!" Weit entfernt, jene Edelleute zu hindern, ließ sich Bischof Matthias von ihnen nur versprechen, daß sie zwar evangelische Prediger annehmen, aber darum die bisherigen doch nicht verstoßen, sondern noch weiter versorgen würden.

So erklärten sich die vornehmste Stadt, eine Anzahl Edelleute und der gelehrteste Bischof im Lande, und zwar eben in derselben Zeit, als sich dort in Frankfurt die Lage der Reichsangelegenheiten und die Stimmung der höchsten Gewalten auf eine entsprechende Weise entwickelten.

Ich weiß nicht, ob man sich vollkommen darauf verlassen kann, was Melanchthon erfahren zu haben versichert, daß der Kurfürst schon in Frankfurt dem Landgrafen seine weiteren Pläne eröffnet habe; aber unwahrscheinlich wäre es nicht. Die nationale Vereinbarung über die Religion, die man dort in Aussicht genommen, und die nicht anders, als in einem von dem Papsttum abweichenden Sinne möglich war, ward eher befördert als gehindert, wenn schon im voraus Schritte auf einer gleichartigen Bahn geschahen. Was sich im Laufe des Sommers im albertinischen Sachsen zutrug, machte es ohnehin doppelt schwer, den alten Zustand der Dinge in der Mark aufrechtzuerhalten. Zuerst sah der Erzbischof von Mainz, daß der Entschluß gefaßt sei und sich nicht mehr würde rückgängig machen lassen. Er wendete sich noch einmal an Kaiser und König, und wirklich ließ Ferdinand noch eine Abmahnung ergehen. So aber verstand Joachim sein Friedenssystem nicht, daß er auf die Meinungsverschiedenheiten jedes Freundes hätte Rücksicht nehmen sollen; schon genug, daß die Umstände im allgemeinen günstig waren; zum ersten Male fühlte er, daß er sein eigener Herr sei; jetzt schritt er zum Werk. Am 1. November 1539 versammelten sich die sämtlichen Prädikanten, die bereits im Lande tätig waren, in der Nikolaikirche zu Spandau; in ihrer Gegenwart hielt Bischof Matthias von Jagow das erste evangelische Hochamt. Der Hof und ein Teil des Adels empfingen aus der Hand des-

selben das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Unverzüglich folgte das Land dem Beispiele seines Herrn.

In diesen beiden Momenten, der Lehre von der Rechtfertigung und dem Gebrauch des Sakramentes nach den Worten der Einsetzung, liegt nun aber die ganze Veränderung, — theoretisch wie praktisch. Man riß sich dadurch von den hierarchischen Satzungen los und trat in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott und zu den göttlichen Dingen zurück; nur den Urkunden des Glaubens erkannte man fortan religiöses Ansehen zu. Der Wert der kirchlichen Werke und der ganze bisher gebotene Dienst fielen in sich selbst zusammen. Mochte dann auch manche andere Äußerlichkeit beibehalten werden, wie es hier geschah, so war doch die Hauptsache getan: die reformatorische Bewegung ward ihrem Wesen nach aufgenommen.

Joachim fühlte sich glücklich, daß er so weit gekommen. „Wir wollen Gott bitten," antwortete er auf ein glückwünschendes Schreiben des Fürsten Georg von Anhalt, „daß er uns in dem angefangenen Werke Beständigkeit verleihe, bis auf unsere letzte Stunde". Die Art, wie er von dieser Tugend redet, „damit er nicht wie ein leichtes Rohr von den Winden hin und her geweht werde", zeigt fast eine Besorgnis an, daß es geschehen könnte. Aber ich denke, sie bürgt auch um so mehr für die Reinheit der Motive, aus denen der Entschluß hervorging.

Sein Standpunkt überhaupt und der Grund, aus welchem er seine Befugnis zu diesem Verfahren her=

leitet, erhellen aus den Vorreden zu den verschiedenen Teilen der Kirchenordnung, die er unverzüglich zustande brachte. Er geht davon aus, daß von den hohen geistlichen Häuptern eine wahre Reformation niemals zu erwarten sei; könne es doch der Kaiser mit all seinem wohlwollenden Bemühen zu keinem Konzilium bringen; er erbietet sich, wenn es jemals zu einem solchen komme, oder zu einer Nationalversammlung, oder zu einem freien Religionsgespräch, wozu er „äußersten Vermögens" beitragen wolle, sich in allen, der göttlichen Schrift gemäßen und billigen Dingen sagen zu lassen; aber indes vergehe die Zeit, von der er doch einst dem obersten Haushalter Rechenschaft zu geben habe; länger seien die offenbaren Mißbräuche nicht zu dulden; man würde sonst nur verführerische Sekten und ihren ungöttlichen Wahn befördern; und so verkündige er, nach der Pflicht, mit der er dem allmächtigen Gott verwandt, nach dem Beispiel der alten löblichen Könige des israelitischen Volkes, diese Ordnung, welche er der göttlichen Wahrheit, dem Gebrauche der ersten reinen Kirche, dem Zeugnis der alten von der Kirche angenommenen Väter, die ihre Lehren mit ihrem Tode besiegelt, gleichförmig erkenne. Er fordert ihre Beobachtung „mit gnädigem Gesinnen", wie er sich ausdrückt, „und ernstlichem Befehl" sowohl von seinen geistlichen wie von seinen weltlichen Ständen.

Es ist doch die ganze Autonomie der fürstlichen Gewalt, mit der er auftritt, dieselbe, aus welcher einst

die alten Könige und Kaiser bei der Einführung des Christentums gehandelt.

Aber dabei hatte Joachim alles im voraus reiflich erwogen, und auf keiner Seite war eigentlicher Widerstand zu befürchten.

Auf dem nächsten Landtage, im März 1540, sah man, daß die Stände mit ihrem Fürsten einverstanden waren. Die Ritterschaft begnügte sich mit der Versicherung, daß in den geistlichen Stiftungen keine unbillige, die Ehre Gottes schmälernde Neuerung vorgenommen werden sollte, eine Zusage, durch welche der Fürst doch nur wenig beschränkt wurde. Besonders die Jungfrauenklöster scheinen ihr und den Städten am Herzen gelegen zu haben. Den Städten ward das Patronat der Kirchen und Schulen bestätigt, insofern sie sich der neuen Ordnung gemäß halten würden. Die Universität empfing zunächst die reiche Karthause bei Frankfurt an der Oder, die schon beinahe ganz verödet war, zwar mit Widerspruch des letzten Priors, der den Kurfürsten überhaupt nicht als seinen Herrn anerkennen wollte, aber mit Beistimmung des Bischofs von Lebus. Indem die Klöster fielen, erhielten sich die Bischöfe. Georg von Blumenthal zu Lebus ward durch die Zuweisung einer größeren Zahl von Vasallen in Ergebenheit gehalten; nach wie vor finden wir ihn in gesandtschaftlichen Geschäften gebraucht. Eher zeigte Busso von Alvensleben zu Havelberg Regungen von Widersetzlichkeit; am Ende hat aber auch er nachgegeben; er hat noch

selbst Prediger ordiniert, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austeilten.

Die Vorbedingung zu dem allen und in der Tat ein großes Glück war, daß hierzulande das Bistum schon längst von dem Fürstentum abhängig geworden; andernfalls würde der Hader, der sonst überall zwischen geistlicher und weltlicher Regierung, höherer und niederer Geistlichkeit eintrat, ohne Zweifel auch hier ausgebrochen sein. Unter dem Vortritt des Fürsten waren sie beide vereinigt; die Prädikanten wurden von den Bischöfen entweder begünstigt oder doch geduldet.

Die Gesamtheit der Stände beruhigte der Kurfürst noch dadurch, daß er ihnen versprach, sich in kein Bündnis einzulassen ohne ihre Beistimmung.

Eben dies aber gehörte dazu, um auch nach der anderen Seite hin den Widerwillen zu beseitigen, den sein Unternehmen hervorrufen konnte, namentlich bei den österreichischen Brüdern. Joachim hielt es für angemessen, denselben seine Kirchenordnung selbst einzureichen. Ferdinand zeigte sich anfangs ein wenig verstimmt, weil auf seine letzte Abmahnung keine Rücksicht genommen worden war; der geheime Rat desselben, Hans Hofmann, versicherte jedoch den brandenburgischen Gesandten, sein Herr sei dem ihren nichtsdestominder mit Gnaden zugetan. Kaiser Karl hat nicht lange nachher — wir werden der Umstände noch gedenken, unter denen es geschah — die Kirchenordnung in aller Form bestätigt; er forderte nur,

daß der Kurfürst nun auch nicht darüber hinausgehe, und daß er besonders alle Bündnisse vermeide, Bedingungen, die dieser schon von selbst zu erfüllen sehr geneigt war.

Eine sehr außerordentliche Stellung nahm nun Joachim II. ein. Er hatte sich von der kriegerisch gesinnten, eifrig-katholischen Majorität losgerissen; aber darum war er doch nicht zu dem politischen System ihrer Gegner übergetreten. Er wagte es, von Glauben und Ritus der römischen Kirche eigenmächtig abzuweichen; dabei aber war er doch weit entfernt, die wittenbergischen Einrichtungen schlechthin herüberzunehmen. Schon bezweifelten einige, ob die Beibehaltung so vieler Zeremonien wirklich mit dem Evangelium bestehen könne, und es gehörte die ganze Autorität Luthers dazu, um sie darüber zu beruhigen. Joachim II. lag alles daran, die Lehre und die Kirchenform, die er für die rechte hielt, einzuführen und sich dabei doch weder mit dem Kaiser noch mit der Hierarchie des Reiches zu entzweien.

Und war nicht auch dies ein großer Gewinn, in einem Augenblick, wo die Ideen der Versöhnung und friedlichen Ausgleichung überhaupt die Oberhand zu bekommen schienen?

Auch abgesehen hievon hatte der Schritt, den er getan, für die Ausbreitung des evangelischen Bekenntnisses sehr erwünschte Folgen.

Nachbarliche Gebiete.

Wir erinnern uns, daß Fürst Georg von Anhalt, der kraft der Befugnisse, die er als Dompropst von Magdeburg besaß, auf dem linken Elbufer zu den reformatorischen Einrichtungen schritt, sich auf dem rechten, wo er das nicht konnte, an den Bischof von Brandenburg gehalten haben würde, hätte dieser nur nicht die ihm präsentierten verheirateten Kandidaten zurückgewiesen. Nunmehr aber war dieser Bischof, Matthias von Jagow, den Ideen der Reform selber beigetreten. „Gelobt sei Gott," schreibt ihm Fürst Georg, „der Ew. Liebden seine Gnade verliehen hat, den vornehmsten Teil ihres bischöflichen Amtes nun in der Tat ausüben zu können." Der Bischof weigerte sich nicht länger, den anhaltischen Kandidaten die Weihen zu geben. Fürst Georg, der eben auch die hierarchischen Gebräuche, bei denen er hergekommen, nur ungern fallen ließ, konnte jetzt wieder nach seinen ursprünglichen Absichten verfahren.

In weiterer Entfernung fühlte sich durch das Beispiel der brandenburgischen Brüder auch die Schwester, die Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Kalenberg, vorwärts getrieben: nach einem Besuch Markgraf Johanns in Münden entschloß sie sich bereits im Frühjahr 1538, mit einigen ihrer Jungfrauen und Mägde das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen. Ihr Gemahl Erich war anderer Gesinnung; doch hinderte er sie nicht; er sagte wohl, da

sie ihn in seiner Religion nicht irre, wolle er sie auch in der ihren nicht beunruhigen. Er sah ihre Meinung noch durchaus als Privatsache an. Eine ganz andere Bedeutung bekam dieselbe aber, als Erich bald nachher starb und mit der Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn auch die Leitung der Regierung an die Fürstin gelangte. Die Stimmung des Landes kam der ihren entgegen. Es war den Einwohnern ganz recht, wenn sie die erledigten Stellen allenthalben mit evangelischen Predigern besetzte; unter ihrem Einfluß traten die größeren Städte, Münden und Hameln, über; endlich erklärte die gesamte Landschaft sich dazu geneigt. Hierauf konnte eine Kirchenordnung verkündigt werden, die in vielen Stücken eine Kopie der brandenburgischen ist, und in der sich die Herzogin ausdrücklich auf den Vorgang ihres Bruders Joachim bezieht.

Von allen Fürsten aus dem brandenburgischen Hause war nun nur noch ein einziger, Erzbischof Albrecht, dem alten Glauben getreu.

Bei ihm selbst, dem Primas von Germanien, Kardinal der römischen Kirche, ältestem Gegner Luthers und der Protestanten, der die Idee des rechtlichen Krieges vielleicht zuerst gefaßt, wenigstens sehr hartnäckig festgehalten, ließ sich nach so vielen Jahren des Verdrusses und der Erbitterung auf keinen Rücktritt von dem alten System hoffen. Eine andere Frage aber war es, ob er nach dem Umschwung der Dinge in Sachsen und dem Abfall seines Neffen seine nord-

deutschen Untertanen von dem Bekenntnis der Meinungen, die sie längst gefaßt, noch ferner werde abhalten können. Schon trat hie und da ein ganz unerträglicher Zustand ein. In Neuhaldensleben z. B., wo man der Gemeinde ihren evangelischen Pfarrer, den sie als einen frommen, ehrliebenden Mann bezeichnet, genommen und seitdem auch keinen anderen angestellt hatte, hörte man auf, den Sonntag zu feiern; die Einwohner starben ohne den Trost der Sakramente. Nun war aber die Regierung des Erzbischofs durch einen mit der Einnahme außer allem Verhältnis stehenden Aufwand, wir können nicht sagen, in Verlegenheit, sondern eigentlich in die Unmöglichkeit geraten, aus eigenen Kräften auch nur fortzubestehen. Wenn sie dann die Stände um außerordentliche Beihilfe anging, wie dies z. B. auf dem Landtage zu Kalbe im Jahre 1541 geschah, war es da wohl denkbar, daß von diesen nicht auch dagegen ihr größtes Anliegen, die Religionssache, zur Sprache gebracht wurde? Man hat von jeher erzählt, Kardinal Albrecht habe seinen Untertanen die Einführung der neuen Lehre dafür gestattet, daß sie seine Schulden übernommen. Ganz wörtlich wahr ist das nun wohl nicht; in dem langen Abschiede jenes Landtages, den das Provinzialarchiv zu Magdeburg aufbewahrt, findet sich kein Wort davon. Soviel aber erhellt doch aus anderweiten unzweifelhaften Nachrichten, daß in dieser Versammlung, in welcher sich die Stände der Stifte Magdeburg und Halberstadt verpflichteten, zur

Tilgung der erzbischöflichen Schulden eine bedeutende Summe aufzubringen, wenigstens ein Teil derselben, namentlich die Magdeburger Ritterschaft, den Erzbischof um Zulassung der freien Predigt ersucht und dieser das nicht geradezu abgeschlagen hat. Ich finde nicht mit Bestimmtheit, ob die Städte ein gleiches Gesuch vorgetragen haben; wenigstens schritten die meisten von ihnen nach dem Landtage zur Veränderung der Religion, ohne darin gestört zu werden. — Und ist das nun nicht das Nämliche, was die alte Erzählung angibt? Der Erzbischof macht doch noch einen Unterschied zwischen „erlauben" und „nicht verhindern". „Was in unserer Gewalt nicht steht," sagt er in einem seiner Briefe, „weder zu wehren noch zu erlauben, das müssen wir mit Geduld, wider unsern Willen, geschehen lassen"; er soll sich damit getröstet haben, daß auch Kaiser und Papst nicht imstande seien, dieser Sache Einhalt zu tun. Eine förmliche Erlaubnis gab er nicht; aber er resignierte sich, es nicht hindern zu können. Und sogleich sollte sich zeigen, wie wenig er dazu fähig sei. Von seinen Städten wollte er nur eine, Halle, seine Residenz, wo er noch immer einen katholischen Rat zu behaupten gewußt, von der Neuerung zurückhalten; nur da setzte er sich derselben noch entgegen; aber er erweckte damit eine tumultuarische Bewegung, beinahe wie jene, welche vor zehn Jahren so viele niederdeutsche Städte ergriffen hatte. Als der Bürgerschaft die Leistung der auf dem Landtage bewilligten Abgabe zugemutet

wurde, forderte sie dieselben Zugeständnisse, in deren Genuß andere gekommen: sie warf ihren Ehrgeiz darauf; Halle, sagte der Ausschuß, den sie aufgestellt, sei um nichts schlechter als Halberstadt. Der Rat zeigte sich zu einer Fürbitte bei dem Fürsten bereit; aber damit war der Ausschuß, der bereits auf dem Rathause erschienen, mit nichten zufrieden; er erklärte, nicht von der Stelle weichen zu wollen, bis der Rat sich mit ihm vereinigt habe; um des göttlichen Wortes willen wolle man niemanden weiter fragen. Notgedrungen willigte der Rat ein, und die wehrhaften Bürger machten sich auf, um die Herbeiführung eines evangelischen Geistlichen, des Dr. Pfeffinger aus Leipzig, gegen die Diener und Räte des Fürsten, deren Reiter sich auf der Landstraße zeigten, mit bewaffneter Hand zu beschützen. Der tumultuarische Zustand mochte die Leipziger abhalten, ihren Nachbarn den gelehrten Doktor zuzugestehen, oder diesen, dem gefährlichen Rufe zu folgen: sonst möchten sie, wie ein sächsischer Edelmann an Johann Friedrich berichtet, auf der Straße ernstlich aneinandergeraten sein. Es wäre die wunderlichste Form der alten Fehde zwischen Ritterschaft und Städten gewesen, wenn jetzt gegen eine Bürgerschaft, die ihren Prediger mit bewaffnetem Geleite herbeiführte, die ritterlichen Anhänger des Fürsten herangesprengt wären. Nach einiger Zeit traf jedoch ein anderer Prediger, Justus Jonas von Wittenberg, in Halle ein und begann im Bunde mit Ausschuß und Gemeinde, nicht selten im Widerspruch

mit dem Rate, die durchgreifende Veränderung. Der Kardinal mußte erleben, daß seine Residenz, die er zu einer Burg des Katholizismus zu machen gedacht, zu seinen Feinden überging. Unfähig, zu widerstreben, wollte er es doch nicht mit eigenen Augen ansehen; er verließ die Stadt mit dem Rest seiner Kleinode und verlegte seine Hofhaltung nach seinem besser katholischen Stifte Mainz.

Schon gab es aber unter den geistlichen Fürsten in Norddeutschland wenigstens einen, der, aus dem landesfürstlichen Geschlechte stammend, fast im Sinne der späteren Zeiten, Protestantismus und Bistum verband. Auf dem Landtage zu Parchim forderte Herzog Magnus von Mecklenburg, Bischof von Schwerin, ein förmliches Verbot der Messe; was er da nicht hatte durchsetzen können, führte er bald hernach auf seine eigene Hand in der Stiftskirche zu Bützow aus. Unter seiner Mitwirkung erschien im Jahre 1540 eine Kirchenordnung für die mecklenburgischen Lande, die durch eine scharfe Visitation eingeführt ward.

Auch die Äbtissin eines kaiserlichen Stiftes machte sich bemerklich.

Anna von Stolberg, Äbtissin von Quedlinburg, konnte es nach dem Tode Herzog Georgs von Sachsen wagen, dem Beispiel ihrer Brüder und Nachbarn zu folgen. Auf ihren Wunsch kam der Superintendent von Stolberg herbei und reformierte Stift und Stadt.

Auf diese Weise nahm der Protestantismus beinahe das ganze nördliche Deutschland ein. Von den Ver-

bündeten von Halle und Nürnberg war nur noch Heinrich von Braunschweig übrig, dessen Überzeugung und Politik unerschütterlich blieben, dessen Macht aber nur wenig bedeutete. Übrigens erschien die reformatorische Bewegung noch in ihren vollsten Lebenstrieben. Zuweilen war es die durch einen Regierungswechsel veranlaßte, etwas gewaltsame Vertauschung eines Systems mit dem anderen, zuweilen die umsichtige Leitung eines Landesfürsten, der den günstigen Moment glücklich ergriff, wodurch sie sich vollzog, zuweilen aber auch noch die Energie einer im Widerspruch mit geistlicher und weltlicher Gewalt sich selbst in Besitz setzenden Gemeinde. Daß man das Bedürfnis und die Überzeugung so lange zurückgedrängt, hatte das Bewußtsein derselben nur um so lebendiger, kräftiger gemacht. Der Protestantismus eroberte sich ein großes Gebiet, wo er nicht durch unaufhörliche nachbarliche Reibungen bedrängt war und doch in einer gewissen Mannigfaltigkeit, deren Grund und Anlaß wir soeben wahrnahmen, sich entwickeln konnte; die norddeutschen Populationen bekamen dadurch zuerst ihr eigentümliches, welthistorisches Gepräge.

Doch wäre darum an keine Trennung von den übrigen Landsleuten zu denken gewesen; vielmehr rückten die Dinge auch im südlichen Deutschland vorwärts; ja, es gewährte eine ganz allgemeine Aussicht, daß jene Versammlung beschlossen worden war, wo die Stände der gesamten Nation über die religiösen Fragen entscheiden sollten.

Viertes Kapitel.

Politische Situation im Jahre 1540.

Ehe wir darauf kommen, was zur Ausführung dieses Planes geschah, fassen wir noch die allgemeinen politischen Verhältnisse ins Auge, von denen er ja überhaupt ausgegangen war.

Als der römische Hof im Jahre 1538 den Versuch zugab, die Protestanten in Güte zu gewinnen, ging seine Absicht dahin, die Kräfte derselben zum Kriege gegen die Osmanen, den man vorhatte, mit herbeizuziehen.

Es war ein entscheidendes Zusammentreffen, daß im April 1539 die Venezianer, denen in diesem Kriege die vornehmste Rolle zufiel, von Mißtrauen gegen die übrigen Mächte erfüllt, einen Waffenstillstand schlossen, welcher danach einseitig verlängert worden ist und zum Frieden geführt hat, und daß in demselben Monat in Deutschland jener Frankfurter Vertrag zustande kam, durch welchen der Kaiser den Protestanten die Aussicht zu einer von Rom unabhängigen Beilegung der religiösen Streitigkeiten eröffnete.

Gegen die Osmanen war nichts erreicht worden; in Deutschland erhob sich eine der größten Gefahren, die man jemals bestanden: ein Eingriff in die klerikalischen Vorrechte mit Genehmigung des Kaisers ward

in Aussicht gestellt, der das ganze System erschüttern mußte.

Es läßt sich nicht beschreiben, welchen Eindruck die Nachrichten von Frankfurt auf die Mitglieder des römischen Hofes hervorbrachten. „Möchte ich mich täuschen"! ruft Kardinal Poole aus; „aber nach meinem Dafürhalten ist es nicht der König von England, von welchem die Kirche die größten Nachteile zu besorgen hat; noch mehr wie einst Cato fürchte ich die, die sich mit nüchternem Bedachte zur Zerstörung der Republik anschicken". Vor kurzem hatte Paul III. den schon lange vorbereiteten Kirchenbann gegen den König von England ausgesprochen und den Kaiser zur Vollstreckung dieser seiner Sentenz aufgefordert; jetzt ward die Besorgnis rege, daß dieser Fürst vielleicht selbst auf ein Schisma denke.

In Rom versäumte man nichts, um den Kaiser zur gewohnten Ergebenheit zurückzuführen. Der Nuntius Ricci, der eben wegen anderer Geschäfte nach Spanien ging, ward zu energischen Protestationen ermächtigt; die Instruktion, die er empfing, mag leicht eine der heftigsten sein, welche vom römischen Hofe in dieser Angelegenheit ausgegangen. Der Erzbischof von Lunden wird darin wie ein lügnerischer Verräter behandelt; die Summe wird genannt, mit welcher er von den Protestanten bestochen worden sei. Die Schwester des Kaisers, Königin Maria, wird unumwunden beschuldigt, den Protestanten insgeheim beizustehen, sie zu ermuntern. Der Kaiser wird auf das dringendste

12 *

ermahnt, die Frankfurter Abkunft zu vernichten und dagegen den katholischen Bund zu bestätigen; wo nicht, so werde es scheinen, als wenn er, der erstgeborene Sohn des apostolischen Stuhles, selbst von demselben abweiche.

Vor diesem antiprotestantischen Interesse verschwand das osmanische. Der Papst trug kein Bedenken, die Unterhandlungen der Venezianer gutzuheißen. Er war sehr zufrieden, daß Franz I. seine Verbindung mit dem Großherrn benutzte, um auch für die übrigen Mächte des Bundes Unterhandlungen anzuknüpfen. Dem französischen Gesandten, der sich zu diesem Zwecke nach Konstantinopel begab, sagte er, der König werde sich damit das Lob Gottes und der Menschen verdienen.

Hatte er bisher eben um des osmanischen Krieges willen das gute Vernehmen zwischen dem Kaiser und dem Könige herzustellen gesucht, so stieg ihm nun der Gedanke auf, den Kriegskräften der beiden Fürsten eine gemeinschaftliche Richtung gegen die von der römischen Kirche Abgewichenen zu geben, beinahe wie einst in den hierarchischen Jahrhunderten die Päpste die Waffen der Gläubigen bald gegen die Sarazenen, bald gegen die Ketzer ins Feld geführt haben. Mit großem Eifer brachte Paul III. die Friedensunterhandlungen und zunächst die alten Vorschläge über die Abtretung von Mailand wieder in Gang. Er ließ vernehmen: wenn der Kaiser noch immer verweigern wolle, darauf einzugehen, so würde er beweisen, daß

er zum Verderben der Christenheit geboren sei. Unter dem Wort „Christenheit“ verstand er das geschlossene System der römischen Kirche, und er behauptete nicht ohne Grund, daß dies durch die Konnivenz des Kaisers in diesem Augenblicke höchlich gefährdet werde.

Zunächst war es nun die Ansicht des Papstes, daß der Kaiser persönlich einen Reichstag halten und mit der katholischen Liga, das heißt dem Nürnberger Bunde, gemeinschaftliche Sache machen möge. Er meinte, man müsse die Liga mit Geld unterstützen, wozu auch er beitragen wolle, und, um auf der Stelle zur tätlichen Hilfe bereit zu sein, in den Gebieten des Königs Ferdinand Truppen sammeln, unter dem Schein, daß es gegen die Türken gelte.

Es waren die Ideen von Held, zu denen man sich jetzt in Rom bekannte; man hätte einen unmittelbaren Konflikt herbeizuführen gewünscht. Der Kaiser antwortete darauf mit den Ideen von Lunden, sehr gemäßigt, ruhig, im Sinne des Friedens.

Er machte darauf aufmerksam, daß die Berufung eines Reichstages auch in seiner Gegenwart nach den letzten in Regensburg gefaßten Beschlüssen zu einem Nationalkonzilium führen müsse, welches für beide gleich gefährlich sei. Er erklärte sich bereit, den katholischen Bund zu unterstützen, wie er ihn denn wirklich bestätigte, wohlverstanden nur unter der Bedingung, daß die Mitglieder desselben von den Gegnern angegriffen werden, und zwar ohne gerechte Ursache; sonst werde er nur darauf denken, den Frieden

zu erhalten. Er konnte nicht umhin, der Abkunft von Frankfurt, da der Papst es forderte, seine Ratifikation zu versagen; aber er tat das mit dem Vorbehalt, daß man ihnen damit nicht die Hoffnung auf eine Bestätigung desselben abschneide, was die Protestanten auf das Äußerste bringen und am meisten dem Könige von England zustatten kommen würde.

Der Kaiser bekannte sich schuldig, sowohl gegen England als gegen die Protestanten die Waffen zu ergreifen, jedoch mit der ausdrücklichen Maßgabe, daß es notwendig und ausführbar sei. England, sagte er, habe Geld, Deutschland Männer, und man müsse sich hüten, nicht etwa ein Bündnis zwischen beiden zu veranlassen. Nur darin gab er dem Papste Gehör, daß er unter der Teilnahme desselben die Unterhandlungen mit Frankreich mit erneutem Eifer fortsetzte.

Hiezu aber hatte er freilich einen ganz besonderen Beweggrund, die Empörung, die soeben in Gent infolge des letzten französischen Krieges ausgebrochen war.

Eine Kriegssteuer, welche damals von den anderen drei Ständen der Grafschaft Flandern bewilligt worden war, hatte die Stadt Gent unter dem Vorgeben verweigert, das Geld, das man zahle, werde doch niemals gut angewendet; mit Kriegsvolk wolle sie ihrem Grafen, dem Kaiser, beistehen, jedoch nicht anders. Von Tag zu Tage weiter schreitend, hatten die Bürger alte umfassende Privilegien, die ihnen infolge früherer Unruhen entrissen worden, zurückgefordert.

Den Zwangsmaßregeln, welche die Regentin anordnete, begegneten sie mit förmlichen Feindseligkeiten.

Das war nun aber um so gefährlicher, da diese Regungen nicht so vereinzelt waren, wie man wohl annimmt. In den gesamten Niederlanden rief es eine gewisse Verstimmung hervor, daß man den eingeborenen Fürsten so selten im Lande sah und so viele Kriege fremdartigen Ursprungs ausfechten mußte. Wir können sagen: es regte sich bereits der Gegensatz der Provinzen gegen die Zentralregierung, der später zu so großen Ereignissen geführt hat.

Was würde wohl erfolgt sein, wenn der König von Frankreich den Aufforderungen der Genter, die ihm wirklich geschehen sind, Gehör gegeben hätte, als alter Lehnsherr von Flandern ihnen zu Hilfe gekommen wäre?

Zum Glück für den Kaiser trafen die Unruhen in eine Zeit, in der ihnen dieser Rückhalt nicht zuteil werden konnte, da er mit Frankreich soeben in den vertraulichsten Unterhandlungen stand.

Die Politik, die Karl V. gegen Frankreich beobachtet, bewegt sich in einem noch stärkeren Schwanken, als die, welche wir in Deutschland wahrnahmen. Von offener Feindseligkeit und Anwendung der Waffengewalt sehen wir ihn zur Absicht einer engeren Allianz übergehen. Und dabei ist das merkwürdige, daß, wenn wir ihn nur hören, nicht allein in seinen amtlichen Erklärungen, sondern in seinen Briefen, den Verhand-

lungen mit seinen Räten, die Richtung, die er jedesmal einschlägt, ihm sehr ernstlich am Herzen zu liegen scheint und keinerlei Hintersichhalten vermuten lassen sollte.

Damals erklärte er wohl, er habe bisher den Weg verfehlt, wenn er gedacht habe, seine und seines Bruders Familie noch enger zu vereinigen und aus beiden etwas Großes zu bilden; Granvella habe ihm öfter gesagt, und er sehe es jetzt ein, daß für den Dienst Gottes und das allgemeine Wohl der Christenheit nichts so notwendig sei, wie die Verbindung seines Hauses mit dem französischen.

Aus einer Instruktion, die für seinen Sohn bestimmt war und im Falle seines Ablebens diesem zur Anweisung dienen sollte, geht hervor, daß er nicht nur aufs neue die Alternative in Beratung zog, von der schon öfter die Rede gewesen, den zweiten Sohn des Königs Franz mit seiner Tochter oder einer der Töchter des römischen Königs zu vermählen und das junge Paar dabei mit einer Landschaft auszustatten, sondern daß er sich schon bestimmter zur Vermählung seiner eigenen Tochter mit diesem Prinzen und zur Ausstattung derselben mit den Niederlanden hinneigte. Von den damaligen Unruhen, aus denen man sehe, daß den Niederländern die Abwesenheit ihres Fürsten unerträglich vorkomme, weshalb am Ende eine vollkommene Entfremdung befürchtet werden dürfte, nahm er einen Beweggrund dazu her. Muß man nicht überzeugt werden, daß es sein voller Ernst

mit diesem Plane war, wenn man liest, wie er denselben seinem Sohne durch die Bemerkung, auch die verstorbene Kaiserin, die Mutter des Prinzen, sei damit einverstanden gewesen, annehmlich zu machen sucht? Und sogar noch weiter geht er in dieser Absicht, die beiden Häuser zu vereinigen. Ein Sohn seines Bruders soll sich mit einer Tochter Franz' I. vermählen und dabei, nur gegen Verzichtleistung auf eine Rente im Neapolitanischen, Mailand erhalten. Um keinen Zunder zu neuen Zwistigkeiten übrig zu lassen und auch den alten Streit über Navarra zu beendigen, soll sein Sohn Don Philipp sich mit der Erbin von Navarra verheiraten.

Diese enge Vereinigung der Häuser von Frankreich und Burgund, die für das erste so höchst vorteilhaft geworden wäre, sollte nun aber jene universalen Pläne vorbereiten. „Unser Sinn ist dabei,“ sagt der Kaiser, „zugleich für die allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit zu sorgen, sowohl auf die Pazifikation und Herbeibringung der von unserem heil. Glauben Abgewichenen, als gegen die Türken gerichtet.“ Wenigstens in der ersten Absicht traf er mit den damaligen Gedanken des Papstes zusammen; auch Frankreich schien auf dieselbe einzugehen. Der spanische Gesandte fragte im November 1539 den Konnetable Montmorency, auf welche Weise der König zur Reduktion der Protestanten mitwirken wolle. Der Konnetable erwiderte: auf jede Weise, die dem Kaiser gefalle; er möge sie nur selber angeben.

Zunächst erwarben sich die Franzosen das Verdienst um den Kaiser, ihn seinen Weg nach den Niederlanden mitten durch Frankreich nehmen zu lassen. Im Januar 1540, nach der heitersten Reise von der Welt, wo jedoch, wie man ausdrücklich übereingekommen, nicht von Geschäften die Rede gewesen war, langte Karl V. in den diesseitigen Landschaften an. Es ward ihm nicht schwer, die Stadt Gent, wo der bei bürgerlichen Unruhen fast unvermeidliche Gegensatz zwischen Gemäßigten und Anhängern der Pöbelherrschaft, welche letzteren man hier Kreeser, Schreier, nannte, eingetreten war, zu unterwerfen. Er veränderte die Stadtverfassung dahin, daß der Staatsgewalt ein sehr durchgreifender Einfluß gesichert ward, und traf Anstalt, eine Festung in Gent zu errichten. Mochte dann das Volk darüber murren und lärmen, er tat, was ihm notwendig däuchte.

Man war in Rom ein wenig erstaunt, zu vernehmen, daß die Franzosen die Verträge während der Reise des Kaisers nicht definitiv zustande gebracht hatten. Indessen zweifelte man nicht, daß sie noch abgeschlossen werden würden. Der Papst schickte seinen Enkel, Kardinal Alexander Farnese, nach den Niederlanden, um die Vollziehung derselben zu beschleunigen. Schon wiegte sich dieser im Gefühle des hohen Ansehens, zu dem er hiedurch in Rom aufsteigen, des kirchlichen Nachruhms, den er sich verschaffen werde.

Die Politik des Kaisers hatte aber, wie wir wissen, noch eine andere Seite; hier in den Niederlanden,

unter den Einflüssen, die sich geltend machten, den neuen Betrachtungen, die sich aufdrängten, trat auch diese wieder hervor.

König Ferdinand, auf dessen Einwilligung sich der Kaiser immer bezogen, erschien unverweilt daselbst, und wir begreifen leicht, daß er mit den Kombinationen, mit denen man sich trug, nicht zufrieden war. Seinem ältesten Sohne war bisher die Tochter des Kaisers zugedacht gewesen, eine Verbindung von der größten Aussicht, da dem Kaiser nur ein Sohn lebte und Spanien so oft durch Frauen vererbt worden war. Nicht allein ging ihm diese verloren; in der Entfremdung der Niederlande lag ein Verlust für das gesamte Haus. Die Mitglieder des niederländischen Adels, welche der Kaiser befragte, erklärten sich dawider. Ja, selbst Mailand wurde gefährdet. Der zweite Sohn des römischen Königs konnte wohl niemals so stark werden, um dieses, von allen Seiten zweifelhaften Nachbarn ausgesetzte Gebiet zu behaupten; schon hörte man von weitaussehenden Entwürfen, die in Italien daran geknüpft wurden. Und war dann endlich die Freundschaft des Königs von Frankreich eines so hohen Preises wert? Wenigstens König Ferdinand konnte nicht rühmen, daß der Einfluß desselben auf die Osmanen sich im gegenwärtigen Augenblick vorteilhaft erweise. An den ungarischen Grenzen sah er sich mit dem gefährlichsten Kriege bedroht. Wie dann, wenn man den Ratschlägen des Papstes folgte, mit England und den deutschen Prote-

stanten brach, hernach aber der König von Frankreich seine Versprechungen nicht erfüllte und von der anderen Seite die Osmanen zu einem Angriff schritten?

Zu diesen allgemeinen Befürchtungen aber kamen noch andere von besonders dringender Natur, die in den Verhältnissen von Kleve und Geldern ihren Grund hatten.

Werfen wir einen Blick auf diese Sache, in der sich in diesem Momente die Bewegungen der europäischen Politik begegneten.

Den Herzog Karl von Geldern hatte das Haus Burgund immer als Usurpator betrachtet und nur bestehen lassen, weil es mußte, aber dabei niemals aufgehört, die Erwerbung des Landes bei seinem Tode mit Bestimmtheit ins Auge zu fassen. Dagegen hielt auch Herzog Karl seinerseits diese Feindseligkeit mit Bewußtsein fest. In dem Saale seines Palastes zu Arnheim las man an jedem Balken die Worte: „Verachtung macht den Guelfen zum Gibellinen"; denn hauptsächlich von der schlechten Behandlung der kaiserlichen Minister leitete er seine Feindschaft her; er suchte sein Land an die Feinde von Österreich zu bringen. Im Jahre 1534 übertrug er es durch förmliche Donation auf den König von Frankreich, der ihm dagegen den lebenslänglichen Nießbrauch zugestand; und bald darauf erschien wirklich ein französischer Abgeordneter, dem die Militärbefehlshaber in sämtlichen festen Plätzen einen Eidschwur leisteten.

Hiemit war jedoch die Landschaft keineswegs einverstanden. Die kriegerischen Hausleute des Herzogs, eine Art von stehender Truppe, die dem Lande schon jetzt beschwerlich genug fielen, wären dann vollends Herren geworden. Auf dem Landtage zu Nimwegen, auf welchem der Herzog die Sache zur Sprache brachte, vereinigten sich Bannerherren, Ritterschaft und Städte zu gemeinschaftlichem Widerspruch. Neigten sie sich aber nicht zu Frankreich, so wollten sie doch auch nicht burgundisch werden. „Geldrisch sind wir," sagten sie dem Herzog, „und geldrisch wollen wir bleiben." Fast meinten sie auch dadurch vom Reiche abzukommen, wenn sie Untertanen des Kaisers würden; Karl V. erschien ihnen nur als ein Fortsetzer der Unternehmungen Karls des Kühnen.

Dagegen wandten sie ihre Augen auf einen benachbarten Fürsten, den Herzog Johann von Kleve, der die nächsten Ansprüche auf Geldern hatte und bereits eine ganze Anzahl niederrheinischer Landschaften vereinigte, ohne daß sie darum ihre besondere Eigentümlichkeit eingebüßt hätten; sie fragten bei ihm an, ob er sie gegen Frankreich und gegen Burgund verteidigen, sie als ein Fürst des Reiches bei dem Reiche behaupten wolle. Kann man zweifeln, ob er es ihnen versprach? Im Januar 1538 schlossen die Stände einen Vertrag mit dem Herzog ab, nach welchem der Sohn und dereinstige Erbe desselben, Wilhelm, in den Besitz von Zütphen und Geldern kommen, diese beiden Provinzen mit seinen

übrigen Landschaften vereinigen sollte, nun und auf ewige Tage. Im Juni darauf starb Karl von Geldern, und ohne weiteres ergriff der junge Wilhelm Besitz. Im Februar 1539 gelangte er durch den Tod seines Vaters auch zu seinem klevischen Erbe, und seitdem beherrschte er ein sehr ansehnliches Gebiet von der Werra bis zur Maas und die beiden Rheinufer entlang von Köln bis gegen Utrecht. Er konnte als einer der mächtigsten Reichsfürsten angesehen werden.

Wir erinnern uns, daß Kaiser Maximilian I. einst die Vereinigung von Kleve und Jülich eigentlich gestiftet, und zwar im Widerspruch mit früheren Zusagen, die Friedrich dem Weisen von Sachsen geschehen waren, um nicht einen so mächtigen Fürsten an den niederländischen Grenzen zu haben. In den Niederlanden und an dem kaiserlichen Hofe war man empört, daß diese wohlerwogene Politik jetzt sogar einen Verlust verursachen solle. Der Kaiser sagte dem klevischen Gesandten, niemals habe er geglaubt, daß ihm dies von einem blutverwandten Fürsten begegnen solle. Der Gesandte antwortete: Kleve habe einen günstigen Spruch des Kaisers Siegmund für sich. Karl V. versetzte: andere Sentenzen seien für Brabant; auf keinen Fall aber hätte sich der Herzog in den Besitz des Landes setzen dürfen, ehe es noch zu einem Rechtsgange gekommen; er seinerseits könne und werde das nicht leiden; — man möge sich in Kleve erinnern, daß er den Krieg mit dem mächtigsten

Fürsten der Christenheit, dem König von Frankreich, nicht gescheut habe, als dieser Mailand dem Reiche habe vorenthalten wollen.

In der Feindseligkeit, die sich hiedurch an den Grenzen der Niederlande entwickelte, lag aber noch nicht die ganze Gefahr dieses Ereignisses. Die nämliche Kombination, welche Maximilian zu vermeiden gesucht hatte, kehrte jetzt, und zwar unter willkommeneren Umständen wieder. Wir wissen, wie oft und dringend Johann Friedrich von Sachsen die Bestätigung seiner jülichschen Heiratsverträge — seine Gemahlin Sibylla war die Schwester des Herzogs Wilhelm — gefordert hatte: sie gaben ihm eventuelle Ansprüche auf alle dieser Länder. Das hatte nun aber mehr zu bedeuten, als jemals früher, da der Kurfürst von Sachsen an der Spitze des schmalkaldischen Bundes stand. Schon wollte man am kaiserlichen Hofe wissen, der Herzog selbst sei in ein förmliches Bündnis mit den Protestanten getreten.

Wenigstens trug derselbe kein Bedenken, auf ein anderes, dem kaiserlichen Hofe nicht minder widerwärtiges Verhältnis einzugehen.

Man kennt die Ehe König Heinrichs VIII. mit Anna von Kleve; sie hat nicht wenig dazu beigetragen, ihm schlechten Ruf zu machen. Eben unter diesen Umständen ward sie geschlossen; sie war durchaus politischen Ursprungs. In einem Augenblick, wo zwischen den katholischen Mächten über einen Angriff zugleich auf England und die deutschen Protestanten unter-

handelt ward, hatte es für Heinrich Bedeutung und Wert, sich mit einem Hause zu verbinden, welches dem Kaiser an seinen Grenzen Widerstand leistete und mit dem Haupte des schmalkaldischen Bundes in so enger Beziehung stand. Wohl ward die junge Prinzessin gewarnt, namentlich von ihrer Mutter; aber eine Krone tragen zu können, hatte für sie, so gesetzt und gehalten sie sonst auch war, einen unwiderstehlichen Reiz. Von sächsischen und hessischen Gesandten begleitet, ging sie gegen Ende des Jahres 1539 nach England. Die protestantisch gesinnten Mitglieder in dem geheimen Rate des Königs hatten die Ehe auch darum befördert, um ihren Herrn durch den Einfluß Annas um so mehr für ihre Meinungen zu gewinnen. In der Tat begann der König damit, seine letzten, den protestantischen Dogmen entgegengesetzten Anordnungen zu entschuldigen und eine Vereinigung in der Lehre aufs neue in Vorschlag zu bringen. Zunächst jedoch trug er auf ein politisches Bündnis an.

Die Protestanten, denen König Heinrich nicht versäumte das Ungünstigste mitzuteilen, was er vom kaiserlichen Hofe wider sie vernahm, gerieten in große Aufregung. Auf die Nachricht, daß der Kaiser bewaffnet sei, forderte der Landgraf, daß auch diesseits ein Heer ins Feld gestellt werde, ungefähr von 25 000 Mann. Daß die evangelischen Stände auf einem Tage zu Arnstadt nicht hiemit übereinstimmten, hinderte ihn nicht, dabei zu verharren. Obwohl der Herzog von Kleve sich in Hinsicht des Glaubens noch zweifelhaft

zeigte, so waren Philipp und Johann Friedrich doch der Meinung, daß man ihm auf jeden Fall beistehen müsse.

Ließ sich doch alsdann auch noch auf eine andere Art von Unterstützung rechnen.

Schon längst hatte das Umsichgreifen der niederländischen Regierung, welche sich vor kurzem Utrechts bemächtigt und dann mit Lüttich, jetzt auch mit Köln Unterhandlungen pflog, die auf die engste Vereinigung mit diesen Stiften hinzielten, woraus dann nichts als eine Art von Oberherrlichkeit werden konnte, die auf Münster, ja auf Bremen ähnliche Absichten zu hegen schien, die Aufmerksamkeit und den Widerwillen der Reichsstände erregt. Sie waren nicht geneigt, auch Geldern, auf das Kleve, wenn nicht über allen Zweifel erhabene, doch auch nicht zu verwerfende Ansprüche besaß, ohne weiteres an Österreich kommen zu lassen. Ich weiß freilich nicht, ob den Erklärungen des unglaublich versatilen bayerischen Rates Leonhard von Eck voller Glaube beizumessen ist; aber höchst merkwürdig ist doch die Antwort, die er auf die Anfrage, was es zu bedeuten habe, daß man in Bayern so viele Kriegsvorbereitungen treffe, zu Anfang des Jahres 1540, dem Landgrafen Philipp gab. Wahrhaftig nicht gegen die Protestanten, sagte er, setze man sich in Verfassung, sondern vielmehr gegen den Kaiser, dessen Bündnis mit Frankreich der deutschen Freiheit Gefahr drohe. Die Fürsten seien uneinig, die Städte

weder gerüstet noch entschlossen; die ganze Nation stecke — so drückte er sich aus — bis an den Hals im Moor. Erst den einen, dann den anderen werde der Kaiser vornehmen; auch von Bayern sei mancherlei geschehen, was er werde rächen wollen. Und sehr verbreitet waren diese Ansichten: man meinte fast, das Haus Burgund denke die alte Freiheit ganz und gar zu vernichten; in dem Augenblick, daß der Kaiser anlangte, beschlossen die Kurfürsten, nach der alten Weise der Kurvereine eine Zusammenkunft in Gelnhausen zu halten, auf welcher Johann Friedrich die geldrische Angelegenheit in aller Form vorzubringen gedachte; eine allgemeine Fürstenversammlung sollte folgen, um alle im Reiche obwaltenden Übelstände in Beratung zu ziehen.

Das also war die Lage der Dinge. Auf der einen Seite stand der engste Bund mit dem Könige von Frankreich unter päpstlicher Vermittelung in Aussicht, und dann wäre zunächst ein Unternehmen gegen die von der römischen Kirche Abgefallenen zu erwarten gewesen. Auf der anderen Seite bildete sich aber auch eine entgegengesetzte Vereinigung. Ganz Deutschland schien noch einmal zu gemeinschaftlicher Opposition zusammentreten zu wollen, welche dann dem religiösen Gegensatze, der ihren Kern gebildet haben würde, eine neue Kraft verliehen hätte. Der König von England würde sich ohne Zweifel ebenfalls geregt haben. In der klevischen Angelegenheit berührten sich alle diese Momente.

Als Kardinal Farnese, dem Auftrage seines Großvaters gemäß, den Abschluß mit Frankreich in Erinnerung brachte, entgegnete der Kaiser — und wir können wohl begreifen, daß es sich so verhielt —, diese Sache mache ihn verlegener und verwirrter, als er jemals durch eine andere geworden sei oder noch werden dürfte.

War es in der Tat bloß die Wirkung der Ereignisse, der vorwaltenden Betrachtungen und Rücksichten, was die verschiedenen Richtungen der kaiserlichen Politik hervorbrachte? Dürfte man sagen, daß sich nur die Kräfte der Dinge gegeneinander bewegten und den persönlichen Willen bestimmten? Oder wäre der Kaiser wirklich von dem Vorwurf bewußter Treulosigkeit nicht freizusprechen? Wir behalten den Versuch, dieses psychologische Problem zu lösen, uns vor. Hier bemerken wir nur die Tatsache, daß seine politischen Absichten sich allmählich ganz umwandelten.

Zunächst machte er dem Könige von Frankreich noch einen Vorschlag, der sich sehr gut hören ließ: noch einmal erbot er sich, seine Tochter mit dem Herzog von Orleans zu vermählen und alsdann diesem Paare die Niederlande und die Grafschaft Burgund zugleich mit Geldern und Zütphen, wenn dies gewonnen werde, zu übertragen; er erinnerte, daß diese Lande ein Königreich vorstellen könnten, daß er durch dies Erbieten die größte Probe seiner Freundschaft für Frankreich ablege. Dagegen sollte der König nicht allein die alten Verträge von Madrid und Cambrai be-

stätigen — wir sehen, die mailändische Kombination fiel hiedurch weg —, sondern er sollte auch Savoyen herausgeben und dafür sorgen, daß die von diesem Lande durch die Schweizer abgerissenen Bezirke dem Herzog zurückgestellt würden; er sollte sich überhaupt verpflichten, das Haus Österreich zu unterstützen, sowohl in Ungarn gegen die Türken als in den Niederlanden gegen den Herzog von Kleve. Zugleich wollte man festsetzen, was der König auch in den Sachen des Glaubens, d. h. gegen die Protestanten, leisten solle.

Und wäre nicht auch dieser Vorschlag für Frankreich sehr annehmbar gewesen? Die Abtretung so großer und reicher Provinzen, unter welchen Bedingungen sie auch immer geschehen mochte, an einen französischen Prinzen war mit den dagegen geforderten Konzessionen gewiß nicht zu teuer verkauft. Wenigstens König Ferdinand fürchtete, die Franzosen würden es annehmen: er erblickte darin den Ruin seines Hauses.

Allein er brauchte nichts zu fürchten. Der König von Frankreich, der Mailand als sein rechtmäßiges Eigentum in Anspruch nahm, sah in den Niederlanden, so viel mehr sie auch wert sein mochten, doch keine volle Entschädigung, weil sie in dem Falle, daß die Ehe kinderlos blieb, an das Haus Österreich zurückfallen mußten. Überdies wollte er Piemont und Savoyen nicht herausgeben. In der Antwort, die er dem Kaiser gab, schlug er das letztere schlechthin ab. In bezug auf die Niederlande forderte er Stipulatio-

nen, durch welche sein Eigentumsrecht an Mailand gesichert wurde.

Plötzlich traten die alten italienischen Streitigkeiten, die man so oft und immer vergebens beizulegen versucht hatte, wieder in den Vordergrund. In dem Hause Österreich regte sich die Besorgnis, der König denke sich durch Vereinigung Mailands mit der Krone und Behauptung von Piemont zum Meister von Italien zu machen und den Kaiser seiner italienischen Besitzungen zu berauben.

Der Kaiser bestand in seiner Rückantwort auf der Räumung von Piemont und lehnte die geforderten Stipulationen ab; niemals, sagte er, sei seine Meinung gewesen, über Mailand anders als zugunsten eines jüngeren Sohnes des Königs von Frankreich und der Erben desselben zu verfügen.

Eben darin, versetzte der König, liege der Fehler: sterbe dieser Sohn, so werde Frankreich die Ansprüche verlieren, die es jetzt gerechterweise mache. Schon erbitterte sich die Korrespondenz aufs neue. Montmorency, der sonst als ein Verfechter des Friedens galt, erklärte auf das bestimmteste, der König werde von seinen Forderungen nicht abstehen; an der Antwort, die er zuletzt erteilt habe, werde nie etwas geändert werden.

Allein auch der Kaiser war nicht gemeint, zu weichen. Am 5. Juni 1540 gab er eine Erklärung, welche, so mild sie auch lautet, so viel Beziehung auf fortdauernde Freundschaft sie auch nimmt, doch als ein

förmliches Abbrechen der Unterhandlungen angesehen werden muß.

Niemand war darüber unglücklicher, als Farnese, niemand zufriedener damit, als der römische König: er meinte, Franz I. habe aufs neue bewiesen, daß weder Vernunft noch Ehrbarkeit in ihm sei.

Je mehr nun aber die französische Allianz zurücktrat, desto notwendiger war es, die deutschen und protestantischen Angelegenheiten ins Auge zu fassen: leicht hätte sonst geschehen können, daß die Franzosen, über die schlechte Wendung ihrer Unterhandlung diesmal nicht mit Unrecht mißvergnügt, sich mit den Deutschen verbündet und dem Herzog von Kleve vollends einen ganz unüberwindlichen Rückhalt gegeben hätten.

Ohne viele Mühe war es dem römischen Könige gelungen, die Erneuerung der kurfürstlichen Zusammenkünfte zu verhindern. So selbständig waren besonders die geistlichen Kurfürsten dieser Zeit nicht, um gegen den ausgesprochenen Willen des Kaisers oder des Königs anzugehen. Verschwand doch auch die Gefahr der französischen Allianz, die jenen Gedanken hauptsächlich hervorgebracht.

Bei weitem größere Schwierigkeit machten dagegen die Differenzen zwischen den beiden Bekenntnissen, die dort in Gent noch einmal in voller Stärke einander entgegentraten. Auf der einen Seite finden wir neben dem päpstlichen Bevollmächtigten den Doktor Held, der kurz vorher die benachbarten fürstlichen Höfe besucht und ihnen zu bedenken gegeben hatte, wie mächtig

und wie gut mit Gelde versehen der Kaiser zurückkomme, wie leicht er alle Widerstrebenden besiegen werde. Er wiederholte seinen alten Rat, der Kaiser möge den kammergerichtlichen Prozessen ihren Lauf lassen und sich indessen rüsten, um die zu erwartenden Achtserklärungen zu vollstrecken. Mit ihm einverstanden, forderte der Nuntius Morone den Papst auf das dringendste auf, die katholische Liga zu verstärken: denn nur dadurch werde er eine Vereinbarung in Deutschland zum Nachteil der päpstlichen Autorität verhindern können.

Dagegen waren auch die protestantischen Gesandten erschienen und hatten ihre alten Bitten um Einstellung der kammergerichtlichen Prozesse und um festen Frieden erneuert; vor allem forderten sie die Bestätigung des Frankfurter Anstandes. Dabei wurden sie hauptsächlich von Lunden unterstützt, der allen päpstlichen Anklagen zum Trotz sich am kaiserlichen Hofe in Ansehen erhielt; er behauptete, der Kaiser lache dieser Anklagen; im geheimen Rate habe er geäußert, daß er mit den Diensten, die ihm Lunden geleistet, zufrieden sei: nur nach seinem Geheiß sei derselbe in Frankfurt verfahren.

Einst gab der Kaiser an einem und demselben Tage, früh dem päpstlichen Legaten, nachmittags den protestantischen Gesandten Audienz. Auf dem Wege zu ihm begegneten diese wohl einmal dem Herzog Heinrich, der auch hier nicht fehlen wollte: er sah sie starr an, ohne sie zu grüßen.

Mit den Räten des Kaisers traten Räte des Königs Ferdinand und Räte der Königin Maria zusammen, um die Sache nach allen Seiten hin zu überlegen.

Wäre die eingeleitete Allianz mit Frankreich wirklich zu der engen Verbindung der beiden Häuser, die in der Absicht lag, entwickelt worden, hätte diese Macht sich in der Tat von dem Bunde mit den Osmanen losgesagt, so würde es möglich gewesen sein, auf die Gesichtspunkte des katholischen Bundes einzugehen, der für den Papst bereits eine ansehnliche Geldsumme angewiesen hatte. Aber jene Allianz war eben zustande gekommen.

Und die Protestanten anzugreifen, zu einer Zeit, wo sie England auf ihrer Seite hatten, Kleve an sich ziehen und die religiösen Sympathien, die in den Niederlanden verbreitet waren, erwecken konnten, wo ferner ein Angriff der Osmanen drohte und sich nicht absehen ließ, welche Politik Frankreich nunmehr ergreifen würde, war ein Ding der Unmöglichkeit. Granvella soll dem Kaiser gesagt haben, der Krieg mit ihnen setze seine Krone in Gefahr.

Und hatten sie nicht überdies durch den Vertrag zu Frankfurt neu gegründete Ansprüche gewonnen?

Zunächst ersuchte sie der Kaiser durch die Grafen Nuenar und Manderscheid, ihre Sache ihm zu überlassen: er werde einige Gelehrte unter dem Vorsitz Granvellas versammeln, um von den streitigen Artikeln gründlich zu reden und eine Konkordia zu machen. Aber die Protestanten waren nicht gewohnt,

von einem ihnen einmal zuteil gewordenen Zugeständnisse zurückzutreten; sie blieben dabei, eine öffentliche Verhandlung vor den Ständen des Reiches zu fordern.

Da sie sich standhaft zeigten, so mußte der Kaiser ihnen am Ende nachgeben. Er entschloß sich, eine Versammlung nach Speier auszuschreiben, „um die Dinge dahin zu richten", wie es in dem Ausschreiben heißt, „daß der langwierige Zwiespalt der Religion einmal zu christlicher Vergleichung gebracht werde".

Das war nun aber doch nichts anderes, als was einst in Frankfurt beschlossen worden. Vergebens ergoß sich der junge Legat in Ausrufungen gegen die Versammlung, die weder zu Gottes Ehre, noch zu irdischem Vorteil führen könne. Sein Begleiter Cervino meldet, daß auch er alles eingesetzt habe, um das Gespräch zu verhindern, aber vergeblich. Der Plan, die Religionsstreitigkeit in Deutschland selbst unter Teilnahme von Laien zum Austrag zu bringen, der dem römischen Hofe vom ersten Augenblick an in so hohem Grade zuwider gewesen, sollte nun doch wirklich unter kaiserlicher Autorität vollzogen werden.

Es versteht sich wohl, daß der römische Hof darum den Gedanken nicht aufgab, da er den Beschluß nicht hatte hindern können, auf die Ausführung desselben Einfluß zu gewinnen.

Fünftes Kapitel.
Religionsgespräche.

In späteren Zeiten hat es nicht geringe Verwunderung erregt, daß die damaligen deutschen Fürsten so häufige und lange Versammlungen hielten, zuweilen durch ihre geistlichen und weltlichen Räte, zuweilen in Person, um über die schwierigsten und dunkelsten Fragen der Theologie zu verhandeln, an denen sie dann einen Anteil nahmen, welcher sonst nur den unmittelbarsten Interessen gewidmet wird.

Sollte es nicht in der Tat scheinen, als hätten sie besser getan, wenn sie nur die Rechtsfragen, die in den letzten Jahren mehr als einmal den Ausbruch eines Krieges fürchten ließen, vorgenommen und zu entscheiden gesucht hätten?

Die Protestanten hätten sich nichts Besseres gewünscht; aber darin vornehmlich bestand das Prinzip ihrer Gegner, dies nicht zuzugeben.

Im Juni 1540 trat jene vorbereitende Versammlung, die der Kaiser nach Speier ausgeschrieben, infolge einer ansteckenden Krankheit nicht dort, sondern in Hagenau zusammen. Die Majorität forderte auch hier, wie immer, Herausgabe der geistlichen Güter, Anerkennung des Kammergerichts, Ausschließung aller, die seit 1532 in den schmalkaldischen Bund ge-

treten waren. Auf diese so oft vorgekommenen Zumutungen wiederholten die Protestanten die ebenso oft vernommenen Antworten: die geistlichen Güter seien gerade von ihnen zu ihren wahren Zwecken verwendet worden; das Kammergericht nehme auf keine Weisung des Kaisers Rücksicht; auf jenen Frieden seien andere Konzessionen gefolgt, in welchen von keinem Unterschiede früherer oder späterer Mitglieder ihres Bundes die Rede sei. Damit drangen sie aber nicht durch. Die Abgeordneten der Kurfürsten wären geneigt gewesen, eine Suspension der Rechtssachen zuzugestehen; allein in den fürstlichen überwog der Geist des nürbergischen Bundes: sie wollten von dem Nürnberger Abschiede nicht weichen, in welchem eben das System festgestellt worden, das die Protestanten bekämpften.

Eben darum aber, weil es unmöglich war, auf dem Boden des Rechts einen Schritt weiter zu kommen, mochte man wohl zu den höheren Prinzipien aufsteigen, von denen der Ursprung des früher eingerichteten Zustandes, die geltenden Normen des Rechtes sich herleiteten.

Die kirchlich-weltliche Verfassung hing mit den Gebräuchen, die Gebräuche hingen mit der Lehre auf das engste zusammen. Nicht ein bloßes Rechtsinstitut war das Reich, etwa zur Erhaltung der päpstlichen Autorität. Denn nicht darum, um immer unterworfen zu bleiben, hatte Germanien die christliche Religion angenommen, sondern um der inneren Wahrheit

des Glaubens willen. Es blieb allezeit vorbehalten, von jener abzuweichen, wofern sie sich dem Irrtum hingab. Alsdann konnten auch die Einrichtungen und Rechte geändert werden; daran war kein Zweifel. Für die Nation lag alles daran, daß sie sich darüber verständigte.

Und daß es dahin kommen könnte, durfte man vielleicht hoffen, wenn man die Regung betrachtete, welche sich damals in den Ländern, die noch an den alten Dogmen festhielten, kundgab.

Die Unhaltbarkeit des Zustandes, von welchem die Protestanten auf eigene Hand sich losgerissen, war immer stärker zu allgemeinem Bewußtsein gekommen. Hatte sich doch selber der strenge Herzog Georg in seinem letzten Lebensjahre entschlossen, in seinem Lande zu einer Verbesserung zu schreiten, nach der Idee einer angeblich apostolischen Kirche, welche seine Geistlichen und Gelehrten realisieren zu können meinten. Im Jahre 1536 hatte der Kurfürst von Köln die Bischöfe von Lüttich, Utrecht, Münster, Osnabrück und Minden in seiner Hauptstadt versammelt, und es waren dort Anordnungen getroffen worden, die, wie sehr sie auch sonst auf dem alten Begriffe beruhten, doch zugleich einige, dem Geiste des reformierenden Zeitalters entsprechende Bestimmungen enthielten, z. B. daß man den Aberglauben des Glockenweihens vermeiden, über das Fegefeuer nicht disputieren solle. Damit war freilich nur wenig geholfen. Andere erinnerten, Gerson habe einst hundert Mängel der kirch-

lichen Verfassung aufgezählt: von denen sei keiner gehoben, und viele neue seien hinzugekommen. Ein eifriger Gegner der Protestanten, der Augustinerprior Johann Hofmeister, bemerkt doch, daß man noch fortfahre, die unwürdigsten Priester zu weihen, daß die höhere Geistlichkeit sich noch immer den kirchlichen Funktionen entziehe, auf die Herstellung der geistlichen Güter einen ganz unverhältnismäßigen Wert lege. Er warnt bereits, an den Gegnern nicht etwa Lehren zu verdammen, welche die alten Väter vorgetragen. Ganz allgemein erhob sich aus dem Innern der bei dem alten Glauben verharrenden Länder, noch einmal im Sinne der alten Zeit, der Wunsch einer Reformation der Kirche. Ich finde ihn in Dedikationen fremdartiger Bücher, z. B. den Kaiserbiographien von Cuspinian, Karl V. ans Herz gelegt. Jakob Spiegel drückt dem Koadjutor zu Wien, Friedrich Nausea, die Hoffnung aus, ihn auf dem nächsten Reichstage an das Werk der Kirchenreformation Hand anlegen zu sehen; dann will auch er die schöne und geräumige Behausung, die er sich erbaut, verlassen, herbeieilen und an der Arbeit teilnehmen.

Auch deshalb eröffnete es eine so weite Aussicht, daß sich der Kaiser bewogen fühlte, zu diesem Werke zu schreiten. Merkwürdig, er hatte die Verabredungen von Frankfurt nicht formell bestätigt; aber er setzte sie in Vollziehung. In Hagenau ward verabschiedet, daß von beiden Teilen der Stände friedfertige und verständige Männer in gleicher Anzahl versammelt

werden sollten, um sich freundlich, christlich und der Heiligen Schrift gemäß über alle streitigen Punkte zu besprechen und sie womöglich zur Vergleichung zu bringen. König Ferdinand schlug vor, dabei von den Resultaten der letzten Augsburger Konferenzen auszugehen; die Protestanten, welche die Erinnerung an diesen Reichstag überhaupt flohen, schienen zu glauben, daß dann vielleicht jeder Stand bei seinen damals geäußerten Meinungen festgehalten werden solle, was für sie, da seitdem so viele andere auf ihre Seite getreten, ein offenbarer Nachteil gewesen wäre: auf ihren Antrag wurde beschlossen, daß ihre Konfession und deren Apologie bei dem neuen Gespräche zugrunde gelegt werden solle. Man bestimmte diesmal alles so genau wie möglich, den Termin, der nach Verlauf von zehn Wochen festgesetzt ward, sowie die Teilnehmer. Der Hauptunterschied in den Ständen lag noch immer in dem Gegensatze der Majorität, welche die Abschiede von 1529 und 1530 angenommen, und der Minorität, welche dieselben zurückgewiesen. Der König ernannte sogleich diejenigen elf Mitglieder der Majorität, welche ihre Gelehrten zu dem Gespräche herbeisenden sollten. Den Protestanten blieb es überlassen, sich über eine gleiche Anzahl untereinander zu verständigen. Auf geistliche oder weltliche Würde nahm man dabei, wie sich von selbst versteht, keine Rücksicht.

Seit dem Anfang der reformatorischen Bewegung war es der allgemeine Wunsch gewesen, die religiösen

Streitigkeiten innerhalb der Nation zu beseitigen. Wir erinnern uns, daß der Beschluß hiezu schon im Jahre 1524 gefaßt war. Daß er rückgängig wurde, darin lag der nächste Anlaß zu dem Zerwürfnis der Nation und zu den Provinzialeinrichtungen, welche einzelne Stände unternahmen. Aber diese waren so rasch und großartig fortgeschritten, daß man nun, obwohl unter sehr veränderten Umständen, auf einem ganz anderen Standpunkte, doch jenen Gedanken notgedrungen wieder ergriff.

Für sich selbst hatte er damals die größte Aussicht. Selbst unter den Bischöfen, die mit den Fürsten des katholischen Bundes nicht eben einverstanden waren, weil sie sich von ihnen ebenfalls bedroht sahen, hatte sich die Meinung gebildet, daß man in einigen der wichtigsten kontroversen Punkte nachgeben, daß man namentlich den Laien den Kelch und die Priesterehe bewilligen und den Gottesdienst in deutscher Sprache gestatten müsse. Auch die Bestimmungen über die Fasten und die Bilder in den Kirchen schienen ihnen zu den Dingen zu gehören, an welchen nicht unbedingt festgehalten zu werden brauche. Der Nuntius Morone erwartete, man werde sich über einige dieser Punkte verständigen, die anderen auf ein Konzilium verweisen; ein solches aber werde gar nicht zustande kommen; man werde überhaupt den Protestanten Konzessionen machen, ohne in den wesentlichen Streitpunkten das Mindeste bei ihnen auszurichten. Am tiefsten kränkte ihn, daß man auf die päpstliche Autori=

tät so gar wenig Gewicht legte; selbst bei den Bischöfen zeigte sich die Neigung, sich vom Gehorsam gegen den römischen Stuhl freizumachen. Er meinte nichts anderes vorauszusehen, als daß auf diesem Wege Deutschland in kurzem vollkommen lutherisch sein werde. Besorgnisse, die vielleicht zu weit gingen, aber die Bedeutung dieses Aussöhnungsversuches in helles Licht stellen.

Gespräch zu Worms.

Im November des Jahres 1540 kamen die Abgeordneten der verschiedenen Stände in Worms zusammen. Die Protestanten hegten die Hoffnung, in einem freien Gespräche die Oberhand zu behalten und ihren Meinungen im Reiche weitere Bahn zu eröffnen. Schon im voraus zeigten ihnen die beiden Abgeordneten des Kaisers, welche unmittelbar von dessen Hoflager anlangten, Naves und Granvella, Gunst und Geneigtheit. Der erste versicherte, von der Herstellung der geistlichen Güter solle diesmal nicht die Rede sein; er gab zu, daß man erst untersuchen müsse, welche Partei dieselben ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß verwende, und ergoß sich in Ausrufungen gegen das Kammergericht, von dessen Händeln der Kaiser nichts wisse. Granvella, der etwas später eintraf, hob den Gedanken einer Reformation der alten Kirche hervor und empfahl die Vereinigung auch aus dem Grunde, weil die Spaltung ja doch nur dem Papste nützlich sei. Der päpstliche Nuntius genoß sein Ver-

trauen mit nichten. Unter anderem legte ihm dieser einst ein angeblich von den Protestanten ausgegangenes, sehr anzügliches Aktenstück vor. Granvella erklärte es für unecht; ja, er gab zu verstehen, es möge wohl römischerseits erdichtet sein.

Auch in den Mitgliedern der alten Majorität zeigte sich eine wesentliche Sinnesänderung.

Im Laufe des Sommers hatte der Kurfürst von Sachsen die mächtigeren geistlichen Fürsten, die Bischöfe von Köln, Trier, Salzburg, Würzburg, Bamberg, Augsburg, in eigenen Anschreiben ersucht, die Dinge zu einem beharrlichen Frieden zu fördern; sie hatten ihm im ganzen sehr befriedigende Antworten gegeben. Der päpstliche Nuntius findet die Bischöfe feigherzig; aller Mut sei ihnen gefallen, seitdem die Ankunft des Kaisers in den diesseitigen Ländern ihnen so wenig Vorteil gebracht habe.

Die Hauptsache aber war, daß in denen, die zu dem Gespräch besonders abgeordnet waren, die Erfolge der in den letzten Jahren geschehenen Umwandlung sich hervortaten. Der römische König hatte die fünf Kurfürsten außer Sachsen, drei geistliche Fürsten, Magdeburg, Salzburg und Straßburg, und drei weltliche, die beiden Herzöge von Bayern und den Herzog von Kleve, als diejenigen bezeichnet, welche die elf Stimmen der Majorität im Gespräche führen sollten; unter diesen waren nun aber drei, die Abgeordneten der Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg und des Herzogs von Kleve, entweder sehr zweifelhafter

Gesinnung oder den Prinzipien der Neuerung entschieden zugetan.

Während sonst die Repräsentanten des Papsttums einverstanden, die des Protestantismus entzweit gewesen waren, trat jetzt der umgekehrte Fall ein: jene waren entzweit, diese einmütig.

Nur vergebens versuchten die Gegner die alte Streitigkeit über das Abendmahl wieder rege zu machen. Die Wittenberger Korkordie zeigte sich vollkommen genügend. Johann Kalvin, der in diesen Jahren in Straßburg lebte, war der Bevollmächtigte einer niederdeutschen Stadt, Lüneburg. Zwischen ihm und Melanchthon bildete sich hier ein inniges Vertrauen. Einer der vornehmsten Gedanken, mit welchen die Protestanten auftraten, war, daß sie mit nichten Abtrünnige seien, daß vielmehr eben ihrerseits an der Übereinstimmung der katholischen Kirche, nicht allein in bezug auf die prophetischen und apostolischen Schriften, sondern auch auf die alten Synoden, festgehalten werde; sie wollten nicht anerkennen, daß der Titel „Katholische“ den Gegnern zukomme: in der Disputation werde sich schon zeigen, welcher von beiden Teilen in der Gemeinschaft der wahren alten Kirche verharre.

In der Tat, wenn das angeordnete Gespräch Fortgang hatte, wenn dann die Stimmen der hier Erschienenen gesammelt wurden, so ließ sich nichts anderes erwarten, als daß die Mehrheit sich im Sinne der Neuerung erklären würde. Das protestantische

Prinzip hätte den glänzendsten Sieg in einer im Namen von Kaiser und Reich berufenen Versammlung erfochten. Es wäre dahin gekommen, wohin im Jahre 1524 und bei den Beratungen des Ausschusses der Acht in Speier im Jahre 1526 die Absicht ging; die Versammlung erschien den Fremden als das Nationalkonzilium, von dem sonst so oft und viel die Rede gewesen war. Auch solche, die nicht sehr eifrig zu dem römischen Stuhle hielten, verwarfen es, wie viel mehr aber dessen Anhänger und Bevollmächtigte!

Wohl hatten die Protestanten am Ende doch die Zulassung eines päpstlichen Nuntius dem Kaiser anheimgestellt, der sie dann, wie nicht anders zu erwarten war, aussprach; der römische Hof hatte den Antrag angenommen, wenngleich nicht ohne viel Skrupel.

Der Papst leitete die Mission, die er dem Bischof von Feltre auftrug, mit den auffallenden Worten ein, er setze damit alle äußere Ehre hintan, gleichwie Christus die Schwachheiten des menschlichen Fleisches angenommen, um die Welt zu erlösen. Denn er mißbillige nicht allein, sondern verabscheue Versammlungen, in denen über die Religion disputiert werde; dies geschehe nur, weil der Kaiser es wünsche, um so mehr rechne man darauf, daß derselbe den apostolischen Stuhl schützen werde.

Noch zur rechten Zeit erschien der Bischof von Feltre, um der Eröffnung der Versammlung (25. November 1540) beiwohnen zu können; erst etwas später

(8. Dezember) hielt er, obgleich auch dann nicht ohne mannigfaltige Bedenken, eine Anmahnung an die Versammlung. Leicht hätte dies die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen können. Die Protestanten wollten ihm antworten, ohne Zweifel in dem Sinne, in welchem Melanchthon seine Antwort abgefaßt hatte, daß man nämlich den römischen Stuhl in dieser Sache nur als Partei betrachten und sich seinem Urteil oder seiner Leitung des Gespräches nicht unterwerfen könne; es würde eine förmliche Protestation gewesen sein. Granvella hatte versprochen, es nicht dazu kommen zu lassen; aber der Nuntius mußte erleben, daß ihm im Namen der gesamten Versammlung eine Antwort gegeben ward, in welcher man des Papstes selbst mit keinem Worte gedachte.

„Unerhört," ruft Morone aus, „gleich als ob der Papst der Türke sei, oder der Antichrist, wie sie sagen"!

Morone war Nuntius bei König Ferdinand, den er auch nach Worms begleitete. Er war nicht für diese Versammlung instruiert, aber für ähnliche im allgemeinen beauftragt. Auf das dringendste war ihm eingeschärft, die Autorität des römischen Stuhles aufrechtzuerhalten, der allein das Recht habe, an den bestehenden Satzungen etwas abzuändern; er möge sich lieber entfernen, als eine Schmälerung dieser Autorität zugestehen. — Morone war viel zu fein, um dies Äußerste nicht zu vermeiden.

Auch jetzt, wie vor 16 Jahren, fand der römische Hof Verbündete in den deutschen Ständen. Ich weiß

nicht, ob es wahr ist, was man in Worms behauptete, zwischen dem römischen Stuhl und den Herzögen von Bayern seien neue „wunderbare Verträge“ über die Bistümer geschlossen worden; aber noch immer hielten die Herzöge die damals ergriffene Partei. Auch der mainzische Abgeordnete, Doktor Braun, der als ein Unterarbeiter des Matthias Held bezeichnet wird, stand in dem engsten Vertrauen des Nuntius.

Im Besitz dieses Einflusses faßte Morone den Plan, nicht etwa das Gespräch zu leiten, wozu derselbe nicht hingereicht haben würde, sondern vielmehr (wir können darüber mit vollkommener Sicherheit reden, da seine Briefe vor uns liegen), es gar nicht zustande kommen zu lassen.

Nehmen wir die Mittel wahr, welche er dazu ergriff!

Zunächst schlug er vor, statt des Gespräches einen Schriftwechsel einzuleiten, wobei er die Stelle eines alten Kanonisten herbeizog, nach welchem es auch ein schriftliches Gespräch geben könne. Und damit nicht auch hiebei verdrießliche Meinungsverschiedenheiten zum Vorschein kommen möchten, trug er auf eine vorläufige Verständigung der Abgeordneten der Majorität innerhalb ihres eigenen Kreises an. Der ganze Erfolg des vermeinten Gespräches würde dann gewesen sein, daß wieder ein paar evangelische und ein paar katholische Streitschriften gewechselt worden wären; nichts weiter. Unverweilt ließ Morone eine Kommission, in welcher der Karmeliter Billik und Dr. Johann Eck saßen, an einer neuen Widerlegung der Augsburgischen

Konfession arbeiten, und bald brachte Eck über die ersten Artikel eine Formel zustande, von der er wohl sagte, eine bessere werde man in beiden Indien nicht ausfindig machen.

Damit aber drang der Nuntius doch nicht durch. Brandenburg, Pfalz und Kleve verwarfen nicht allein das ihnen mitgeteilte Gutachten, sondern sie widersprachen, sowie die Protestanten, dem ganzen Verfahren. Endlich erklärte auch Granvella, er sei beauftragt, ein Gespräch zu veranstalten, und könne dies nicht von einem Schriftwechsel, sondern nur von mündlichen Konferenzen verstehen. „Ich war ganz erschüttert," sagt Morone, „da ich sah, daß es nun doch zu einem öffentlichen freien Gespräche, einem Abgeben der Stimmen kommen solle".

Eben dies, eine eigentliche Abstimmung der Bevollmächtigten zu vermeiden, ward nun die Hauptaufgabe; denn die elf Protestanten waren einig; aber von den elf Katholischen waren drei offenbar protestantisch gesinnt und auch die übrigen acht keineswegs sicher. Man hätte nichts anderes als eine protestantische Mehrheit erwarten dürfen. Granvella ward aufmerksam gemacht, daß es um die katholische Sache geschehen sei, wenn in dieser Form abgestimmt werde.

Dessen Vorschlag ging jetzt dahin, daß für jeden Teil nur ein Theolog sprechen solle, jedoch mit dem Vorbehalt für die anderen, später ihre Meinung ebenfalls zu sagen. Eine Form, die der Absicht einer freien Konferenz eben auch nur sehr unvollkommen ent-

spricht. Aber Morone erklärte, er werde auch das nicht zugeben; etwas hinzuzufügen könne nur dann erlaubt werden, wenn die Mehrheit jeder Partei es notwendig finde. Um keinen Preis wollte er die innerhalb der bisherigen Majorität eingetretene Spaltung hervortreten lassen. Es kam hierüber zwischen Granvella und Morone eines Tages zu einem ziemlich heftigen Wortwechsel. Granvella warf dem Nuntius vor, er suche nur das Gespräch überhaupt zu verhindern; Morone antwortete mit einer feierlichen Protestation, daß Granvella all das Unglück, das bei der vorgeschlagenen Form zu erwarten sei, auf seinen Kopf nehmen müsse. Erinnern wir uns, daß der Nuntius doch die höchste kirchliche Autorität darstellte, so begreifen wir wohl, daß Granvella Bedenken trug, mit ihm zu brechen; er bequemte sich zu der Auskunft, daß nur die Mitglieder der Mehrheit jedes Teiles das Recht haben sollten, dem von den beiden Hauptkolloquenten Gesagten etwas hinzuzufügen; sollte jemand von der Minderheit etwas einwenden wollen, der möge sein Gutachten bei den Präsidenten und dem kaiserlichen Orator schriftlich eingeben.

Hiedurch wurden jene drei, dem Protestantismus zuneigenden Stimmen vollkommen wirkungslos gemacht; denn innerhalb der Katholischen blieben sie in der Minderheit, so daß sie nicht zu Worte kommen konnten.

Ein widerwärtiger Anblick: dieses Streitigmachen jedes Schrittes, dieses Hadern um die Form, um nur

nicht zur Sache zu kommen! Die Protestanten ließen sich am Ende den Vorschlag gefallen, nur damit es nicht scheine, als hätten sie Scheu vor einer neuen Erörterung. Die drei abweichenden Stimmen fügten sich, damit man doch endlich einmal zum Werke schreite und nicht so viel Zeit, Mühe und Kosten vergebens aufgewendet habe.

Morone war jedoch noch immer nicht ruhig. Aus seinen Briefen sehen wir, daß ihn die Besorgnis, es dürfte doch zuletzt zum Sammeln der Stimmen kommen, unaufhörlich verfolgte. Granvella gab ihm endlich einen Trost, der ihn zufriedenstellte. Er sagte, mit dem ersten Artikel werde es wenig auf sich haben: da werde Melanchthon hoffentlich unterliegen; sollte das nicht der Fall sein, so könne man die Versammlung jeden Augenblick auflösen; bei der Nähe des Kaisers stehe es nur bei ihm, sich von demselben schreiben zu lassen, was er selber wolle.

Damit erst waren die päpstlichen Bevollmächtigten zufrieden. Nunmehr, sagt einer derselben, sei man sicher, daß der katholischen Sache kein Nachteil und keine Gefahr aus dem Gespräch erwachsen werde.

Nur auf diese Weise, unter diesem Vorbehalt kam es zu einem Beginn des Gespräches am 14. Januar 1541 zwischen Melanchthon und Eck, die als die Hauptkollokutoren der beiden Parteien aufgestellt waren, zunächst über den Artikel von der Erbsünde. Die Protestanten können nicht genug rühmen, mit wie stattlichen Gründen göttlicher Schrift ohne allen Hinter=

gang in der reinsten Sprache ihr Melanchthon dem Widersacher begegnet sei; er verhalte sich zu demselben wie eine Nachtigall zu einem Raben. Dagegen gibt wenigstens der Bischof von Feltre seinem Eck, für den er ein sehr erwünschtes Geschenk — 150 Goldgulden — mitgebracht hatte, den Vorzug. Soviel wurde dann noch in einer nachträglichen Konferenz erreicht, daß man sich in diesem Artikel zu einer Formel vereinigte, welche beiden Teilen genehm war. Jedoch war man damit noch nicht einmal recht zustande gekommen, als ein Schreiben einlief, worin Granvella beauftragt wurde, ohne Zweifel auf seinen eigenen Antrag, angesichts dieses Abschied zu nehmen und die Parteien auf den in Regensburg bevorstehenden Reichstag zu laden.

Und so gelang es dem römischen Stuhle doch wirklich, den Versuch der Deutschen, für sich selbst eine Vereinbarung zu treffen, auch diesmal zu vereiteln, und zwar in der gefährlichsten Gestalt, in welcher derselbe überhaupt aufgetreten ist; die Nuntien nahmen nur darum an der Versammlung zu Worms teil, um die Erreichung dieser Absicht zu verhindern. Für die Kurie war es kein geringer Gewinn, daß sie sich einer Zusammensetzung von Abgeordneten entledigte, bei welcher sie in Gefahr geraten wäre, in der Minorität zu bleiben.

Dem Kaiser war der Verlauf durchaus nicht angenehm; denn darin lag ein Verzug der Vereinbarung, deren er um der politischen Verhältnisse

willen auf das dringendste bedurfte, einmal, um sich gegen die Osmanen der Hilfe des Reiches zu versichern, und sodann um den Franzosen alle Einwirkung auf die protestantischen Stände abzuschneiden, die ihm in der klevisch-geldrischen Angelegenheit höchst widerwärtig geworden wäre. Er fügte sich, weil auch er sein Wort für die Erhaltung der päpstlichen Autorität im allgemeinen verpfändet hatte; aber schon war ein Plan gefaßt, die Sache in Regensburg auf einer etwas veränderten Grundlage wiederaufzunehmen.

Religionsgespräch auf dem Reichstage zu Regensburg.

Am 23. Februar 1541 langte der Kaiser in Regensburg an, prunklos, wie er liebte, und mit geringem Gefolge; erst am 5. April waren Fürsten und Botschafter genug beisammen, um den Reichstag eröffnen zu können.

Die katholischen Stände versammelten sich in des Kaisers Wohnung; von da ritten sie nach der Domkirche, wo ein Hochamt gehalten, die Heilige-Geist-Messe in allem Pomp gelesen ward. Die protestantischen versammelten sich bei Philipp von Hessen und Wolfgang von Anhalt, von denen jeder eine Predigt halten ließ.

Von den verschiedenartigen Gottesverehrungen hinweg begaben sich beide Teile nach dem Rathause und

setzten sich nach ihrem Range zur Reichsversammlung nieder, um die kaiserliche Proposition zu vernehmen.

Der Ordnung nach wären Braunschweig und Hessen, die einander soeben in wilden Druckschriften angetastet und auch hier bereits ihre entgegengesetzten Beschwerden dem Kaiser eingereicht hatten, nebeneinander zu sitzen gekommen; der Kaiser trug Sorge, daß der Herzog von Savoyen, der damals dem Hofe folgte und sich wieder als Reichsfürst hielt, zwischen ihnen Platz nahm.

In einer Proposition erklärte der Kaiser den Zwiespalt über die Religion für den wichtigsten Gegenstand der Beratung. Er führte den Ständen zu Gemüte, wie heilsam die Herstellung eines einhelligen christlichen Verstandes sein würde, und erbot sich, einige friedliebende Männer zu ernennen, um sich über die streitigen Punkte zu besprechen.

Von den katholischen Fürsten zogen einige noch immer die Angemessenheit und Berechtigung eines Gesprächs in Zweifel; wenigstens wollten auch sie bei der Wahl der Kollokutoren zugezogen werden. Aber der Kaiser bestand auf seiner Forderung und setzte sie mit Hilfe der Protestanten, der Städte und der schwankend gewordenen Mitglieder der alten Majorität auch durch.

Er hatte eine Kombination im Sinne, vermöge deren er wirklich etwas auszurichten hoffen durfte. Aus den entgegengesetzten Parteien wußte er ver-

mittelnde Tendenzen und Persönlichkeiten zu Hilfe zu rufen.

Der tiefere Begriff von der Rechtfertigung hatte sich auch in Italien Freunde gewonnen. Eine Genossenschaft geistvoller und wohlgesinnter Männer hatte sich gebildet, die von diesem Grundsatz aus die Lehre zu regenerieren, die Starrheit des dominikanischen Systems zu brechen und zugleich eine Reform der kirchlichen Institute von innen her zu bewirken gedachte, ohne darum die Ordnung der Hierarchie aufzugeben. Eines der Oberhäupter dieser Gesinnung, in dessen Seele sie ursprünglich entstanden war, der Venezianer Gasparo Contarini, ward jetzt von Paul III. als Legat nach Deutschland geschickt.

Ich habe an einer anderen Stelle ausgeführt, wie viel sich von dieser Annäherung für eine innere Wiedergeburt der römischen Kirche erwarten ließ. Poole, ein Freund Contarinis, der anfangs von den Schritten des Kaisers so viel gefürchtet, knüpfte jetzt enthusiastische Hoffnungen daran. Er sah darin das wahre Heilmittel für alle Wunden der Christenheit.

Zu den Verhandlungen in Deutschland hat eigentlich Granvella die Initiative ergriffen. Er war darüber mit einigen vermittelnden Theologen der katholischen Partei einverstanden; von protestantischer Seite ließ sich der nämliche Theolog, dessen Bemühungen die Union der Evangelischen unter sich vornehmlich zu danken war, Martin Butzer, durch die Lage der Umstände und eine innerliche Hinneigung bewogen, her=

bei, auch zu einer Vermittelung zwischen Protestanten und Altgläubigen die Hand zu bieten. Von ein paar altgläubigen Theologen wurde ein Entwurf ausgearbeitet, den dann Butzer und Capito bei jener Zusammenkunft in Worms nach ihrem Sinne änderten. Auf der einen Seite hoffte man den kaiserlichen Beichtvater zu gewinnen, auf der anderen einige deutsche Fürsten, geistlichen wie weltlichen Standes.

Butzer traf es sehr gut, wenn er sich vor allen anderen Fürsten an Joachim II. von Brandenburg wandte, dessen Reformation auf verwandten Grundsätzen beruhte und der in einer Vergleichung der Hauptartikel der Lehre das Heil der Nation sah.

Joachim zögerte nicht, auf Butzers Wunsch den Entwurf dem Doktor Luther mitzuteilen. Luther, der darin den Begriff von der Justifikation in aller Reinheit ausgedrückt fand, erklärte wenigstens, die Schrift sei sehr gut gemeint, obwohl er an ihrer Ausführbarkeit zweifle. Das Letzte war auch die Ansicht Melanchthons, der die Worte darauf schrieb: „Republik des Plato". Joachim II. zeigte sich über diese Zweifel ein wenig verstimmt; doch ließ er sich dadurch nicht irren; er blieb dabei, daß ein Verständnis zu treffen die dringende Notwendigkeit sei. Er schrieb in dieser Angelegenheit an den Landgrafen Philipp von Hessen.

Von den Führern der Reformation in der Hauptsache gebilligt, von einigen der mächtigsten Reichsfürsten mit Beifall aufgenommen, kam die Schrift an Granvella zurück, der sie nun auch einigen Theo-

logen von der anderen Seite und hauptsächlich dem Legaten vorlegte. Sie ward von ihnen hie und da verändert; aber in der Hauptsache blieb sie dieselbe. Der Legat willigte ein, daß sie bei den Konferenzen zugrunde gelegt würde.

Die weitere Absicht des Kaisers und des Legaten ging vor allem dahin, Priesterehe und Laienkelch in Deutschland freizustellen. Contarini dachte später eine Konsulta aus verschiedenen Nationen zu veranstalten, um von ihr gleichsam im Namen der allgemeinen Kirche unterstützt zu werden.

Dagegen erklärten sich einige protestantische Fürsten geneigt, den Primat des Papstes unter gewissen Bedingungen anzuerkennen. Der Papst sollte als der Aufseher, nicht als der Oberherr und Gebieter der Kirche angesehen werden, namentlich die Bischöfe nicht ferner durch fesselnde Eidesleistungen verpflichten.

Im Reiche dachte man die Hierarchie zu behalten, aber den zur Verwaltung ihres Amtes untauglichen Bischöfen gelehrte Vikare, dem weltlichen Fürsten allemal einen Administrator der Geistlichkeit zur Seite zu setzen.

Zu dem allen hoffte man sich durch eine Vereinbarung über die höchsten Fragen, von denen alles abhing und über die, wie die Verhandlungen in bezug auf die Butzerische Schrift zeigten, schon ein wesentliches Verständnis obwaltete, den Weg zu bahnen.

Neben Eck und Melanchthon, die beinahe herkömmlich als die Vorfechter beider Parteien betrachtet

wurden, ernannte der Kaiser die gemäßigtsten Theologen, die er kannte, Gropper und Julius Pflug von der einen, Butzer und den hessischen Prediger Pistorius von der anderen Seite, zu Kollokutoren. Von vornherein wurde hiebei Sorge getragen, daß die päpstliche Partei nicht aufs neue zu befürchten brauchte, durch förmliche Abstimmung in Nachteil zu geraten. Unter den sechs Zeugen waren drei erklärte Protestanten, ein vierter, der pfälzische Vizekanzler, wenigstens zweifelhaft; zum Vorsitz berief Karl einen Fürsten der friedfertigsten Gesinnung, den Pfalzgrafen Friedrich, und den Vertrauten seiner Politik, Granvella. Den päpstlichen Legaten nahm er, was man anfangs erwartete, nicht unter dieselben auf. Doch war dessen Anwesenheit insofern von vieler Bedeutung, als er das zugrunde liegende Buch gebilligt hatte und mit der vermittelnden Richtung überhaupt einverstanden war. Die Verhandlungen von Regensburg unterscheiden sich insofern von den wormsischen auch dadurch, daß sie zwar vor allem auf eine Verständigung von Germanien zielten, aber zugleich für die katholische Welt überhaupt maßgebend werden konnten.

Unter diesen großen Aussichten begann noch einmal ein dialektisch-dogmatisches Gefecht, das an dieser Stelle, nachdem die gemäßigten Meinungen zu beiden Seiten so große Fortschritte gemacht und die höchste Gewalt im Reiche durch ihre eigensten Interessen mit denselben in Berührung gekommen war, eine neue, große Bedeutung hatte.

Man begann mit den spekulativen Fragen, deren Mittelpunkt in der Lehre von der Rechtfertigung liegt.

Merkwürdig, wie da die eigensten protestantischen Ideen so ganz entschieden das Übergewicht gewannen. Unter der Autorität eines päpstlichen Legaten wurden sie angenommen, ohne daß der römische Stuhl sie hätte verwerfen mögen. In der Lehre vom Urstande ist von keinem Unterschied der Ordnungen der Natur und der Gnade die Rede; es wird ausdrücklich eingeräumt, daß der Mensch durch den ersten Fall die Freiheit des Willens verloren habe; der Ursprung der Sünde wird fast mit den Worten der Konfession angegeben; die Erbsünde wird als wahre tödliche Sünde bezeichnet und sogar ein Satz, der in Leos X. Bulle verdammt worden, die Sündhaftigkeit nach der Taufe betreffend, mit geringer Abweichung wiederholt.

Nicht so ganz unbedingt war dies mit dem Artikel von der Rechtfertigung selbst der Fall. Die aufgestellte Formel genügte keinem der beiden Teile; eine andere, die Melanchthon in Vorschlag brachte, wollte doch den Katholiken nicht einleuchten; vielmehr traten diese mit einer dritten hervor, die man dem Legaten Contarini zuschrieb. Wenigstens haben wir eine in demselben Monat verfaßte Abhandlung von ihm, in welcher dieselben Ideen vorgetragen werden, die der Artikel enthält. Allerdings ward darin die Lehre, welche späterhin in der katholischen Kirche festgehalten worden ist, von der inhärierenden Gerechtigkeit, d. i. von der durch den Glauben an Christi Verdienst in

den Menschen gewirkten Tugend, ebenfalls behauptet; aber sie trat neben dem Dogma von der imputativen Gerechtigkeit, d. i. dem uns zugute kommenden Verdienste Christi, stark in Schatten. Eben hierin lag der unterscheidende Charakter der in Italien entwickelten Doktrin, die sich dem Protestantismus anschloß; man gebrauchte in Regensburg einige Ausdrücke, die den deutschen Theologen nicht geläufig waren; aber sie verkannten darum nicht, daß dies ihre eigene Lehre sei, die Lehre von dem lebendigen Glauben, der durch die Liebe tätig ist, aber die Rechtfertigung allein in dem Verdienste Christi sucht, die nämliche, mit der sie sich den Meinungen von dem Werte und der Notwendigkeit der guten kirchlichen Werke immer entgegengesetzt hatten. Mehr als einmal ward hier wiederholt, daß die Gnade umsonst gegeben werde, nicht um unserer Werke willen. War es nicht sogar besser, daß die Übereinstimmung nicht so ganz wörtlich ausfiel? Destoweniger konnte von einer bloßen Nachgiebigkeit die Rede sein; der protestantischen Überzeugung kam von einer anderen Seite eine, wenn nicht völlig gleiche, doch nahe verwandte entgegen, die nun auch auf die katholische Seite einen großen Einfluß ausüben mußte. Granvella ließ Eck nicht los, bis er seinen Namen unterzeichnet hatte. Die Freunde Contarinis drückten ihm ihre Hoffnung aus, daß auf diesem Wege Kirche und Religion zu ihrer Reinheit zurückgeführt werden würden.

Dazu gehörte jedoch, daß man sich von der ge-

wonnenen Grundlage aus auch über diejenigen Artikel verständigte, welche Verfassung und Ritus unmittelbar berührten.

Auch der nächste Artikel, von der Kirche, war in einem dem Protestantismus sich annähernden Sinne entworfen. Mit Unwillen bemerkte man in Rom, daß bei der Aufführung der Zeichen der wahren Kirche dasjenige fehle, was dort viele beinahe für das wesentlichste hielten, die Unterwürfigkeit derselben unter den Papst, daß ferner das Recht, die Schrift zu erklären, der Gesamtheit der Kirche, selbst mit dem Zusatz: keiner „einzelnen Person", womit man doch auf niemanden anders als auf den Papst deute, zugeschrieben werde. Aber auch die Protestanten fanden vieles zu tadeln. Sie wollten der Übereinstimmung der jedesmaligen Kirche und den Konzilien die bindende Gewalt nicht zuerkennen, welche der Entwurf ihnen zuschrieb: es sei wohl vorgekommen, daß der größte Teil der Kirche irregegangen, wie damals als der heilige Augustinus erweckt worden. Die Zeiten waren vorüber, in denen man dies schlechthin abzuleugnen gewagt hatte; die Gegner zogen sich jetzt auf den Satz zurück, daß Konzilien, die im heiligen Geiste versammelt worden, in den zum Heile notwendigen Dingen doch gewiß nicht irren würden. Die Protestanten wandten ein, leider trotze jedes Konzilium, wenn es auch in einem ganz anderen als dem heiligen Geiste versammelt sei, auf jene Verheißung: wer wolle darüber entscheiden? Doch konnten sie die Behaup-

tung selbst in dieser Idealität und Allgemeinheit nicht verwerfen. Nur war davon noch ein weiter Schritt bis zur Anwendung. Zufrieden, daß doch kein absoluter Gegensatz bestand, obwohl man sich auch freilich nicht hatte vereinigen können, beschloß man, fürs erste hier innezuhalten und zu einem anderen Gegenstand fortzuschreiten.

An der Reihe war der Artikel von der Eucharistie. Die Verschiedenheit des Ritus schien jetzt nach den Äußerungen des Legaten kein unübersteigliches Hindernis zu bilden. Über den Begriff hatte man sich im Jahre 1530 ohne viele Mühe verständigt; wie damals die Konfession, so drückte sich auch jetzt der Entwurf sehr gemäßigt aus, indem er nur von der realen Gegenwart sprach. Allein damit waren diejenigen nicht zufrieden gewesen, die den Entwurf revidiert hatten: eine fremde Hand hatte das Wort Transsubstantiation an den Rand geschrieben. Denn allerdings nicht auf dem Begriffe der Gegenwart, sondern dem der Verwandlung beruhen die Zeremonien, welche die Andacht der Gläubigen beherrschen, die Kirchen, die Städte mit devotem Prunk erfüllen. Die Protestanten bemerkten vergebens, wie neu diese Lehre sei; den katholischen Kollokutoren war es genug, daß sie von einem römischen Konzilium gebilligt worden; auch der Legat hielt mit einer Hartnäckigkeit darüber, die man sonst nicht an ihm kannte. Im Gefühl der hohen Bedeutung des Momentes veranstalteten die Protestanten noch einmal eine Zusammenkunft aller

ihrer Botschafter und Prädikanten. Es war eine jener Versammlungen, von denen Kalvin sagt, es bedürfe darin starker Seelen, welche andere stärken; der Festigkeit der Überzeugung muß sich der politische Mut zugesellen, sie in dem entscheidenden Momente zu bekennen. Sie waren alle dazu entschlossen; sie erklärten, der aufgestellte Begriff sei weder mit dem Worte Gottes zu vereinigen, noch mit der Natur der Sakramente, und stellten eine Gegenfassung auf, in welcher sie die Transsubstantiation in aller Form verwarfen. Man kannte sie hinreichend, um sich hierauf keinerlei Nachgiebigkeit von ihrer Seite zu versprechen. Eher versuchte Granvella noch einmal bei Contarini sein Glück. Aber schon fühlte dieser sich von Verdacht und Übelwollen umgeben. Er erklärte, Glaubenssätze so wichtiger Art, die Jahrhunderte gegolten, dürfe und werde er nicht in Zweifel ziehen lassen.

Und so war man doch auch diesmal auf dem eingeschlagenen Wege auf ganz unübersteigliche Hindernisse gestoßen, nicht in den tieferen Grundlehren der Dogmatik, die das Verhältnis Gottes zu den Menschen betreffen, auch nicht eigentlich in der Lehre über die Kirche, über welche man wenigstens bis auf einen gewissen Punkt einverstanden war; der Grund der Entzweiung lag vielmehr in den scholastischen Vorstellungen, welche während der hierarchischen Jahrhunderte geltend geworden waren. Diese und die Dienste, die sich daran knüpften, wollte man auf der einen Seite als allgemein gültig und göttlich fest-

halten; auf der anderen war es eben das Prinzip, sich davon loszureißen.

An eine weitere Vereinigung war nicht zu denken, solange ein Abgeordneter der römischen Kurie, die von dem Herkömmlichen nicht ablassen wollte, daran teilnahm.

Doch war das Werk noch nicht geradezu gescheitert. Über einige der wichtigsten Lehren hatte man sich in der Tat verglichen, und es leuchtete ein, daß, wenn man daran festhielt, ein so vollkommener Gegensatz wie früher nicht mehr eintreten konnte. Die Absicht erhob sich, die entgegengesetzten Meinungen an einander zu dulden, bis man auch darüber künftig einmal eine Vereinbarung treffe. Besonders Joachim II. lebte und webte in dieser Hoffnung. Im kaiserlichen Rate vernahm man das Wort Toleranz.

Der Kaiser beschloß, die Akten des Gespräches, obwohl es nicht zu dem gewünschten Ergebnis geführt, den Reichsständen vorzulegen, mit dem Begehren, die verglichenen Punkte wenigstens bis auf das nächste Konzilium zu halten.

Beratung der Reichsstände.

Es hatte anfangs den Anschein, als würde der Kaiser, nachdem so vieles andere aufgegeben war, doch wenigstens hiemit durchdringen.

In dem Kurfürstenrate, über dessen Verhandlungen wir durch ein brandenburgisches Protokoll unterrichtet sind, ward die Sache am 14. Juli vorgenommen.

Die erste Stimme nun, die von Trier, war dagegen. Trier schlug vor, alle Artikel, verglichene und unverglichene, dem Konzilium anheimzustellen.

Ganz anders ließen sich jedoch die Räte von Köln vernehmen: sie meinten, man würde wohl in dem großen Vorhaben weiter gekommen sein, wenn nur nicht das Wort Transsubstantiation, das in die Schulen gehöre, hätte behauptet werden sollen. Auf jeden Fall müsse man die verglichenen Artikel, die von allem Irrtum frei seien, festhalten; das werde „großen Unrat für die künftigen Zeiten verhüten".

Vollkommen derselben Meinung war Pfalz: nicht allein die verglichenen Artikel müsse man halten, sondern auch auf eine Vergleichung der übrigen denken. Zugleich brachte diese Stimme die kammergerichtlichen Urteile in Anregung: der Kaiser solle doch endlich erklären, was Religionssache sei und was nicht.

Und noch weiter ging Kurfürst Joachim von Brandenburg. Die Beobachtung der verglichenen Artikel fand er schon darum unerläßlich, damit doch etwas geschehen sei: welch ein Geschrei würde sich erheben, wenn man ein mit so vieler Mühe erlangtes Ergebnis nicht einmal anwenden wolle! Überdies aber müsse auch der Genuß des Sakramentes in beiderlei Gestalt vergönnt werden; der jetzige Legat werde hoffentlich nichts dagegen haben. Joachim fügte hinzu, daß man wohl auch daran denken solle, die päpstlichen Annaten innezubehalten, um sie zu dem bevorstehenden Türkenkriege zu verwenden.

Hierauf machte es so viel nicht aus, daß Mainz dem zu Worms ergriffenen System getreu blieb und sich der Stimme von Trier anschloß. Köln, Pfalz und Brandenburg bildeten bei der Abwesenheit von Sachsen die Mehrheit; und in der Tat wurde im Namen des Kollegiums das Gutachten abgegeben, es möge bei den verglichenen Artikeln sein Verbleiben haben bis zu einem freien Konzilium oder einer Nationalversammlung.

Damit stimmten nun auch die Städte überein: sie erboten sich, die verglichenen Artikel anzunehmen, wenn der Kaiser es wünsche; sie wiederholten, was Brandenburg gesagt, daß dies zur Beruhigung der aufgebrachten Gemüter trefflich dienen werde.

In dem Rate der Protestanten hatten zwar die Theologen mancherlei einzuwenden, da sie doch in den verglichenen Artikeln nicht ihre volle Ansicht wiederfanden. Martin Luther, an den eine eigene Gesandtschaft abgeordnet worden war, an deren Spitze ein paar Fürsten des Reiches, seine Nachbarn, Georg und Johann von Anhalt, standen, hatte sich von der Meinung, daß hinter allen diesen Anschlägen Trug und Verrat lauere, nicht losmachen können. Eine im ersten Augenblick nicht ungünstige Ansicht der Sache — denn auch er sah wohl, daß die Annahme und Predigt der verglichenen Artikel viele andere Meinungen seiner Gegner zuschanden machen werde — ward ihm später, da er den Dingen und Personen zu

fern stand, wieder verdunkelt. Das hinderte aber die Gesandten und Räte der protestantischen Stände nicht, in einer amtlichen Eingabe am 14. Juli die Annahme der verglichenen Artikel zu empfehlen, wie sie sich ausdrücken, „zu einem guten, christlichen Anfang der Concordia"; möchte man nur dagegen den augsburgischen Abschied aufheben, der zur Eintracht nicht tauge.

Hans Hofmann versichert, daß auch sein Herr, König Ferdinand, diese Annahme wünsche.

Die Sache würde entschieden gewesen sein, hätte noch das alte Reichsherkommen gegolten, nach welchem der Fürstenrat den Ansichten der Kurfürsten beizutreten pflegte. Allein schon seit einiger Zeit war dies nicht mehr der Fall; eben wegen der Mäßigung, welche die Kurfürsten zu zeigen anfingen, zogen sich die Fürsten von ihnen zurück. Durch die große Zahl geistlicher Mitglieder und den Eifer von Bayern, das sie alle zusammenhielt, ward hier eine kompakte, päpstlich gesinnte Mehrheit gebildet. Die Herzöge von Bayern wollten es nicht auf sich kommen lassen, Unrecht getan zu haben; sie erklärten dem Kaiser unverhohlen, es sei ihnen schon darum unmöglich, nachzugeben, weil sie sich dann der Nachrede aussetzen würden, als hätten sie mit Unrecht Strafen verhängt. In der Tat, die schlimmste Folge eines begangenen Irrtums, wenn die Konsequenz daran festzuhalten nötigt. Überdies aber fehlte es nicht an Einwirkungen von Rom und von Frankreich. Längst schon

zeigte der römische Hof über den Gang der Dinge an dem Reichstage Besorgnis. Franz I. hatte zwei Gesandte in Regensburg, von denen einer sich mehr an die Protestanten, der andere aber an die Katholiken und unter diesen an Bayern hielt. Der Papst, der König und die deutschen Fürsten fürchteten, eine Vereinigung von Deutschland werde den Kaiser stärker machen als gut sei. Hiedurch nicht veranlaßt — denn seine Meinung war unzweifelhaft —, aber doch bestärkt, forderte Herzog Wilhelm im Fürstenrate wiederholte Verkündigung des Abschiedes von Augsburg und den einfachen Befehl, denselben zu beobachten; übrigens sei ein Konzilium das einzige geeignete Mittel, Ketzereien zu entwurzeln und die Einigkeit der Religion herzustellen. Er legte ein Gutachten seines Theologen Johann Eck vor, worin die verglichenen Artikel in aller Form verworfen und die beiden anderen katholischen Kollokutoren beinahe des Abfalls beschuldigt wurden. Es versteht sich nun, daß diese Erklärung den größten Eindruck bei den Fürsten machte. Was konnte gegen Bayern die Stimme von Pfalz-Neuburg oder Konstanz, oder der Abt von Kempten ausrichten, die sich gemäßigt vernehmen ließen? Der Fürstenrat setzte sein Gutachten auf, worin die Annahme der verglichenen Artikel auf das entschiedenste abgelehnt wurde. Herzog Wilhelm machte einen Versuch, die Kurfürsten, denen er nicht hatte beitreten wollen, vielmehr zu seiner Meinung herüberzuziehen; da es ihm damit nicht gelang,

wurden zwei ganz entgegengesetzte Gutachten dem Kaiser eingereicht.

Und hätte nun der Kaiser nicht doch es wagen können, da er eine nicht unbedeutende Partei für sich hatte, dem Fürstenrat entgegenzutreten und an den verglichenen Artikeln festzuhalten?

Er hätte sich in eine offenbare Gefahr gestürzt.

Schon beklagten sich die Prälaten, daß von der Herstellung der ihnen entrissenen Güter und Rechte gar nicht mehr die Rede sei, — daß der Kaiser die Kolloquenten einseitig gewählt habe, den Protestanten sich zuneige, gleich als wolle er noch ganz zu ihnen treten; — der Kurfürst von Mainz soll gesagt haben, die Katholischen seien ohne Schutz; sie würden sich einen anderen Kaiser suchen müssen.

Die Hoffnung und Absicht des Kaisers war gewesen, an dem vereinigten Deutschland eine Stütze gegen den Papst zu finden. Nicht selten sagte Granvella, der Kaiser sei zurzeit zu schwach, um sich des Papstes zu begeben; man müsse ihm in dieser Beziehung entgegenkommen, einmütig in ihn dringen. Ein Reichstagsbeschluß in diesem Sinne hätte auch die einheimischen Gegner in Zaum gehalten. Da nun aber ein solcher nicht erfolgt war, so würde jede Abweichung von dem gewohnten Wege nicht anders als willkürlich erschienen sein und den katholischen Fürsten im Reiche eine Art Recht gegen ihn gegeben, sie und den Papst zu offenbarer Feindschaft gebracht haben.

An der sich wieder aufhebenden Wechselseitigkeit

dieser Bedingungen scheiterte überhaupt das ganze Unternehmen der Aussöhnung. Von einer Gesandtschaft des Kaisers ging es aus, der gar kein Hehl hatte, daß er mit dem Papst unzufrieden sei; — wollte er es aber ins Werk setzen, so wußte er sich doch nicht stark genug, um sich des Papstes ganz zu entschlagen; er selber rief ihn herbei —; aber dadurch bewirkte er wieder, daß der Papst Gelegenheit bekam, das ganze Vorhaben, das ihm ohnehin ein Greuel war, rückgängig zu machen.

Viel zu tief hatte diese Gewalt in Deutschland Wurzel geschlagen, als daß ihr ohne den entschlossensten Gegensatz etwas abgewonnen werden konnte.

Statt sich, wie beabsichtigt worden, untereinander allein zu verständigen, befragten die deutschen Stände abermals den Legaten. Dem aber waren indes von Rom aus die entschiedensten Weisungen, eigentlich Zurechtweisungen, zugegangen. Der Hof murre, sagte ihm der Papst, über jenen Artikel von der Rechtfertigung; er möge ja nichts genehmigen, was eine Zweideutigkeit in sich schließe: — von einer Toleranz abweichender Lehren könnte nicht die Rede sein; denn dadurch würde die Reinheit des Glaubens befleckt werden. Paul III., der in Sachen des Konziliums anfangs ziemlich lau gewesen war, kam jetzt mit Eifer darauf zurück. Auch Franz I., durch die Pazifikationserfolge in seiner Politik beirrt, war jetzt für das Konzilium; nur hätte er es in Frankreich zu haben gewünscht. Dem Kaiser sagte der Papst, nur auf dessen

lebhaftesten Wunsch habe er die Religionsgespräche zugegeben; aber da sich dies Verfahren nicht allein unnütz, sondern gefährlich zeige, so komme er auf das Konzilium zurück, den gewohnten Weg der Christenheit, Irrtümer dieser Art zu heben; er habe sich immerhin vorbehalten, die Suspension zurückzunehmen. Der Kaiser möge ihm gestatten, dieses Fahrzeug nun auch einmal selbst zu lenken, wie ihm zukomme.

Da konnte denn der Legat keinen Schritt weiter abweichen; nach einigen dunklen und zweifelhaften Antworten gab der Kaiser eine ganz entschiedene, und diese nahmen sie an. In dem Abschiede ward festgesetzt, daß die Verhandlungen der Kollokutoren auf ein Konzilium zu verweisen seien.

Hiemit war der Gedanke, eine Vereinigung der Nation auf den Grund einer religiösen Aussöhnung zustande zu bringen, vollkommen aufgegeben; die beiden Parteien traten einander so schroff entgegen wie jemals; der Kaiser hatte wieder mit beiden zu unterhandeln.

Hauptsächlich deshalb hatte er den eifrig Katholischen den erwähnten Punkt des Abschiedes zugestanden, um alle Einwirkung auswärtiger Feinde abzuschneiden. Erneuerte sich ihm aber nicht damit die Gefahr, daß sich die Protestanten ihm entgegensetzen

und sich, wie der Herzog von Kleve während des Reichstages wirklich tat, ihrerseits an Frankreich anschließen würden?

In dem Abschiede wurden sie an sich etwas milder behandelt als bisher. Der Friede von 1532 ward darin anerkannt und erstreckt (so lange hatte sich das verzögert; die Majorität gab es erst zu, als wenig mehr daran gelegen war); die Prozesse und Achten, von denen es streitig war, ob sie in diesen Friedensstand gehörten, wurden suspendiert. Aber die Protestanten waren damit bei weitem nicht zufriedengestellt. Daß die Verdammung, die im Jahre 1521 über sie ergangen und 1530 wiederholt worden, noch immer auf ihnen lasten, die allgemeine Norm des Kammergerichts ausmachen sollte, kam ihnen nachgerade unerträglich vor. Sie forderten vielmehr beständigen Frieden und gleichmäßiges Recht. Was die geistlichen Güter anlangt, so machte Kurfürst Joachim den Vorschlag, von Reichs wegen jedem Fürsten zu überlassen, in seiner Landschaft damit so zu verfahren, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät verantworten könne, eine Fassung, welche dem Abschiede von 1526 und der Protestation von 1529 den gesetzlichen Sieg verschafft haben würde. Noch immer meinte er eine Freistellung von Priesterehe und beiderlei Gestalt durchsetzen zu können; nach seinen Worten sollte es scheinen — wenn er nicht etwa das, was er wünschenswert fand, allzu rasch für wahrscheinlich gehalten hat —, als seien, wie der Kaiser,

so auch die alten Gegner, Mainz und Trier, zu dieser Konzession geneigt gewesen.

Davon zeigte sich jedoch keine Wirkung noch Spur, als es zu den definitiven Verhandlungen kam. Als sich die alte Majorität noch einmal beisammen sah, ließ sie sich nichts mehr abgewinnen. Am 28. Juli erschienen die Stände von beiderlei Bekenntnis in der kaiserlichen Wohnung. Der Kaiser ging immer von einem Teile zum andern, um eine weitere Annäherung zwischen ihnen zu vermitteln; aber all sein Bemühen scheiterte.

Wollte er die Protestanten nicht doch noch zuletzt auf die Seite seiner Gegner treiben, so blieb ihm nichts übrig, als sie durch besondere Zugeständnisse sicherzustellen, deren rechtliche Bedeutung freilich der eines Reichsabschiedes nicht gleichkam, die aber ihn wenigstens selbst verpflichteten und, insofern er das Reichsoberhaupt war, doch auch eine allgemeine Wirkung haben mußten.

Er gab ihnen eine Deklaration, die einige der wichtigsten Punkte auf sehr erwünschte Weise erledigte.

Vor allem zeigte er sich darin geneigt, gleichmäßiges Recht zu gewähren; er sprach aus, daß der Abschied von Augsburg, auf welchen die Beisitzer des Kammergerichts verpflichtet waren, soviel die Religion anlange, für dieselben nicht mehr statthaben solle; die Augsburgische Konfession solle in Zukunft kein Grund

sein, um jemanden zurückzuweisen, der zu dem Gericht präsentiert werde; auch bei der Visitation solle die Religion keinen Unterschied machen.

Und in demselben Sinne erklärte er sich über die geistlichen Güter. Wenn der Abschied bestimmte, daß kein Geistlicher seiner Renten entsetzt werden solle, so verordnete die Deklaration, daß dies auch von den protestantischen gelten müsse, obwohl die Gegner diese bisher noch gar nicht als Geistliche hatten anerkennen wollen. Und noch eine andere Konzession von weitester Aussicht fügte er hinzu. Indem er aufs neue verbot, Klöster und Stifte zu zerstören, erlaubte er doch, sie zu christlicher Reformation anzuhalten. In der Tat streift dies an jene Absichten Joachims II.; man hat behauptet, die Deklaration sei zuerst in der brandenburgischen Kanzlei entworfen worden.

Auch in Hinsicht der Lehre bequemte sich der Kaiser, den Protestanten bis zum Konzilium, welches überhaupt als der Termin aller dieser Zugeständnisse betrachtet wird, nicht weiter Maß zu geben. Die Majorität, welche die verglichenen Artikel selbst zurückgewiesen, hatte doch die Protestanten darauf verpflichten wollen. Der Kaiser genehmigte, daß die den Artikeln beigefügten Erläuterungen der Theologen damit nicht ausgeschlossen sein sollten.

So entschieden ward die Vergleichung aufgegeben. Auf der einen Seite behielten die hierarchischen Ideen ohne alle Modifikation den Platz; auf der anderen wurden Bemerkungen anerkannt, durch welche sich die

Protestanten auf die eigentümliche Ausbildung ihres Systems zurückzogen.

Was soll man aber vollends dazu sagen, daß der Kaiser an demselben Tage, wo er den Protestanten seine Deklaration gab, auch den Nürnberger Bund, der gegen sie geschlossen war, erneuerte? Es mag sein, daß in der Formel dieser Erneuerung die definitive Absicht noch entschiedener als in der ursprünglichen Abfassung ausgedrückt war; aber zugleich zeigte der Kaiser an, daß er den Papst vermocht habe, in das Bündnis zu treten, der den vierten Teil der Beiträge übernehmen solle, und es liegt doch am Tage, daß durch die Teilnahme desselben die exklusiv romanistische Tendenz des Bundes gewaltig verstärkt ward.

Die entgegengesetzten Sympathien der kaiserlichen Politik, die früher mehr sukzessiv und vielleicht unbewußt erschienen, treten jetzt in demselben Augenblick unter vollem Bewußtsein hervor.

Der Grund lag darin, daß es dem Kaiser von seinem politischen Standpunkt aus um die unverweilte Beseitigung aller der verschiedenen Feindseligkeiten zu tun war, die er sonst hätte befürchten müssen. Eine allgemeine Vereinbarung war im Werke gewesen. Es war ihm genug, daß er allein und persönlich ein einstweiliges Verständnis mit beiden Parteien zustande brachte.

Die politischen Motive, die aus seiner europäischen Stellung entsprangen, beherrschten auch alle die

anderweiten Verhandlungen, die er an dem Reichstage pflog.

Es gelang ihm, und wir werden noch sehen, durch welche Verwickelungen der besondersten Art unterstützt, den Landgrafen von Hessen, der seit jener seiner Anwesenheit in Wien besonders mit Königin Maria in den Niederlanden ein Verhältnis der Freundschaft und des gegenseitigen Vertrauens unterhalten hatte, ganz auf seine Seite zu ziehen. Schon in Worms war darüber unterhandelt worden; in Regensburg ward am 13. Juni ein förmlicher Bund abgeschlossen. Jeder Teil bewilligte eben das, worauf es dem anderen am meisten ankam, der Kaiser Amnestie wegen aller früheren Unternehmungen des Landgrafen, auch wenn sie gegen das Haus Österreich selbst gegangen: er werde sich von niemandem gegen ihn anreizen lassen, auch nicht in den Angelegenheiten der Religion. Dagegen versprach der Landgraf, sich fortan zur politischen Partei des Kaisers zu halten, jede Verbindung des schmalkaldischen Bundes mit Frankreich oder mit England zu verhindern, namentlich den Herzog von Kleve weder in dies Bündnis aufnehmen zu lassen, noch sonst auf irgendeine Art zu unterstützen; sollte der Kaiser angegriffen werden, ihm nötigenfalls selbst in Person zu Hilfe zu kommen. Als Landgraf Philipp bald darauf den Reichstag verließ, eilte ihm von den beiden französischen Gesandten derjenige, der sich zu den Protestanten hielt, nach und versuchte alles, um

ihn auf die Seite seines Königs zu ziehen; man kann denken, daß es ganz vergeblich war.

Auch mit Johann Friedrich ward in Worms und Regensburg eifrig unterhandelt. Mehr als einmal erklärte Granvella, wie leicht es demselben sein werde, einen gnädigsten Kaiser zu erlangen, wie das Haus Österreich nichts mehr wünsche, als die alte Freundschaft mit Sachsen zu erneuern. Johann Friedrich ging jedoch diesmal nicht darauf ein; er bemerkte, der Zweck der Kaiserlichen sei doch nur, ihn von seinem Schwager, dem Herzog von Kleve, zu trennen. Wäre die Deklaration nicht so höchst zufriedenstellend ausgefallen, so würde Johann Friedrich und vielleicht mit ihm der schmalkaldische Bund trotz des hessischen Widerspruches sich doch wohl mit Kleve vereinigt haben.

Überhaupt machte dies Verhältnis zu Kleve jetzt den vornehmsten Gesichtspunkt der kaiserlichen Politik aus.

Darauf vor allem war auch der Vertrag berechnet, den der Kaiser am 24. Juli 1541 mit Joachim von Brandenburg schloß. Joachim sagte zu, in der klevisch-geldrischen Angelegenheit auf der Seite des Kaisers und von seinem Rate zu sein, ihm zur Erwerbung der streitigen Lande durch seine Freunde und Untertanen, oder auch in Person, Förderung und Beistand zu leisten; in der Sache der Wahl, die aufs neue in Anregung gebracht ward, oder wenn Werbungen zugunsten von Frankreich versucht werden sollten, ver-

sprach er, die Partei des Kaisers zu halten; er sicherte ihm ganz unumwunden seine „sondere Untertänigkeit“ zu. Dagegen entschloß sich der Kaiser auch seinerseits zu derjenigen Konzession, an welcher dem Kurfürsten jetzt das Meiste lag. Er vergönnte ihm, mit seiner Landschaft und seinen Untertanen bei seiner Kirchenordnung zu bleiben, wie dieselbe jetzt im Brauche sei, bis zu einem künftigen Konzilium oder bis die Reichsstände etwas Besseres bedacht haben würden. Hiedurch wurden die Absichten des Kurfürsten, deren wir oben gedacht, erst vollständig erfüllt. Die in Brandenburg geschehene Religionsveränderung wurde von seiten des Kaisers gewissermaßen legalisiert; statt das gute Vernehmen zu stören, diente sie vielmehr dazu, es zu befestigen. Mit Freuden verpflichtete sich der Kurfürst, weder seine Kirchenordnung zu überschreiten, noch auch in den schmalkaldischen Bund zu treten.

Man hat den Protestanten oftmals vorgeworfen, daß sie die geistliche Reform um weltlicher Vorteile willen unternommen. Hier wenigstens, im Verhältnis zum Kaiser, zeigt sich das gerade Gegenteil. Für alle Opposition im Reiche, für die freie reichsfürstliche Stellung überhaupt gab es nie eine wichtigere Angelegenheit als die klevische. Sie gaben ihre Teilnahme daran auf, um der geistlichen Konzessionen willen, die ihnen gemacht wurden.

Darum war nun aber auch nach so vielem Wechsel der Versuche und Tendenzen das bleibende Resultat von allen doch eine weitere Befestigung der neuen

Glaubensformen. In dem Gespräche hatten die Grundlehren, aus denen dieselben hervorgegangen, ohne alle Frage die Oberhand behalten. Die formelle Bestätigung der brandenburgischen Kirchenordnung, die eben auf dieselben gebaut war, mußte als ein allgemeiner Vorteil angesehen werden. Die Deklaration des Kaisers endlich übertraf alle Zugeständnisse, welche er bisher erteilt, an Umfang und Wert; indem sie das Vergangene anerkannte, machte sie auch für die Zukunft zu weiteren Unternehmungen Raum. Daß in der Majorität so große Differenzen und Widersprüche hervortraten, daß sie nur noch mit Mühe zusammenhielt, verschaffte der Minorität auf der Stelle oder verhieß ihr doch für die Zukunft einen größeren Einfluß in allen Angelegenheiten des Reiches. Und in diesem Augenblick erhoben sich dem Kaiser neue politische Verwickelungen, welche einer Macht wie der ihren eine verstärkte Bedeutung geben mußten. Ich weiß nicht, ob dies einem von ihnen zum Bewußtsein gekommen ist; aber wir haben öfter beobachtet, daß es der Gang der Dinge nun einmal so mit sich brachte, und werden sogleich weiter davon hören.

Sechstes Kapitel.

Erneuerung des osmanisch-französischen Krieges.

1541—1542.

Nachdem jene Kombination eines Bundes mit Frankreich, welche die Aussicht auf ein Abkommen mit den Osmanen in sich schloß, aufgegeben war, ließ sich gar nichts anderes erwarten, als eine Erneuerung ihrer Feindseligkeiten. Diese Gefahr, täglich unzweifelhafter eingehende Nachrichten von kriegerischer Regungen der Osmanen, erweckten die pazifikatorischen Tendenzen, die der Kaiser am Reichstage kundgab. Eben darum hatte es für ihn ein so großes Interesse, eine Aussöhnung zustande zu bringen, welche ein eifriges und herzliches Anschließen der deutschen Fürsten an ihn, ihr Oberhaupt, möglich gemacht hätte. Dahin war es nun nicht gekommen; er hatte sich begnügen müssen, mit jedem der beiden Teile besondere Verträge zu treffen, durch welche sie nur zunächst vermocht wurden, sich nicht zu seinen Gegnern zu schlagen. Und ohne Zweifel war schon dies ein Gewinn; ob es aber in den schwierigen Zeiten, denen man entgegenging, auch ausreichen würde? ob dies Nur-nicht-sich-entgegensetzen ihm genügen, ihm die Unterstützung verschaffen konnte, deren

er bedurfte? ob dabei nicht die gewaltigen Weltkräfte, mit denen er zu kämpfen hatte, das Übergewicht über ihn davontragen würden? — Folgen wir den Ereignissen, die sich in einzelnen Schlägen, in entfernten Weltgegenden, entwickeln, aber doch zuletzt zusammenwirken!

Noch während des Reichstages zu Regensburg trafen die widerwärtigsten Nachrichten aus Ungarn ein.

Jener Vertrag, welchen Johann Zapolya mit den beiden österreichischen Brüdern geschlossen, kraft dessen selbst in dem Falle, daß ihm ein Sohn geboren würde, doch sein Land und sein Volk nach seinem Tode an Ferdinand fallen sollten, hatte die Erfolge nicht gehabt, die man in Ungarn erwartete; an wirksame Hilfe von Österreich war nicht zu denken gewesen; dagegen hatte sich die Gefahr von seiten der Türken gewaltig vermehrt. Man hatte Suleiman bei der Nachricht, die ihm erst spät zukam, in heftige Drohworte ausbrechen hören.

Aus den Briefen des Verantius vom Hofe Zapolyas erkennen wir die bedrängte Lage, in der man sich in der ersten Hälfte des Jahres 1540 daselbst befand. Das schon ganz erschöpfte Land ward mit neuen Lasten belegt, um ein paar hunderttausend Dukaten zum Geschenk an die Pforte bringen zu können; — man mußte sich entschließen, den Hospodar der Moldau, Peter,

der hieher geflohen, nach Konstantinopel auszuliefern, und fürchtete schon die Nachrichten, die er dort mitteilen werde; — noch mehr besorgte man von den Einflüsterungen des Hieronymus Lasky, der von Österreich dahin gesendet worden, und suchte sich schon wieder durch eine Gegenwirkung von Frankreich her dagegen sicherzustellen; — indessen fragten die Siebenbürger nach, wo das Geld hingeraten, das sie bezahlt, ob sie auf Schutz gegen den Angriff der Türken, der ganz unabwendlich sei, würden rechnen können; — ein paar mächtige Woiwoden, deren Beweggründe man nicht genau sieht, erhoben dort endlich förmlichen Aufruhr.

Indem dergestalt Gefahr von allen Seiten und innere Bewegung zusammentrafen, geschah fast zu gleicher Zeit, daß dem Könige Johann ein Sohn geboren wurde, er selber aber, auf seinem Kriegszuge gegen die siebenbürgischen Woiwoden begriffen, unmittelbar nachdem er diese Nachricht empfangen hatte, dort im Felde umkam.

Doppelt berechtigt, wie er war, säumte König Ferdinand nicht, seine Ansprüche geltend zu machen.

Auch erkannte ihn ein Teil der Magnaten, die sich bisher zu Zapolya gehalten, an, namentlich Franz Frangepan, von dem wir eine Auseinandersetzung der Motive, die ihn dabei leiteten, übrig haben, Franz Bebek, Stephan Raskai, am eifrigsten Peter Pereny, der bei der Nachricht von jenem Todesfall, wie man sagt, mit den Glocken läuten und Freudenfeuer an-

zünden ließ, auch die Siebenbürger, mit welchen Johann zuletzt gekämpft hatte, Mailath und Balassa.

Andere aber waren nicht so bereitwillig, am wenigsten die, in deren Vormundschaft das fürstliche Kind zurückgeblieben war, so daß ihr ganzer Ehrgeiz sich an die künftige Größe desselben knüpfte, Peter Petrowitzsch, Valentin Török und jener verschlagene Mönch, Bruder Georg, der so viel zur Gründung dieser Regierung beigetragen, sie großenteils geleitet hatte und sie jetzt nicht wollte untergehen lassen. Sie erkannten mit der Mehrheit des Adels die Witwe des Königs, Isabella, und ihr Kind als ihre Fürsten an.

Von Unterhandlungen, wie sie besonders von polnischen Gesandten versucht wurden, war da nicht viel zu erwarten.

Das wahre und einzige Mittel, Ungarn zu gewinnen, hätte darin bestanden, daß Ferdinand an der Spitze eines mächtigen Heeres daselbst eingerückt wäre, die Gegner mit Hilfe der Freunde erdrückt und sich stark genug gezeigt hätte, die einen und die anderen vor den Türken zu beschützen. Unter der Bedingung dieses Schutzes versprach ihm Siebenbürgen Gehorsam; es regte sich selbst in der Moldau eine Partei, die ihn dann als König anerkannt hätte.

Wäre Deutschland mit seinen beiden Oberhäuptern wahrhaft einverstanden gewesen, so würde sich in diesem Momente der deutsche Einfluß in allen jenen Gebieten haben sichern lassen. Eine andere Rücksicht hob Franz Frangepan am Reichstage zu Regensburg

hervor, die Notwendigkeit, Deutschland in Ungarn zu verteidigen. Allein weder die Größe jener Aussicht, noch die Bedeutung dieser Gefahr hinderten den Fürstenrat, in denselben Tagen, wo sich Suleiman bereits den ungarischen Grenzen näherte, die verglichenen Artikel zu verwerfen. Der Reichstag verstand sich überhaupt nur zu sehr mittelmäßigen Hilfsleistungen.

Ferdinand selbst war kein Kriegsmann, sein Feldoberster, Wilhelm von Roggendorf, alt, unentschlossen und voll Mißtrauen gegen sich selbst. Er trug Bedenken, die Stadt Ofen, die einst seinem Herrn gehören sollte, jetzt aber von den Gegnern desselben verteidigt wurde, von der nahen Anhöhe her, die er innehatte, zu beschießen.

Und indessen erschien nun, von der anderen Seite, der Sultan in Person im Felde, mit dem schlagfertigen, in räuberischer Tapferkeit geübten siegreichen Heere, das seine Schlachten schlug.

Man warnte Roggendorf: „es komme das große Raubtier vom Orient; er möge sich davonmachen, ehe er verschlungen werde". Aber auch zurückzugehen konnte er sich aus Rücksicht auf die Nachteile, die seinem Herrn daher entspringen würden, nicht entschließen.

Ein paar Paschas, dem Sultan voraneilend und von dem Bruder Georg mit Freuden in Ofen aufgenommen, trafen den Feldobersten noch in seinem Lager und bedachten sich nicht lange, ihn anzugreifen.

Man sagt, er sei eben niedergesessen, um seinem Herrn von der veränderten Lage der Dinge Meldung zu tun, als die osmanischen Kugeln bereits in sein Zelt schlugen. Eine davon traf ihn selbst; er ist an den Folgen der Wunde gestorben; sein ganzer Heerhaufe wurde vernichtet.

Das waren die einzigen Feinde, die Suleiman zu bekämpfen gehabt hätte; ihre Leichen schwammen ihm die Donau herab entgegen. Diejenigen, welche nicht gefallen, führte man als Gefangene samt dem erbeuteten Geschütz vor sein Angesicht. Er bewunderte das Geschütz und behielt es zu seinem Gebrauche; die Gefangenen ließ er töten; so gelangte er am 25. August 1541 vor Ofen.

Bruder Georg und dessen Anhang meinten wohl, er werde verfahren wie früher, den Sohn anerkennen wie den Vater und ihnen die Regierung des Landes ferner überlassen.

Ihre Klugheit aber ward hier von ihren Wünschen irregeführt. Suleiman hatte Ungarn längst als sein Eigentum, auch den König-Woiwoden nur als seinen Statthalter betrachtet. Daß dieser dennoch Gedanken an Selbständigkeit gehabt, hielt er für einen Treubruch und ein Verbrechen. Vergebens versprachen Bruder Georg und dessen Freunde, nach wie vor alles zu tun, was zu Diensten Seiner Majestät gereiche. Suleiman wußte besser, daß sie an der Politik Johanns den größten Anteil gehabt. Am 19. August 1541 erschienen auf sein Verlangen die ungarischen

Edelleute aus Ofen mit dem jungen Prinzen in seinem Lager. Indem er ihnen erklärte, es sei nicht seine Meinung, eine feste Stadt wie Ofen in den Händen eines Weibes zu lassen, bemächtigten sich bereits seine Janitscharen derselben. Dann zog auch er daselbst ein, ließ die Kirche U. L. Frauen zur Moschee weihen, setzte einen Pascha von drei Roßschweifen ein und ordnete ein völlig osmanisches Regiment an. Die Königin und der Prinz mußten zufrieden sein, daß ihnen Siebenbürgen überlassen ward, wo indes die ferdinandeische Partei völlig unterdrückt worden war.

So geriet der größte Teil von Ungarn endlich definitiv in die Hände der Türken. Die Barbarei machte eine Eroberung über die Welt der Kultur.

In diesem Augenblick hatte Karl V., der sich die Gefahr von Ungarn nicht so nahe und entscheidend dachte, den Plan wiederaufgenommen, in dessen Ausführung ihn die französischen Feindseligkeiten von 1536 gestört hatten, die Küsten von Afrika von den Korsaren zu reinigen, die sich daselbst festsetzten. Namentlich fiel Algier unter einem Gefährten Chaireddins, Hassan Aga, den Spaniern nicht minder beschwerlich, als Tunis unter jenem selber. Unterwegs ließ sich auch mit dem Papst unterhandeln (wie denn eine Zusammenkunft, in der von der Eröffnung des Konzils die Rede war, zu Lucca gehalten worden ist), die Ruhe von Italien überhaupt sichern.

Der Kaiser hoffte, Algier ohne Verzug zu erobern und im Glanze dieses neuen Sieges das nächste Frühjahr zu einem größeren Unternehmen in Ungarn zu schreiten. Er hätte es für Zeitverlust gehalten, vorher nach Spanien zu gehen. Erst im Angesicht von Algier vereinigte er die italienisch-deutschen Streitkräfte, die er selbst herbeiführte, mit den spanischen, die von Yviça kamen, und zögerte nun keinen Augenblick, zum Angriff zu schreiten. Allein über seinem afrikanischen Unternehmen standen so ungünstige Gestirne wie über dem ungarischen seines Bruders. Am 24. Oktober war ein Teil seiner Truppen am Lande, und er forderte Hassan Aga auf, sich ihm zu ergeben. Der soll geantwortet haben, er habe nicht allein tapfere Leute in seiner Festung, sondern auch ein ungestümes Meer zur Seite. Und niemals ist wohl das Element einer Verteidigung besser zu Hilfe gekommen. Den anderen Tag, als erst ein kleiner Teil des Geschützes, das zum Angriff dienen sollte, an das Land gebracht, aber nicht einmal die Zelte aus den Schiffen geholt und aufgeschlagen waren, erhob sich ein Sturm, der die Schiffe auseinanderwarf, und es ergoß sich jener heftige, kalte, mit Hagel gemischte Regen, der dort den Eintritt der ungünstigen Jahreszeit bezeichnet. Und indem erschienen die leichten maurischen Reiter, als hätten sie diesen Augenblick nur erwartet, im freien Felde und begannen ihre Angriffe. Da war an keine Behauptung der Position, die man weniger genommen als hatte nehmen wollen, zu

denken; selbst die Hakenbüchsen waren unbrauchbar geworden; der Kaiser mußte sich zuerst nach dem Kap Matafus, ungefähr 15 Miglien entfernt, begeben und, da das Unwetter, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, anhielt, sich zur Rückkehr nach Europa entschließen. Er meinte, wäre ihm nur Zeit geblieben, die Landung vollständig zu bewerkstelligen, die Stadt würde er unfehlbar erobert haben. Seine Begleiter bestätigten dies; aber sie fügten hinzu, wäre der Feind nur ein wenig stärker gewesen, so würde von ihnen allen kein Mann entkommen sein. Auch die Rückreise wurde sehr schwer. In Bugia, wohin man nur mit Mühe gelangte, wurden feierliche Prozessionen gehalten, in denen der Kaiser selbst einherging, um von der Gottheit wenigstens die Möglichkeit zu erflehen, diese unheilvollen Gestade zu verlassen. Es dauerte bis zum 1. Dezember, ehe Karl Cartagena erreichte. Hier gaben ihm nun aber die Anfälle der Korsaren, die Bewegungen der Franzosen und die Unterhandlungen mit den aragonesischen Cortes so viel Beschäftigung, daß die Teilnahme an den diesseitigen Angelegenheiten, die er versprochen und die er auch noch immer hoffen ließ, schwerlich mehr erwartet werden durfte.

Zunächst war Ferdinand ganz auf die deutschen Stände angewiesen, die sich im Anfang des Jahres 1542 in Speier versammelten.

Die Nachrichten aus Ungarn hatten diesmal den größten Eindruck gemacht, da sie wohl geeignet waren, jedem einzelnen seine eigene Gefahr in Erinnerung zu bringen. Auch zeigte man sich auf dem Reichstage zu Speier — der venezianische Gesandte ist davon ganz überrascht — endlich einmal wieder eifrig und entschlossen. Ohne Bedenken ward die sehr ansehnliche Hilfe von 40 000 Mann zu Fuß, 8000 Mann zu Pferde verwilligt, mit der man unverzüglich einen Versuch machen wollte, die vorgedrungenen Barbaren wieder zurückzujagen. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg sollte die Anführung übernehmen.

Jedoch dürfte man nicht glauben, daß mit dem Beschluß nun auch schon die Ausführung desselben gesichert gewesen wäre.

Die vorläufige Bedingung, ohne die überhaupt nicht daran zu denken gewesen wäre, ein allgemeiner Stillstand, bis fünf Jahre nach Ausgang des Krieges, genügte doch noch nicht ganz, um alles zu beruhigen. Die Protestanten vernahmen, der Kaiser habe bei seiner Zusammenkunft mit dem Papste die ihnen gegebene Deklaration abgeleugnet. Auf ihr dringendes Gesuch bestätigte nun wohl König Ferdinand dieselbe auf die Zeit des Stillstandes; aber er bediente sich dabei eines Ausdruckes, der alle ihre Befürchtungen erweckte: sie solle so lange „in ihrem Wert bleiben“.

Sie ruhten nicht, bis diese höchst verfängliche Formel in die andere abgeändert worden war: sie solle so lange „währen". Und sogleich bekam auch die andere Partei einen Grund, sich zu beschweren. Auf den nächsten Juni war endlich die Revision des Kammergerichts festgesetzt worden; indem man nun die näheren Bestimmungen der hierauf anzuordnenden Reform besprach, erklärten die Protestanten, sie würden keinen Geistlichen in dem Gerichte dulden. Die Katholischen fanden es unerträglich, daß die Protestanten nicht allein in dem Gerichte sitzen, sondern auch schon andere davon ausschließen wollten. Der bitterste Hader erhob sich.

Was man da von einem eifrigen Zusammenwirken beider Parteien zu erwarten hatte, mag der Gedanke zeigen, welcher in diesem Augenblick auftauchte: ob es nicht gut sei, das protestantische Heer geradezu von dem katholischen zu trennen.

Außerdem aber erhob man bei einem Versuche, Ungarn wiederzuerobern, natürlich die Frage, wem zugute? Das Haus Österreich auf allgemeine Kosten, mit allgemeiner Anstrengung zu verstärken war doch eigentlich niemand gesonnen.

Eigentümliche Klagen hatten die Städte. Entschiedener als je waren sie von Stimme und Session ausgeschlossen. Ein Antrag, den sie öfter gemacht, die Kosten eines Reichsheeres durch einen gemeinen Pfennig einzubringen, war zwar durchgegangen, aber unter Bestimmungen, die ihnen höchst unbequem fielen.

Man blieb doch zugleich bei dem Anschlage von 1521 stehen, durch welchen sie überbürdet zu sein glaubten, und belastete die Gewerbe noch einmal so stark als anderes Einkommen.

Diese Veränderung in der Steuer hatte den besonderen Nachteil, daß ihre Einbringung, bei dem noch obwaltenden Mangel an administrativer Geschicklichkeit, sehr schwer von statten ging.

Gewiß, unsere Altvordern schlugen sich tapfer; aber in den Vorbereitungen des Krieges waren sie noch weit zurück. Alle diese fast selbständigen Gewalten verfuhren dabei nach dem Maß ihres guten Willens und ihrer Einsicht.

Als Joachim II. im Juni 1542 vor Wien anlangte, fand er zwar stattliche Mannschaften, aber zugleich unbeschreibliche Mängel.

Da gab es Fähnlein, deren Dienstzeit schon abgelaufen war, als sie anlangten; andere führten das Geschütz nicht, das sie den Reichsabschieden nach hätten bei sich haben sollen; noch anderen fehlte es an Pulver; aus den Niederlanden, Westfalen und Niedersachsen war zu Ende des Juni noch niemand eingetroffen.

Um das Volk nur aus dem Lager zu bringen, mußte König Ferdinand aus eigenen Mitteln 30 000 Gulden darleihen.

In Speier hatte man es nicht an Vorkehrungen fehlen lassen: ein neuer Reichstag war im Sommer 1542 nach Nürnberg zusammenberufen, um dem

Unternehmen die gehörige Unterstützung von innen her zu verschaffen. Aber wie sehr gebrach es doch in diesen Dingen an Sorgfalt! Unter anderem hatte man beschlossen, einen Ausschuß zur Korrespondenz mit dem Feldhauptmann aufzustellen; als Joachims Briefe an denselben eingingen, war er noch gar nicht ernannt.

Am 5. August stand das Heer bei Komorn. Es belief sich zwar bei weitem nicht auf eine so große Anzahl, wie man ins Feld zu stellen beabsichtigt hatte, aber doch auf 25—26000 Mann zu Fuß, 5000 Mann zu Pferde, womit sich auch schon etwas ausrichten ließ. Kurfürst Joachim meinte, es werde nun zu Ernst und Kriegshandlungen kommen, schien allen guten Mut dazu zu haben und rückte vorwärts nach Gran.

Hier aber, in den letzten Wochen des August, den ersten des September, stiegen die Unordnungen ins Unerträgliche. Für die früheren Monate waren die meisten Fähnlein noch mit Geld von ihrer Heimat aus versehen worden; jetzt aber fing es an zu fehlen. Hans Schott, Hauptmann von der Wetterau, erklärte am 11. September, daß er schon vierzehn Tage, der Hauptmann von Köln, daß er mit seinen Leuten schon den dreiunddreißigsten Tag unbesoldet sei. In ähnlicher Lage waren die sämtlichen Truppen des Oberrheins. Herzog Ernst von Lüneburg forderte bereits die Heimkehr seiner Leute. Noch schlimmer glaubten diejenigen daran zu sein, die von Hause nicht einmal Bescheid, geschweige denn Geld empfingen, wie die Westfalen. Ansteckende Krankheiten rissen ein, weil

man keine Lebensmittel hatte und unzeitige Früchte brach. Schon sah man einzelne Knechte aus den Reihen treten, mit der Erklärung, sie würden ferner keine Wache tun, viel weniger mit dem Feinde schlagen. Bei dem Kurfürsten ging zwar dann und wann einiges Geld ein, aber bei weitem nicht in hinreichenden Summen. Er war ganz entrüstet, als er vernahm, daß er, ohne seine Schuld in diese Ratlosigkeit versetzt, am Reichstage noch dazu getadelt werde. Vielmehr glaubte er sich beklagen zu müssen, daß man eine Sache, für die schon so viel aufgeboten worden, „so geringschätzig und unachtsam" behandle: mit beschriebenem Papier sei es nicht ausgerichtet; von der Luft könne man nicht leben; zurückziehen möge er nicht, weil dann Ungarn vollends türkisch werde; aber vorzurücken sei auch unmöglich: seine Aufforderung dazu beantworte das Volk mit dem Geschrei nach Geld: er schäme sich vor den übrigen Nationen. Wahrhaftig, er hatte Grund dazu. Der venezianische Gesandte wenigstens preist seine Signoria glücklich, daß ihre Geschäfte mit so viel mehr Ernst verwaltet würden als die deutschen.

Endlich, gegen Ende des September, von Ferdinand aufs neue mit einer namhaften Summe unterstützt, rückte das Heer nach Pest vor.

Joachim II. hatte auf einige Unterstützung aus Ungarn gerechnet: er wunderte sich, daß sich niemand für Ferdinand rege. Alexius Thurzo sagte ihm, die alten Wunden der früheren Feindseligkeit seien noch

nicht vernarbt. Wenigstens hätte das deutsche Heer erst einen entschiedenen Erfolg erfechten müssen.

Dazu war es aber in der Tat nicht fähig.

Im Felde war es Meister; einige Scharmützel fielen günstig genug aus; auch ward in den Befestigungen von Pest Bresche geschossen. Als es nun aber (nachdem ein erster Versuch mißlungen) zum ernstlichen Sturm kommen sollte, weigerten sich die Landsknechte, denselben anzutreten. Sie fragten, ob man sie mit dem Sturm bezahlen wolle, und machten Miene, Kriegsräte und Pfennigmeister mit ihren Wehren zu überziehen und in die Eisen zu schlagen; ja, sie drohten, sich an dem obersten Feldhauptmann, dem Kurfürsten selbst, zu vergreifen.

Es mag sein, daß Joachim II. keine besonderen militärischen Talente besaß; sein Charakter, wie wir ihn oben wahrnahmen, sollte dies fast von vornherein vermuten lassen; unter diesen Umständen, bei diesen Mängeln hätte aber schwerlich auch der begabteste Anführer etwas ausgerichtet.

Nachdem er sich mit den Kriegsräten noch einmal besprochen und eine Winterbesatzung angeordnet hatte, trat er den Rückzug an; die Unternehmung mußte als vollkommen gescheitert betrachtet werden.

Während dergestalt gegen die Osmanen eine Niederlage nach der anderen erlitten wurde, war auch die

andere Feindseligkeit, die französische, in volle Flammen ausgebrochen.

An den verschiedenen Hofhaltungen der österreichischen Geschwister hatte man, gleich nachdem jene Unterhandlungen des Jahres 1540 aufgegeben worden waren, den wiedererwachenden Haß der Franzosen bemerkt. Schon im September dieses Jahres sagt Königin Maria in einem ihrer Briefe von ihnen, sie seien so sehr vom Satan besessen wie jemals. Höchst widerwärtig waren dem Kaiser die Einwirkungen Franz' I. auf den Zusammenkünften zu Worms und Regensburg gewesen; er schrieb demselben den Abfall des König-Woiwoden Johann in seinen letzten Tagen zu. Die unmittelbaren wechselseitigen Beziehungen zwischen beiden waren jedoch noch immer freundschaftlicher Art.

Da ereignete sich, daß zwei französische Bevollmächtigte, der eine ein Italiener, Cäsar Fregoso, welcher nach Venedig, der andere ein schon länger in französische Dienste übergetretener Spanier, Anton Rincone, welcher nach Konstantinopel bestimmt war, als sie durch die Lombardei den Po hinabfuhren, und zwar ohne sicheres Geleit, mit Verbannten umgeben, von spanischen Truppen, die in Pavia garnisonierten, überfallen und ermordet wurden. Jedermann schrieb die Tat dem Marchese Guasto zu, der damals die kaiserlichen Truppen in Mailand befehligte; er selbst jedoch leugnete sie ab und erbot sich, Untersuchung und Urteil dem Papst anheimzustellen.

Dem Könige aber genügte das nicht. An allen Höfen erhob er die bittersten Klagen; die Ausdrücke, deren er sich bediente, ließen an seinem Entschluß, sich mit den Waffen Genugtuung zu verschaffen, nicht zweifeln. Während der Unternehmung gegen Algier hielt er sich noch ruhig: einem kaiserlichen Gesandten, der deshalb zu ihm geschickt worden war, hatte er dies ausdrücklich versprochen; gleich darauf aber begannen die ernstlichsten Demonstrationen. Eine Stadt des Königs Ferdinand, Marano, ward im Namen des Königs von Frankreich überfallen und eingenommen. Ähnlichen Versuchen kam man in den Niederlanden und in Neapel auf die Spur. Die Küsten von Genua und die Gebirge von Navarra sahen sich zugleich bedroht. Fünf Armeen wurden in Frankreich ausgerüstet. Allenthalben erhoben sich Bundesgenossen des Königs.

Vor allem war, trotz jener Ermordung der Gesandten, mit den Osmanen abgeschlossen worden; man glaubte allgemein, ihre Flotte würde einer Unternehmung auf Spanien zu Hilfe kommen.

Dann hatte sich, durch die Ansprüche, die der Kaiser zugunsten des pfälzischen Hauses auf Dänemark erhob, Christian III. bewogen gefühlt, mit Frankreich in Bund zu treten. Im Jahre 1541 ward eine Übereinkunft zwischen beiden Mächten, zunächst auf zehn Jahre, getroffen, worin Dänemark unter anderem versprach, den Sund für die Feinde von Frankreich zu schließen, die Franzosen dagegen wegen des daher zu erwartenden Ausfalls an den Zolleinnahmen sich

zu einer doppelt so großen Hilfsleistung anheischig machten, als die war, zu welcher sich die Dänen verpflichteten.

Das Interesse Dänemarks war nicht minder das von Schweden. Bei der letzten Erhebung der schwedischen Bauern, behauptete wenigstens der kaiserliche Agent, sei der Wunsch derselben dahin gegangen, daß sich der Kaiser an ihre Spitze stellen möge. Gustav Wasa erbot sich, außer der gegenseitigen Unterstützung, welche man verabredete, ein Landheer und eine Flotte bereitzuhalten, deren sich der König von Frankreich, zu welcher Unternehmung er immer wolle, bedienen könne. Franz I. sagt ihm dafür „unsterblichen Dank".

Es war nicht möglich, worüber man eifrig unterhandelte, England in diesen Bund zu ziehen. Desto mehr nahm man Bedacht, Schottland festzuhalten. „Dem allerchristlichsten Könige zu Ehren" versprach Gustav Wasa, den Schotten mit 8000 Mann zu Hilfe zu kommen, sobald sie von einer fremden Macht angegriffen werden sollten.

Endlich war der König auch mit dem Herzog von Kleve, obwohl dieser im Grunde ihm Geldern entrissen hatte, wegen seiner Opposition gegen den Kaiser in engen Bund getreten. Unmittelbar nachdem die Unterhandlungen des Kaisers sowohl mit Frankreich als mit Kleve abgebrochen worden waren, schon im Juni 1540, hatte der König dem Herzog Eröffnungen machen lassen; es war nicht allein ein Bund zur Gegenwehr, sondern auch eine verwandtschaftliche

Verbindung beider Häuser beschlossen worden; im April 1541 war dann der Herzog nach Frankreich gereist und hatte sich mit der Prinzessin Johanna von Navarra verlobt. Die Abrede war, daß der Erstgeborene aus dieser Ehe dereinst Navarra und Kleve vereinigen solle. Es läßt sich fragen, ob es den Franzosen damit vollkommen Ernst gewesen ist (wenigstens die Prinzessin leugnete später ihre Einwilligung ab); für den Augenblick aber war ihnen der Bund auf jeden Fall in hohem Grade erwünscht. Ohne Zweifel glaubten sie sich eine neue Einwirkung auf Deutschland versprechen zu können, da sie Gerechtsamen verfochten, die mit den Interessen so vieler deutscher Fürsten, denen die Vermehrung der niederländischen Macht des Kaisers nicht angenehm sein konnte, zusammentrafen. Wir haben gesehen, wie viele Mühe, welche Konzessionen es dem Kaiser kostete, die dahin zielenden Verbindungen entweder zu zerstören oder zu verhindern. Und noch war es ihm nicht völlig gelungen. Aber auch ohnedies war die klevische Allianz schon aus militärischen Rücksichten für Franz I. von Wichtigkeit. Einem französischen Angriff auf die Niederlande konnte nun immer ein klevischer entgegenkommen. Der klevische Gesandte, Gogreff, zählte dem Könige die festen Plätze auf, von wo es leicht sein werde, die Niederlande anzugreifen: — Zütphen gegen Utrecht, Hardewijk gegen Friesland und Holland, Thel gegen Brabant, Sittard gegen Limburg. Dazu kam, daß der König nun ohne alle Mühe so viele Truppen aus

Deutschland ziehen konnte, wie er nur wollte. Die holsteinische Reiterei, die ihm der König von Dänemark zuschickte, nahm ihren Weg durch Kleve.

Leute, die sich damals am französischen Hofe aufhielten, behaupteten, es sei nicht eigentlich Kriegslust gewesen, was den König vermocht, im Juli 1524 zu den Waffen zu greifen: er würde vorgezogen haben, die Vergnügungen des Hofes zu genießen; aber nachdem er so oft gedroht und nun diese großen Vorbereitungen gemacht hatte, habe er selbst nicht wieder zurückziehen können. Wie dem auch sei, es geschah. Einen günstigeren Augenblick konnte er nicht finden.

Zwei französische Heere erschienen im Felde, von denen das eine unter dem Dauphin die spanischen Grenzen angriff und vor Perpignan lagerte, das andere unter dem Herzog von Orleans sich gegen Luxemburg wandte. Sie richteten fürs erste noch wenig aus. Dazu diente nun doch die Anwesenheit des Kaisers in Spanien, alle Kräfte zur Verteidigung der Grenzen zu vereinigen; Luxemburg ward genommen und wieder verloren. Das Meiste leistete noch Martin von Roßheim, der mit einer klevisch-dänisch-französischen Schar in die Niederlande einbrach und, wenn er auch die großen Städte nicht einnahm, vor denen er erschien, doch einen allgemeinen Schrecken verbreitete.

Um vieles gefährlicher entwickelte sich aber der Krieg im nächsten Frühjahr.

In den nordischen Gewässern schlugen sich dänische

und holländische Schiffe; die Dänen konnten nicht immer von den Küsten der Niederlande abgehalten werden. Das Scheitern einer Unternehmung, welche sie auf Walcheren machten, schreiben die Chronisten einer unmittelbaren göttlichen Hilfe zu. Indes erneuerte Martin von Roßheim seine Unternehmungen; jetzt gelang es ihm, Amersfoort zu besetzen, eine treffliche Station für seine Plünderungszüge. Auf einer dritten Seite griff Franz I., nachdem sein Adel schon viele kleine glückliche Einfälle gemacht, zu Ende des Mai 1543 die Niederlande an; neben manchen anderen Plätzen eroberte er Landrecies, das er sogleich zu befestigen Sorge trug, so daß man es schon im Juli zu verteidigen vermochte. Es konnte ihn wenig kümmern, wenn dagegen auch niederländische Schiffe zuweilen in die Garonne einliefen und etwa ein paar Glocken aus französischen Kirchen mit sich nach Seeland führten.

Zugleich hatte sich auch der ungläubige Verbündete des Königs, der Sultan Suleiman, zu einem neuen Angriffe aufgemacht. Am 23. April verließ er Adrianopel, in aller jener Pracht, welche den Aufbruch zu einem heiligen Kriege bezeichnet, und erfüllt von den kühnsten Hoffnungen. „Ibrahim," sagte der Wesir Rustan den Gesandten König Ferdinands, „hat Wien mit dem Finger angerührt, ich will es mit beiden Händen ergreifen."

Es gab einen Punkt, wo sich diese Anfälle gleichsam die Hand boten. In Marseille wartete ein Heer,

welches man das von der Levante nannte, unter dem Herzog Enghien, nur auf die Ankunft der türkischen Flotte, um den noch uneroberten Teil von Piemont, das feste Nizza, anzugreifen.

Unter diesen Umständen durfte der Kaiser nicht einen Augenblick länger in Spanien verweilen; glücklicherweise konnte er es ruhig verlassen, da die Stände von Aragon sich nach längerer Weigerung eben jetzt bequemten, seinen heranwachsenden Sohn als seinen Nachfolger anzuerkennen. Er eilte, um vor der Ankunft der türkischen Flotte in den diesseitigen Gewässern nach Italien zu gelangen.

Hier nun kam alles auf sein Verhältnis zum Papst an.

Man kann wohl erachten, daß dies, seitdem jene Wege, die der Papst empfohlen, verlassen und entgegengesetzte eingeschlagen worden, die in die größten Gefahren zu stürzen drohten, nicht sehr vertraulich sein konnte. Der Papst verheimlichte nicht, daß er den Ehrgeiz des Kaisers fürchtete. Der französische Gesandte erstaunte, wie lebhaft noch im Jahre 1541 bei einem Gerücht, der Kaiser sei gestorben, am römischen Hofe der Wunsch hervortrat, daß es sich bestätigen möge. Aber auch mit König Ferdinand war der Papst in Mißhelligkeiten: der Nuntius eilte zuweilen, die Gespräche mit ihm abzubrechen, wenn sie zu bitter

werden wollten. „Seine Würde in Ehren," sagt Königin Maria in einem ihrer Briefe; „aber ich halte den Papst für so französisch, als ein Franzose sein könnte."

Zwar arbeitete Paul III. unaufhörlich an der Herstellung des Friedens zwischen dem Kaiser und dem König; er schmiedete, wie ein Nuntius sagte, kein anderes Eisen; aber die Art und Weise, wie er dies tat, war den Kaiserlichen verhaßt. Er empfahl dem Könige wohl Verzichtleistung auf seine mailändischen Ansprüche. Wenn er aber hinzufügte, er für seine Person würde nichts lieber sehen, als daß Mailand an Frankreich gelange — für den apostolischen Stuhl, ja für ganz Italien würde dies besser sein —, so konnten diese Vorstellungen wohl das nicht wirken, was sie angeblich wirken sollten.

Umsomehr setzte sich bei dem Kaiser die Meinung fest, der Papst hege eine unbillige Vorliebe für Frankreich.

Dazu kam unerwarteterweise die Sache des Konziliums. In Regensburg, dann in Lucca war davon die Rede gewesen; doch schien alles noch in weitem Felde zu sein, als der Papst im Anfang des Jahres 1542 auf einmal Ernst damit machte. Auf dem damaligen Reichstage in Speier ließ er den versammelten Ständen eine ganze Reihe von Plätzen nennen, wohin es berufen werden könne. Auf den Wunsch der Mehrheit der Reichsstände, die sich, eben nachdem die Deklaration von Regensburg bekannt geworden war, in

unwilligen Äußerungen über die Politik des Kaisers erging und in Widerspruch mit der protestantischen Minderheit stand, die überhaupt kein von dem Papste berufenes Konzilium wollte, wurde Trient festgesetzt; bereits im Mai erging die Bulle der Berufung auf nächsten ersten November. Darin sah sich nun aber der Kaiser auf gleichem Fuße mit dem Könige von Frankreich behandelt; von ihren Streitigkeiten ward die Verzögerung hergeleitet, ohne daß zwischen ihnen ein Unterschied gemacht worden wäre. Er fand diese Fassung ungerecht, ja beleidigend. In einem Schreiben an den Papst gab er sie geradezu der ihm entgegengesetzten, französisch gesinnten Faktion im Kardinalskollegium Schuld, durch welche der König alles ausrichten zu können sich rühme.

Das Ausschreiben traf eben in die Zeit, in welcher jene französischen Angriffe auf die kaiserlichen Gebiete gemacht wurden, und da bald darauf eine Anmahnung zum Waffenstillstand unter Androhen kirchlicher Strafe folgte, so meinte der Kaiser, es sei darauf abgesehen, daß er die Plätze, die etwa in die Hände der Franzosen fallen würden, ihnen bis auf weiteres überlassen werde. In der Ankündigung des Konziliums sah er unter diesen Umständen eine Feindseligkeit gegen sich und sein Haus, eine Begünstigung des Königs von Frankreich. Das geschah aber in einem Augenblick, in welchem die Verbindungen Suleimans mit Franz I. ohne alles Hehl hervortraten. Der Kaiser stellte vor, daß er die Christenheit gegen den Erbfeind verteidige

und sein Gegner gerade mit diesem in Verbindung stehe; indem er eben nach Deutschland zu gehen und an dem Kriege in Ungarn teilzunehmen gedachte, habe ihn dieser ohne Verwarnung auf allen Seiten überfallen und bringe ihn in die größte Gefahr; er forderte den Papst auf, den König nicht länger zu behandeln, wie der Vater im Evangelium den verlorenen Sohn, was doch zu nichts führe, sondern zu tun, was er sich selber und dem apostolischen Stuhle schuldig sei, sich ernstlich gegen ihn zu erklären. Statt dessen schickte der Papst, festhaltend an seiner Neutralität, einen Legaten, wie an den König so an den Kaiser, um den Frieden herzustellen. Der Kaiser geriet in heftige Aufwallung: „Nicht auf unserer Seite," antwortete er, „muß man den Frieden suchen; wir sind der betrogene, angegriffene, mißhandelte Teil; wir können nicht unterlassen, wozu unsere Pflicht uns zwingt." Er nötigte den Legaten, auf der Stelle zurückzugehen, und wiederholte nur sein voriges Gesuch.

Um auch seinerseits dem Papst seinen Unwillen fühlen zu lassen, verordnete er, daß fortan kein Fremder eine Pfründe in den spanischen Königreichen besitzen oder eine Pension daher ziehen solle. Als er in Italien anlangte, ließ er dem Peter Ludwig Farnese, der ihm nach Genua entgegenkam, nur eine schlechte Aufnahme zuteil werden. Eine neue Zusammenkunft in Bologna, die der Papst ihm antrug, schlug er ab; nur unmittelbar auf seinem Wege, etwa in Parma, wollte er sie annehmen. Den Kardinälen

schien es nicht sehr ehrenvoll, darauf einzugehen. Das Motiv, das sie am Ende dazu bewog, bestand in der Betrachtung, daß sonst das Gerücht, als stehe der Papst schlecht mit dem Kaiser, allgemeinen Glauben finden werde.

Überdies aber erhob sich auch ein Gedanke, der noch einmal sogar eine enge Vereinigung zwischen dem Papst und dem Kaiser möglich erscheinen ließ.

Der Vorschlag wurde gemacht, daß der Kaiser gegen eine bedeutende Geldsumme, die ihm zu seinen Kriegsunternehmungen besser als je zustatten gekommen wäre, seinem Eidam, dem Enkel des Papstes, Ottavio Farnese, Mailand überlassen möge. Ein ähnliches Abkommen traf der Kaiser soeben mit dem Herzoge von Florenz, Cosimo Medici, dem die von den Spaniern noch besetzten Festungen seines Landes gegen eine Zahlung von 150 000 Skudi überliefert worden. Die päpstlichen Verwandten boten 300 000 Skudi an. Ihre Gedanken gingen sehr ins weite. Der Papst soll die Absicht gehabt haben, seine Enkelin mit dem Erben von Piemont zu vermählen. Mit Parma und Piacenza hätte das Geschlecht der Farnesen das Herzogtum Mailand, Piemont und Savoyen verbunden.

Es ist unleugbar, daß bei der Zusammenkunft zwischen Papst und Kaiser, die am Ende in Busseto, unfern Parma, stattfand, 24. Juni 1545, hierüber unterhandelt worden ist — wir wissen es aus dem Munde Granvellas —; aber man konnte sich nicht vereinigen.

Der Papst fürchtete die Ränke der Spanier: höchst

verdächtig kam ihm der Vorbehalt der Schlösser von Cremona und Mailand vor, auf welchem auch die bestanden, welche die Sache am meisten beförderten: er glaubte, man werde ihn um sein Geld betrügen und dann verlachen.

Noch viel weniger aber konnte der Kaiser ernstlich darauf eingehen. Einer seiner geschicktesten Diener, Diego de Mendoza, führte ihm zu Gemüte, daß seine Macht in Italien auf dem Besitze von Mailand beruhe, seine ganze Autorität in Gefahr gerate, wenn er es aufgebe. Und wem wolle er es überlassen? Eben dem, der ihm unter allen Menschen den meisten Schaden getan, der die Franzosen und demnach auch die Türken gegen ihn in die Waffen gebracht habe.

Genug, man ging unvereint, ja unvertragen auseinander. Dem Kaiser machte es den bittersten Eindruck: den Osmanen gegenüber dieses gar nicht beizulegende, immer neu aufflammende weltliche und geistliche Zerwürfnis, und dazwischen alle diese auf den eigenen Vorteil gerichteten Bestrebungen von Machtvergrößerung, von denen er freilich selber nicht frei war. „Ich sehe wohl", rief er eines Tages aus, „wir müssen alle noch Türken werden: aber ich will der letzte sein".

Ein Gespräch mit dem Nuntius, der ihn begleitete, über neue Begünstigungen, die den Franzosen gewährt worden, schloß er mit dem Wort, das die Summe seines Unmuts enthält: „Geduld".

Wollte er in dem großen Kampfe, der ihm bevor-

stand, nicht allein stehen, so mußte er sich an eben die wenden, gegen die er im Jahre 1540 die Waffen ergreifen zu müssen dachte, an England und die deutschen Protestanten.

Betrachten wir, in welchem Zustand er namentlich die letzteren fand!

Siebentes Kapitel.

Irrungen der protestantischen Fürsten; Unternehmung gegen Braunschweig 1542.

Indem sich die europäische Welt noch einmal in zwei große Parteien spaltete, alle alten Feindseligkeiten sich aufs neue gegen das Haus Österreich entluden, gewann eine Macht, wie die protestantische, die über stattliche Mannschaften zu verfügen hatte und auf deren Haltung der Friede in Deutschland beruhte, eine noch stärkere allgemeine Bedeutung, als sie ohnehin besaß.

Mochten die Evangelischen auch die Osmanen verabscheuen, wie denn das Gefühl eines Gegensatzes der Christenheit gegen den Islam, durch Luther angeregt, in ihnen besonders lebendig war, und aus reichsständischer Pflicht Annäherung an den König von Frankreich vermeiden, so kam ihnen doch in der Teilnahme von Dänemark, das zu ihrem Bunde gehörte, und von Kleve, dessen Rechte zum Teil auch sächsische Rechte waren, das antiösterreichische Interesse besonders nahe: durch diese entfernteren Bundesgenossen waren sie gleichsam schon mit ergriffen und verwickelt.

Welche politische Haltung sie annehmen würden, mußte nicht allein für die Verteidigung des Kaisers, sondern, sei es nun, daß sie sich seinen Gegnern, oder

ihm selber anschlossen, für den Fortgang ihrer eigenen Angelegenheiten von durchgreifendem Einfluß werden.

Nun sehen wir aber hier nicht eine zentralisierte Macht vor uns, deren Bewegungen von der Einheit eines Willens ausgegangen wären, sondern mehrere gleich berechtigte und gleich starke Fürsten, unter denen keiner ein anerkanntes Übergewicht besaß, haben hier zu entscheiden. Wir müssen, um die Motive ihres Verfahrens, ihre Lage überhaupt zu erkennen, den vornehmsten unter ihnen und deren Begegnissen einen Schritt nähertreten.

Dann aber beginnen wir mit der Betrachtung, die sich uns wohl schon früher aufgedrängt, welche Schwierigkeit für die Durchführung der reformatorischen Gedanken, deren letztes Fundament ein religiös-moralisches war, darin lag, daß die Vorfechter desselben, an die man den Anspruch machte, diese Prinzipien in ihrem Leben darzustellen, das doch keineswegs immer leisteten. Sie waren Kinder einer rohen, mit Gewaltsamkeit und Fehde erfüllten Zeit, kräftige Naturen, aber ihrer Leidenschaften wenig Meister.

In den Zeiten, in denen wir stehen, war ein Ereignis vorgekommen, welches diesen Widerstreit recht augenscheinlich zutage brachte.

Wir kennen den freudigen Landgrafen, seine unermüdliche, von innerem Leben getragene Tätigkeit, wie in seinem Lande, so in den allgemeinen Angelegenheiten, die Kühnheit seiner Entschlüsse, die rasche Entschiedenheit, mit der er sie ausführte; wir wissen, wie

er sich von der Wahrheit der neuen Lehre fast mit theologischer Gelehrsamkeit überzeugt hatte, wie fest er daran hielt, wie gewaltig er derselben dann auch nach allen Seiten hin Bahn eröffnete. Allein wir erinnern uns auch, daß er der Genossenschaft des Glaubens und der Politik, der er angehörte, durch übereiltes Zufahren, z. B. in den Packischen Händeln, zuweilen auch Schaden getan, üble Nachrede zugezogen hat. Etwas weit Schlimmeres aber, ganz persönlicher Art, ereignete sich jetzt. Von sinnlich derber Natur, häufig auf Reisen und Gesellschaften, wo man zu spielen und zu zechen liebte, niemals geübt, sich selbst zu beherrschen, ohne Zweifel religiös ergriffen, aber darum noch nicht moralisch gebildet, verfiel er dann und wann in grobe Ausschweifungen. Seine Gemahlin, mit der er sich in sehr frühen Jahren vermählt hatte, erweckte ihm durch körperliche Übelstände und unangenehme Gewohnheiten eher Widerwillen. Indem er ihr nun aber untreu wurde, fühlte er sich als ein guter evangelischer Christ in seinem Gewissen bedrängt: er glaubte sich der höchsten Versöhnung, die ihm die Kirche darbot, des Genusses der Eucharistie, enthalten zu müssen, wie sehr er auch in seiner Seele darnach Verlangen trug; aber diese Entsagung machte seinen Zustand nur ärger. Er dachte oft, indem er das Schwert für die evangelische Kirche, für das Wort Gottes zog, wenn ihn eine Kugel treffe, fahre er doch zum Teufel.

In diesem Zustande lernte er am Hofe seiner Schwester zu Rochlitz ein junges Fräulein kennen, Marga-

reta von der Sale, die seine ganze Neigung fesselte, aber, von ihrer Mutter geleitet, seinen ungesetzmäßigen Werbungen so viel Widerstand leistete, daß er auf einen höchst außerordentlichen Gedanken geriet.

Wir erinnern uns, wie bei dem ersten Wiederbekanntwerden des Alten Testamentes von einigen die Verbindlichkeit der Monogamie bezweifelt wurde. Luther sprach sich dahin aus, daß diese Verbindlichkeit kraft der bürgerlichen Gesetze bestehe, wenn er sie auch allerdings durch keinen Spruch der Schrift als ein göttliches Gebot nachzuweisen vermöge. An einer Stelle in der Erklärung der Genesis, worin dies besonders mild ausgedrückt war, hielt jetzt der Landgraf fest. Sein Prediger und Beichtvater, Dionysius Melander, der selbst manche ungewöhnliche Verhältnisse durchgemacht, bestärkte ihn darin, statt ihn abzuhalten. Genug, Philipp faßte den Gedanken, Margareta in aller Form zu seiner zweiten Gemahlin zu machen.

Die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der er in dieser Sache verfuhr, mildert doch den Fehler wieder, den er beging.

Vor allem kam es auf die Einwilligung seiner Gemahlin Christine an. Sie gab dieselbe auf dem Schloß Spangenberg, am 11. Dezember 1539, in einer förmlichen Urkunde, mit Vorbehalt, wie sich versteht, aller ihrer übrigen Rechte und der Rechte ihrer Kinder, die ihr denn Philipp feierlich gewährleistete.

Nicht weniger aber lag ihm an der Billigung seiner Glaubensgenossen; erst durch die Beistimmung Luthers

und Melanchthons, in deren Urteil nach dem göttlichen Wort er die dispensierende Gewalt der alten Kirche sah, glaubte er in seinem Gewissen vollkommen sicher zu werden. Sie erschraken, wie man sich denken kann, als ihnen dieser unerwartete, unerhörte Antrag geschah. Wohl sahen sie voraus, welch böser Ruf ihnen und ihrer Lehre aus einem solchen Zugeständnis entspringen werde; aber so dringend waren die Aufforderungen des Landgrafen, mit so ernstlichen Beteuerungen einer ganz unabänderlichen Notwendigkeit verknüpft und so gut berechnet auf Gesinnung und Stimmung der beiden Gelehrten, daß diese sich endlich, wiewohl nicht als vor der Welt, sondern als vor Gott, und nur unter der Bedingung des tiefsten Geheimnisses, zu einem Beirat entschlossen, in welchem sie zwar nochmals alle ihre Gegengründe wiederholten, so daß ihre Schrift wie eine Abmahnung aussieht, aber zuletzt doch ihre Einwilligung nicht versagten.

Nun war aber hiebei nicht allein von Religion und Moral, sondern auch von Recht die Rede. Erst kurz vorher war Bigamie in der peinlichen Halsgerichtsordnung als eines der schwersten Verbrechen verpönt worden, und der Landgraf fürchtete, daß das Reichsgericht und der Kaiser in dieser seiner zweiten Ehe neuen Anlaß zu einem rechtlichen Verfahren gegen ihn finden würden. Um sich hiegegen zu sichern, ersuchte er den Kurfürsten, ihr Verteidigungsbündnis auf den Fall zu erstrecken, daß er um dieser Sache willen angegriffen werde, wogegen auch er ihn in allen

Fällen, die noch nicht in dem schmalkaldischen Bündnisse begriffen seien, unterstützen wolle. Erinnern wir uns, wie viel daran lag, daß der Landgraf die sächsischen Interessen in der klevisch-geldrischen Sache zu den seinen gemacht, dem Herzog von Kleve den Schutz des schmalkaldischen Bundes bewilligt hätte. Und noch viel weiter sind die Anerbietungen des Landgrafen gegangen; er hat dem Kurfürsten unumwunden in Aussicht gestellt, daß er ihn im Falle des Eintretens einer Vakanz, oder auch infolge eines Krieges, der um der Religion willen ausbrechen wolle, zum Kaisertum zu befördern gedenke. Aber auch durch diese großartige Aussicht ließ sich der ordnungliebende, legale, gesetzte Kurfürst nicht bewegen, den Vorschlag anzunehmen. Er bat vielmehr seinen Bundesgenossen, von einem Vorhaben abzustehen, welches ihre Kirche beschimpfen werde, sei ihm das aber schlechterdings nicht möglich, die Sache wenigstens in das tiefste Geheimnis zu begraben. Wofern er dies halte, habe er ja ohnehin nichts zu fürchten.

Hierauf vollzog der Landgraf, am 4. März 1540, die neue Ehe zu Rotenburg an der Fulda, wie er in dem Instrumente sagt, deshalb insgeheim und in aller Stille, „weil es ungewöhnlich sei, obwohl nicht unchristlich, noch unerlaubt, zwei Frauen zu haben".

Allein wie bald ward sein Geheimnis öffentlich bekannt, und zwar nicht allein, weil Dinge dieser Art überhaupt nicht verschwiegen bleiben — das Gerücht ging diesmal eher irre —, sondern zunächst, weil auch

noch ein dritter Hof, der albertinische des Herzogs Heinrich zu Dresden, sich um die Sache bekümmerte! Es schien, als wollte man sich dort der Landgräfin annehmen, die eine Prinzessin dieser Linie war. Als die Mutter des Fräuleins nach Sachsen zurückkam, ward sie von ihrem Gute an den Hof geholt und gleichsam peinlich befragt. Um ihre Ehre zu schützen, legte sie die Schriften vor, mit denen sich der Landgraf bei ihr selbst gerechtfertigt hatte. Hierauf erhob sich aber ein noch viel lauteres Geschrei, wie über das unerhörte, ärgerliche Beginnen des Landgrafen, so auch über den Kurfürsten, den man für einverstanden hielt und dem man auch den Beirat der Theologen zur Last legte. Johann Friedrich war ganz erstaunt und entrüstet. Er glaubte dort auch nach der geschehenen großen Veränderung wieder den üblen Willen wahrzunehmen, der unter der früheren Regierung vorgewaltet. Bittere Schriften wurden gewechselt, Botschafter gingen von einem Hoflager nach dem anderen, Tagsatzungen wurden gehalten; der Landgraf erklärte endlich, das Geheimnis sei ihm unerträglich: er wolle und müsse desselben überhoben werden.

Melanchthon war auf der Reise nach Hagenau begriffen, als diese Dinge ins allgemeine Gespräch kamen. Er war nicht stark genug, um die Mißbilligung jenes Beirates, den er mit Luther ausgestellt, die er von allen Seiten vernahm, zu ertragen. Die schmerzlichsten Gedanken, die er sich darüber machte, warfen ihn in Weimar aufs Krankenlager, und man

glaubte seine Genesung nur der kräftigen Zusprache, dem Gebete Luthers zu verdanken. Luther, aus stärkerem Stoffe gebildet, erhob sich auf einen Standpunkt, von welchem er die Sache ruhiger ansah. Es sei ein Unterschied, sagte er, was in den Nöten des Gewissens vor Gott möge nachgegeben werden, und was in äußerlicher Ordnung auf Erden recht sei. Würde der Landgraf den Ratschlag offenbaren, so würde er sich aus göttlichem Gericht in menschliches begeben, wo ihm damit nicht geholfen werden könne. Er bat ihn um Gottes willen, seine Feder nicht rege zu machen.

Was man nun aber auch sagen oder verschweigen mochte, so wurde die Sache überall ruchbar. Im Sommer 1540 findet man ihrer schon in weiter Ferne in ganz gewöhnlichen Privatbriefen erwähnt.

Und wie hätte sie nun nicht den größten Anstoß erregen sollen!

„Wer hat in langer Zeit," schreibt Joachim II., der eben mit der Abfassung seiner Kirchenordnung beschäftigt war, „jemals von einer törichteren Sache gehört"! Er meint, es müsse dem Teufel viel Arbeit gekostet haben, um dem Evangelium einen solchen Klotz in den Weg zu werfen.

König Ferdinand soll gesagt haben, er sei eine Zeitlang der evangelischen Lehre sehr geneigt gewesen; doch habe diese Sache eine andere Meinung in ihm erweckt.

Und wer könnte die Wirkung ermessen, welche ein Ärgernis dieser Art, das aus der Partei hervorging, die in vorzüglichem Grade christlich zu sein behauptete,

auf die Stimmung der Gemüter in aller Welt hervorgebracht hat?

Auch diejenigen Sachen aber, welche unmittelbar in die Augen fielen, waren für den Fortgang der Dinge von größter Bedeutung.

Die vornehmste war, daß der Landgraf, den man sogar von dem Mittelpunkt seiner Partei her mit Kaiser und Reich drohte (hat doch Luther selbst einmal darauf provoziert), sich dem Kaiser annäherte. Nicht als ob der erste Grund dazu aus dieser Angelegenheit entsprungen wäre: wir wissen, wie nach dem Frieden von Cadan ein besseres Vernehmen entstand und seitdem von Lunden und Königin Maria unterhalten wurde; doch um vieles enger schloß sich der Landgraf nunmehr dem Kaiser selbst an; er sagte, er müsse Mittel suchen, um Leib und Gut, Land und Leute zu retten. Bei der Zusammenkunft zu Worms, auf dem Reichstage von Regensburg zeigte er eine unerwartete Nachgiebigkeit; er fesselte endlich seine ganze Politik durch das engste Bündnis mit dem Kaiser.

In demselben Grade mußte nun aber auch sein Verhältnis zu anderen Bundesverwandten, namentlich zu Johann Friedrich, lockerer werden.

Johann Friedrich zeichnete sich eben durch die sittlich strenge Haltung, die er beobachtete, vor allen Zeitgenossen aus.

Nicht allein seiner Gemahlin hielt er unverbrüchliche Treue, sein Hof war überhaupt ein Muster von guter Zucht und Sittsamkeit; auch sein Feldlager wußte er in dieser Hinsicht in Ordnung zu halten. Nie ging ein unzüchtiges Wort aus seinem Munde; eine Unwahrheit hätte er um keinen Preis ausgesprochen: auf jede seiner Zusagen konnte man sich heilig verlassen. Wir lesen in dieser Zeit so viel von geheimen Ränken, hinterlistigen Umtrieben. In Johann Friedrich war kein Falsch. Er sagte nicht allein nichts, was er nicht dachte, er dachte auch nichts, was er nicht hätte sagen dürfen. Da uns eine große Zahl seiner geheimsten Briefschaften zu Händen gekommen, so können wir mit aller Zuverlässigkeit sagen, daß von jenen weitaussehenden Plänen, die man ihm zuweilen schuld gab, nie die Rede gewesen ist. Er war zufrieden, in seinem Lande hin und her zu ziehen: von der Hofhaltung zu Weimar, wo er dann und wann fürstliche Nachbarn, seine Freunde, bei sich sah und ihnen vielleicht ein Trinkgelag veranstaltete, immer aber mit der Rücksicht, daß er nicht des andern Morgens an der Arbeit gehindert würde, nach einer seiner Bergstädte, wo bei seinem Einzuge die schönsten Erzstufen aus neu eröffneten Kuxen vor ihm hergetragen wurden, wo er dann wohl die Einwohner, Männer und Frauen, Alte und Junge, zu sich einlud und ihnen ein ländliches Fest gab, oder nach seiner Universität Wittenberg, die er zum Teil als seine eigene Schöpfung betrachtete, da er zuerst sie fester begründet hatte, wo

unter der Jugend, die aus aller Welt zusammenströmte, auch seine Söhne studierten und die von Melanchthon gegründete Disziplin durchmachten; er versäumte nicht, den feierlichen Redeübungen beizuwohnen, in denen sie ihre Kenntnisse darlegten. Hier befand er sich in dem Mittelpunkte der Tätigkeit des Jahrhunderts und seiner eigenen. Von hier war die Lehre ausgegangen, deren Tiefsinn und Kraft sein einfaches, ehrliches Gemüt vollkommen durchdrungen hatte. Aufrichtiger als er konnte niemand überzeugt sein, daß diese Lehre den Inhalt des göttlichen Wortes wiedergebe und die unerläßliche Pflicht erheische, sie zu bekennen. Er spottete der Beschuldigung, die Reformation der Kirche sei von seinen Vorfahren oder von ihm um der geistlichen Güter willen unternommen worden; er meinte, das würde heißen, die Schüssel zertrümmern, um sich des Löffels zu bemächtigen; so viele Widerwärtigkeiten habe man darüber bestanden und bestehe sie noch; allein es reue ihn nicht: aus der bekannten Lehre sei nun auch alles Gute hervorgegangen, wahrhafter Gottesdienst, Besserung des Volkes, auch Erkenntnis des Gehorsams gegen die Obrigkeit; der schmalkaldische Bund habe eine fortwährende Ausbreitung des Evangeliums ohne Krieg noch Blutvergießen hervorgebracht. Unaufhörlich arbeitete, schrieb er dafür. In den Archiven finden sich eigenhändige Aufsätze von mehreren Bogen von ihm, welche zugleich in aller Weitläufigkeit damaliger Kanzleiformen, so daß er von sich selbst nicht selten in der dritten Person

mit dem Prädikat „kurfürstliche Gnaden“ redet, abgefaßt sind. Die Entwürfe seiner Räte korrigiert er von Anfang bis Ende durch und bedeckt den Rand des Papiers mit seinen Zusätzen. Und man dürfte nicht etwa glauben, daß er hierin dem Rate seiner Theologen, namentlich Luthers, zu viel gefolgt sei. Er ist von Ehrfurcht für seinen Doktor durchdrungen: ein Blatt von ihm sei ihm lieber als ganze Bogen von anderen; sein Wort dringe ihm durch Mark und Bein; er läßt den Tadel nicht gelten, der nicht selten über seine Heftigkeit erhoben wurde: denn er werde wohl weiter sehen und mehr verstehen als andere. Aber in den Geschäften gibt er ihm vielleicht weniger Gehör, als gut gewesen wäre. Nicht selten ist Luther über das Verhalten, das am Hofe beliebt ward, mißvergnügt: „mir kommen Gedanken“, sagt er einmal, „von denen ich wollte, sie kämen mir nicht“. Hie und da habe ich sogar zu bemerken geglaubt, daß sich in Luther selbst eine ursprünglich richtige und reinere Auffassung durch die Einwirkung des Hofes trübte.

Was den Fürsten beschränkte, war der mancherlei nachbarliche Hader, in dem er befangen war. Einer Sinnesweise wie der seinen widerspricht es nicht, daß er, sehr entfernt, nach dem Fremden und Entlegenen zu trachten, doch seine Rechte und Ansprüche, die er freilich für unleugbar hielt, mit Eifersucht behauptete. Dem Grafen von Schwarzburg, der seine Herrschaften beim Reiche zu versteuern Miene macht, schickt er unverzüglich einen Trompeter nach Arnstadt und läßt

ihm ungnädige Anzeigung tun; den Erfurtern, die ihm einen Abtrag versagen, läßt er dafür das Amt Großrudstedt mit bewaffnetem Volk entreißen. Nun geschah aber, daß Streitigkeiten dieser Art nur allzu oft und allzu nahe mit der Religionssache in Berührung kamen. Wir wissen, wie Johann Friedrich mit seinen Nachbarn, Albrecht und Georg, die den alten Glauben in Norddeutschland aufrechtzuerhalten suchten, in mannigfaltige Händel über allerlei Besitztümer, Ansprüche, Gerichtsbarkeiten, z. B. mit dem letzteren über das Burggraftum zu Magdeburg und das Grädengeding in Halle, verwickelt war. Von Heinrich von Braunschweig fürchtet er, er hege Gedanken wie seine Altvordern, Heinrich der Stolze und Heinrich der Löwe, und trachte nach der kurfürstlichen Würde von Sachsen. Mit dem Kurfürsten von Brandenburg war er auch dann noch in einer Art von Eifersucht, als derselbe dem Bekenntnis beigetreten. Unter anderem erregte jene Gesandtschaft an Luther im Jahre 1541 sein Mißfallen, einmal weil er nicht gern sah, daß der wenigstens nicht geliebte Nachbar, an dessen Festigkeit er nicht glaubte, sich an seinen Doktor wendete, sodann weil er, der Landesfürst, vorbeigegangen worden: er selbst kam mit seinem Kanzler herbei, um der Antwort Luthers ihre Form zu geben. In dem Verhältnis zu König Ferdinand durchkreuzten sich unaufhörlich die Sachen der Religion und der Wahl. Es versteht sich, wenn die weltlichen Interessen mit den geistlichen in Widerstreit kommen, zögert Johann

Friedrich keinen Augenblick, die ersteren nachzusetzen; für ihn beginnt die Gefahr erst, wenn sie zusammenstimmen, ineinanderfallen: dann gewinnt auch das Geringste für ihn eine höhere Bedeutung, und er hält es mit Hartnäckigkeit fest. Wer weiß nicht, wie oft kleine, nahe, dringende Rücksichten den Blick in großen Angelegenheiten beschränken? Es ist eine der Mangelhaftigkeiten in dem menschlichen Wesen überhaupt, daß sie zusammentreffen können. Wir werden Johann Friedrich noch einmal begegnen, wo in einem großartigen Unglück alle Schlacken von ihm weggeschmolzen sind und seine religiöse Gesinnung in voller Reinheit strahlt. Damals machte sein Verfahren wohl noch den Eindruck, als wolle er „über alle Augen halten, die er im Würfelspiel geworfen". Er zeigte sich reizbar, mißtrauisch, eigensinnig und durch kleine Verhältnisse in engem Gesichtskreise befangen; die Mittel, die er ergriff, entsprachen oft mehr seiner Stimmung, als daß sie auf die Erreichung des Zieles wohlberechnet gewesen wären.

Betrachten wir nur sein Verfahren in der wichtigsten seiner Angelegenheiten damaliger Zeit, der Wiederbesetzung des im Jahre 1541 erledigten Bistums Naumburg.

Ein Fürst, wie sein Oheim, würde wohl verstanden haben, die Domherren zu einer ihm genehmen Wahl zu vermögen. Johann Friedrich hatte sie aber durch mannigfaltige Zumutungen geistlicher und weltlicher Natur vorlängst verstimmt, und sie wählten Julius

Pflug zum Bischof, von dem sie wohl wußten, daß er ihn nicht mochte. Julius Pflug war einer der gelehrtesten Edelleute Norddeutschlands, gebildet und gemäßigt; aber er hielt an dem Wesentlichen der katholischen Überzeugung fest. Johann Friedrich, der ihm schuld gab, er habe Naumburg zu dem Nürnberger Bündnis bringen wollen, erklärte, daß er ihn nimmermehr dulden werde. Mit unumwundenen Worten ließ er ihn wissen: wer es nicht mit S. kurf. Gnaden und ihrer Konfession halte, den könne S. Gnaden nur als ihren Widerwärtigen betrachten. Die Räte Johann Friedrichs verhehlten ihm die Gefahr nicht, die er durch einen Schritt dieser Art auf sich ziehe. Das Reich, sagte ihm Brück, den auch Luther hiebei unterstützte, habe sich die bisherigen Anordnungen, von denen nur der niedere Klerus und die Klostergeistlichkeit betroffen worden, gefallen lassen; aber etwas ganz anderes sei es, nun auch die höhere Geistlichkeit, einen Bischof, anzugreifen: da werde sich alles entgegensetzen, was dem Papsttum noch anhänge. Der Kurfürst wandte ein, auch in Dänemark, Schweden, England und dem Herzogtum Preußen habe man Veränderungen vorgenommen; der Kaiser selbst habe in Lüttich und Utrecht etwas Ähnliches getan; es gebe keinen Potentaten, der ihn darüber angreifen werde, und das Kammergericht fürchte er nicht. Er vergaß, daß sein landesherrliches Recht so unbestritten nicht war, und daß man jetzt vor allem sich hüten mußte, die Majorität, die schon im Zerfallen begriffen war, wieder zu

vereinigen. Die Wittenberger Theologen hätten wenigstens gewünscht, daß ein Reichsfürst, z. B. Georg von Anhalt, mit der geistlichen Verwaltung beauftragt worden wäre, und Luther gab demselben das beste Zeugnis; aber Johann Friedrich fürchtete die Verbindung, in welcher Fürst Georg mit Erzbischof Albrecht stehen könnte, und zog den Lizentiaten Nikolaus von Amsdorf vor, dessen Sinnesweise der seinen ohnehin entsprach. Die weltliche Verwaltung nahm er selber an sich.

Und wäre nun der neue Bischof nur auch ernstlich zu durchgreifenden Verbesserungen unterstützt worden! Luther beklagte sich, der Hof unternehme eine Sache kühnlich; ehe sie aber noch recht ins Geleise gekommen, wenn man nur die Welt aufs neue auf sich geladen habe, rege keiner die Hand.

Natürlich erfüllte Julius Pflug das Reich und den kaiserlichen Hof mit seinen Klagen, und es spann sich dort eine neue, weitaussehende Streitigkeit an. Aber auch in der Nähe zeigten sich widerwärtige Folgen. Der meißnische Adel fühlte sich in Pflug, der einem seiner vornehmsten Geschlechter angehörte, abermals beleidigt.

In einer verwandten Angelegenheit brach gleich darauf ein Hader zwischen beiden Landschaften aus, der ernsthafter zu werden drohte als jemals ein anderer.

Bei der Erbteilung der beiden Linien im Jahre 1485 war auch der Schutz und die Hoheit über die drei Bistümer verteilt worden: den Albertinern war Merseburg, den Ernestinern Naumburg zugefallen; Meißen sollte gemeinschaftlich sein.

Im Laufe der Zeit, bei der fortgehenden Ausbildung des Territorialstaates, war nun aber geschehen, daß auch von dem Stifte Meißen ein Teil sich mehr dem einen, ein anderer dem anderen Fürstentum anschloß. Namentlich erkannte das Amt Wurzen die Hoheit der Ernestiner. Sie hatten da das Geleite der Straßen, sie empfingen die Beschwerden über die bischöfliche Verwaltung; ihnen ward die Heeresfolge geleistet, wie z. B. im Bauernkriege; man beobachtete ihre Landesordnungen. Allein sie mußten, wie an vielen anderen Stellen, auch hier Gegenwirkungen der in der Nähe mächtigen Albertiner erfahren, und zwar um so mehr, seitdem die Religionsspaltung ausgebrochen, wo sich dann der Bischof natürlicherweise lieber an den katholischen Fürsten hielt: Herzog Georg hatte unter anderen in den letzten Jahren die Türkensteuer auch von Wurzen eingebracht.

Nun war zwar nach dessen Ableben Herzog Heinrich unter dem Einfluß Johann Friedrichs eingesetzt und befestigt worden, — nach dem Tode Heinrichs im Jahre 1541 hatte sich Johann Friedrich auch um dessen Nachfolger Moritz ein großes Verdienst erworben. Auf Antrieb seiner Gemahlin und seines allvermögenden

Ministers, Schönberg, hatte nämlich Heinrich ein Testament aufgesetzt, nach welchem das Land zwischen seinen beiden Söhnen geteilt werden sollte. Eine selbstsüchtige Politik würde hierin vielleicht die Gelegenheit gesehen haben, sich über die gesonderten und daher schwächeren Stammesvettern eine fortwährende Autorität zu sichern. In dem ehrlichen Johann Friedrich kam aber ein Gedanke dieser Art nicht auf; er trug vielmehr nach Kräften dazu bei, daß Moritz in den Besitz des ungeteilten Landes gelangte. Alles das aber führte doch noch immer zu keinem vollständig guten Verhältnis, nicht einmal bei Heinrich, der z. B. sich der Ordnung des schmalkaldischen Bundes niemals ganz unterwerfen wollte, noch viel weniger aber bei Moritz, der die alten Räte des Herzogs Georg wieder hervorzog und nicht gemeint war, um vergangener Wohltaten willen, wie groß sie auch sein mochten, momentane Beeinträchtigungen zu dulden, auch nur in geringen Dingen.

Als im Jahre 1542 eine neue Türkensteuer ausgeschrieben ward, versäumte der Bischof, wie er wohl schuldig gewesen wäre, die zur Einbringung derselben angeordnete ständische Versammlung des ernestinischen Fürstentums zu besuchen: auf die Anforderung Johann Friedrichs gab er nur ausweichende Antworten; jetzt aber war dieser entschlossen, sein Recht wenigstens in Wurzen geltend zu machen: ohne erst bei seinem Vetter anzufragen, ließ er diesen Ort im März 1542 mit Truppen besetzen, die Stände des Amtes ver-

sammeln und sie von seinetwegen zur Zahlung der Steuer auffordern.

Hierüber aber geriet nun die albertinische Landschaft in Feuer und Flamme. Mit einem Teile des Adels stand der verletzte Bischof in Verbindung; ein anderer war durch die Pflugsche Sache aufgeregt; jetzt glaubten die beleidigten alten Räte eine Gelegenheit gefunden zu haben, um sich zu rächen. In dem jungen Fürsten erhob sich der leicht zu begreifende Ehrgeiz, nichts zu verlieren, was seine Vorweser besessen; er forderte seine thüringischen, meißnischen und gebirgischen Mannschaften zusammen und erschien mit einer bedeutenden bewaffneten Schar im Felde.

Eine so drohende Demonstration hatte der Kurfürst doch nicht erwartet. Auch er mahnte nun seine Landsassen auf, aus dem Amte Weimar allein 100 Mann zu Pferde, 1800 Mann zu Fuß, und stellte ein wenigstens nicht minder zahlreiches Heer dem Herzog entgegen. Es schien, als würden die beiden Vettern, beide evangelische Fürsten, unmittelbar aneinander geraten.

Ganz bestürzt war Luther, daß der alte Hader, der durch die Einführung der evangelischen Lehre gehoben zu sein geschienen, nun doch in aller seiner verhaltenen Wut hervorbrach. Zwischen den kriegbereiten Scharen ließ er, ihr Apostel, seinen mächtigen Friedensruf ertönen. „Der Satan suche aus diesem Funken ein Feuer aufzublasen, zur Freude der Feinde, zum Gelächter der Türken. Wie werde die Welt spotten, daß die Evangelischen, die ihr den Weg zum Himmel zu

weisen vorgeben, eine so geringe Sache nicht in Frieden auszumachen verstehen! Bisher sei das Hofgericht nicht befragt, noch die Stände und Gelehrten des Landes, noch die erbvereinigten Fürsten; ohne weiteres richte man Aufruhr an in einem Lande, dessen beide Fürsten unter zweier Schwestern Herzen gelegen, wo der Adel in vetterlicher, beinahe brüderlicher Verwandtschaft stehe, Bürger und Bauern gegenseitig Söhne und Töchter gegeben und genommen. Er seinerseits trete zu dem Teile, der Frieden und Recht anbiete; der könne sich fröhlich wehren und der Vergebung seiner Sünden gewiß sein; den Unfriedlichen und Rachgierigen dagegen kündige er an, daß sie, wenn sie im Kriege umkommen, ewig verdammt sein werden". Er wandte sich an die Mannschaften im Felde und forderte sie auf, den unfriedfertigen Fürsten zu verlassen.

Und in diesem Augenblick erschien auch bereits Landgraf Philipp, der, noch nicht versöhnt, weder mit Johann Friedrich noch mit Luther, doch unmöglich den Ausbruch einer Fehde unter seinen nächsten Verbündeten und Freunden dulden konnte. Hatte Luther die großen Verhältnisse vor Augen gestellt, gegen welche die Irrung anstieß, so lag dem Landgrafen das Amt ob, diese selber nun in ihren kleinen Beziehungen auszutragen. Es ward ihm schwer genug: er sagt einmal, er sei dabei lebendig im Fegefeuer; aber endlich gelang es ihm doch. Es ward ein Abkommen geschlossen, nach welchem Wurzen dem Bischof zurück-

gegeben, aber dessen Verpflichtung, seine Türkensteuer zur Hälfte dem einen, zur Hälfte dem anderen Fürsten zu überliefern, ausdrücklicher als jemals festgestellt ward. Beiden Linien sollte die Hoheit im Bistum gemeinschaftlich zustehen: sie sollten beide (worüber viel gestritten ward) in den verschiedenen Ämtern desselben den freien Durchzug haben; im Amt Wurzen sollte die Visitationsordnung des Kurfürsten, im übrigen Stifte die des Herzogs beobachtet werden.

Man sieht wohl, das Abkommen war dem Kurfürsten sehr günstig. Nun habe derselbe doch, sagt Melchior von Osse, einen Fuß in das Land Meißen gesetzt; wären nur die Veranlasser dieser Unlust um eine Spanne kürzer gemacht worden! Da sie wohl dafür gesorgt, daß das nicht geschehen, so werde noch mancher Widerwille im Hause Sachsen erfolgen.

Fürs erste war jedoch die Beilegung dieser Händel, zumal da die Unterhandlungen dazu beigetragen hatten, das Vertrauen zwischen Johann Friedrich und Philipp wiederherzustellen, ein großes Glück.

Während es sich anließ, als würden zwei der mächtigsten evangelischen Fürsten untereinander handgemein werden, kamen auf der anderen Seite die alten Feindseligkeiten der reichsständischen Mehrheit, die so lange gedroht, wenigstens an einem Punkte wirklich zum Ausbruch.

Durch den Widerspruch, der immer stärker wurde, war das Kammergericht nur um so heftiger gereizt worden. Die Beisitzer desselben, die mit den Priestern in Speier zusammenlebten, mit ihnen aßen und tranken und ebensoviel Anstoß gaben wie sie, waren zwar nicht etwa sehr eifrige Gläubige; sie meinten: glauben möge jeder, was er wolle, auf den Rechtspunkt allein komme es an in der Welt; aber um so mehr schalten sie auf die protestantischen Fürsten, auf das, was sie deren Kirchenraub nannten; sie gedachten ihrer nie ohne Schmähungen. Wir erinnern uns der Klagen, welche Herzog Heinrich wider die Stadt Goslar anhängig gemacht, weil sie ein paar Klöster in ihrer Nähe hatte niederreißen lassen, aus denen er sie leicht hätte angreifen können. Ihrer Verteidigung und Gegenklage, den Einreden der Protestanten und den kaiserlichen Inhibitionen zum Trotz ward doch am Ende die Acht gegen Goslar ausgesprochen. Während des Gespräches zu Worms ward sie dort an die Kirchentüren angeschlagen. Herzog Heinrich war entschlossen, ein Urteil zu vollstrecken, das ihm die erwünschteste Gelegenheit gab, sich an den verhaßten Nachbarn, mit denen er schon so lange haderte, zu rächen.

Die Protestanten hatten nicht gesäumt, sich der Stadt anzunehmen. Sie wären 1541 nicht nach Regensburg gekommen, hätte der Kaiser die Acht nicht suspendiert. Die sonst günstige Erklärung über die Suspension der Prozesse, die der damalige Abschied enthielt, genügte ihnen gleichwohl noch nicht: in der

Deklaration mußte ausdrücklich festgesetzt werden, daß damit auch die gegen Goslar ausgesprochene Acht suspendiert sein solle. Mit der Erneuerung der Deklaration im Jahre 1542 ward auch dieser Artikel erneuert; ja, Ferdinand ging damals noch einen Schritt weiter: um alle Ausrede abzuschneiden, erklärte er, die Aufschiebung solle auf die ganze Dauer der Deklaration die Kraft einer Lossprechung haben.

Wie von jeher, suchten die Protestanten auch jetzt an der kaiserlichen und königlichen Macht einen Rückhalt gegen die Beschlüsse der Majorität und die in ihrem Sinne erfolgenden Gerichtssprüche. Allein Herzog Heinrich meinte sich nicht darum kümmern zu müssen. Schon vom Reichstage zu Regensburg schrieb er in sein Land, die kaiserliche Suspension laufe wider die Ordnungen des Reiches und könne ihn nicht binden; er befahl seinem Großvogt, einem Stechau, sich kein Mandat irren zu lassen, möge es nun vom kaiserlichen Hofe oder vom Kammergericht kommen. Demgemäß verfuhr er, als er zurückgekehrt, auch selber. Herzog Heinrich hat später, nach seinem Unglück, auch bessere Zeiten gehabt; damals aber schien er nichts zu kennen, als seine Begierden und Wünsche. Ihm machte es nicht so viel Skrupel, wie seinem hessischen Nachbar, seiner Gemahlin untreu zu werden: einem jungen Hoffräulein derselben ließ er in Gandersheim Vigilien und Seelenmessen halten; indes lebte sie auf dem hohen Schloß zu Staufenburg und empfing Jahre lang seinen regelmäßigen Besuch. Den eigenen Bruder hat er

zwölf Jahre gefangengehalten und ihm am Ende nur gegen den nachteiligsten Vertrag die Freiheit zurückgegeben. Auch im täglichen Leben war er nicht gewohnt, Rücksicht zu nehmen. Ich finde Bemerkungen darüber, daß er beim Kurfürsten von Brandenburg eintritt, während dieser speist, und sich das nicht hindern läßt, ein Zwiegespräch mit ihm zu suchen, daß er beim Gelage, wenn ihm ein älterer Fürst nicht mit gleich starken Zügen Bescheid im Trunke tut, wie beleidigt aufsteht. Auch in öffentlichen Dingen weiß er nur von sich selber, niemals von den anderen. Wenn er um sich sah, so konnte ihm nicht entgehen, daß er jetzt weder bei dem Kaiser, noch bei seinen näheren Verbündeten auf Hilfe rechnen dürfe. Der Stellvertreter des Erzbischofs Albrecht in Magdeburg hatte ihn sogar gewarnt und ihm lediglich friedliche Ratschläge erteilt. Er mußte sich besinnen, daß der allvermögende bayerische Rat, über den er sich wegwerfend ausgedrückt, sein Freund nicht war. Erwägungen dieser Art aber lagen nicht in seiner Sinnesweise. Trotzend auf das Recht, das ihm durch das Urteil zuteil geworden, schritt er gegen Goslar täglich gewaltsamer vor. Die Besitztümer der Stadt, die in seinem Gebiete lagen, zog er ein; die Bauern auf diesen Gütern mußten das Getreide ausdreschen und das Korn in die Hauptorte seiner Gerichte führen; ihre Renten und Zinsen mußten in seinen Ämtern gezahlt werden. Auch von anderen Seiten schnitt er ihnen die Zufuhr ab; er ließ Holz in ihren Forsten

schlagen; wehe dem, der sich außerhalb der Mauern betreten ließ! In ein ähnliches Verhältnis setzte er sich zu gleicher Zeit gegen Braunschweig, obwohl er hier größeren Widerstand fand. Wenn er die Eichen des Stadtforstes fällen ließ, kamen ihm die Bürger wohl darin zuvor, daß sie das Holz nach Hause fahren ließen. Wenn er sich an braunschweigischen Bauern vergriff, so setzte die Stadt dagegen fürstliche Bediente fest. Schon ließ er auch hier die gewohnten Straßen verlegen und befahl in seinen Dörfern, Gräben zum Kriegsgebrauch zu ziehen. Die Stadt entschuldigt das Ausbleiben ihrer Gesandten zuweilen mit der Leibesgefahr, womit ihr ungnädiger Herr einen jeden bedrohe, der das Weichbild verlasse.

Es leuchtet ein, daß die beiden Städte in Gefahr waren, Goslar in einer sehr nahen und dringenden, in die Hände des Herzogs zu fallen. Vergebens schickte König Ferdinand seine Abgeordneten, Eberhard von Freiberg und Dr. Knoller, um ihn zu warnen. Er antwortete, er werde die ergangene Acht vollstrecken, und sollte er darüber Güter und Vermögen zusetzen.

Das entspricht doch dem Gedanken des rechtlichen Krieges, welcher 1530 gefaßt worden, aus welchem die Verbindungen von Halle und von Nürnberg hervorgegangen waren; jetzt wurde eigentlich der erste ernstliche Versuch gemacht, ihn auszuführen, ein im Sinne der Majorität erfolgtes Urteil durch offene Gewalt zu vollstrecken.

Eben hiegegen aber war der schmalkaldische Bund

geschlossen worden. Auf dem Reichstage zu Speier gaben die Bundesverwandten den beiden Oberhauptleuten Vollmacht, wofern der Herzog den königlichen Befehlen keine Folge leiste, der Stadt Goslar zu Hilfe zu kommen und sie im Namen aller zu entledigen.

Nach Beilegung jener Wurzener Irrungen hatten diese wieder freie Hand und konnten die Sache ernstlich ins Auge fassen.

Dazu dienten nun doch die Verbindungen des Landgrafen, daß von keiner Seite Widerstand zu erwarten war. Leonhard von Eck hatte ein Geschenk desselben angenommen und ihm dafür das Wort gegeben, daß sein Herr dem Braunschweiger nicht zu Hilfe kommen sollte. Granvella hatte ihm gesagt: Herzog Heinrich verrechne sich, wenn er, auf den Beutel des Kaisers zählend, Krieg anfangen wolle; würde er eine oder die andere Stadt vergewaltigen, so werde ihm der Kaiser dann mit nichten beistehen. Worte, die fast eine Ermutigung in sich schließen, den Herzog zu züchtigen.

Die Frage konnte nur sein, ob man einfach den beiden Städten Hilfe zuschicken oder dem Feinde selbst mit aller Gewalt zu Leibe gehen sollte.

Ohne Zweifel wäre das erste dem bisher eingehaltenen Systeme bei weitem angemessener gewesen: man wäre nicht über die Grenzen der Verteidigung hinausgeschritten; man hätte nicht den Verdacht auf sich geladen, als wolle man auch diesseits das Recht des Stärkeren geltend machen und dem Kaiser gewissermaßen in sein Amt fallen. Dagegen aber zog man in

Betracht, daß eine Hilfe dieser Art nicht vermögen werde, die Überlegenheit des Herzogs zu brechen, daß sie nur den Städten zur Last fallen und ihr Verderben vollenden dürfte. Ist es wohl überhaupt ausführbar, sowie man zur Anwendung der Gewalt schreitet, dieselbe so streng in bestimmte Schranken einzuschließen? Nicht allein jene Streitschriften, sondern auch Mordbrennereien, die in den evangelischen Ländern auf eine erschreckende Weise überhandnahmen und infolge der freilich auf der Tortur erpreßten Geständnisse auf Herzog Heinrich zurückgeführt wurden, hatten eine heftige Erbitterung hervorgebracht. Genug, nach wiederholten Beratungen zu Eisenach erklärten die beiden Hauptleute, sie seien entschlossen, Frieden an dem Friedbrecher zu suchen und mit hinreichender Macht — denn eine geringe Anzahl könne nicht helfen — auf Sonnabend Mariä Magdalenä im Felde zu erscheinen.

Der Landgraf brachte 13 Fähnlein oberländischer, 4 Fähnlein niederdeutscher Landsknechte, der Kurfürst überhaupt 15 Fähnlein Knechte aus beiden Landesarten zusammen; jeder hatte 2000 Reiter; sie vereinigten sich bei Gandersheim. Indessen hatte man zu Braunschweig nicht allein ein paar tausend Mann zu Roß und zu Fuß geworben; der Rat erinnerte die Bürgerschaft, daß sie jetzt zu ewigem Nachruhm ihre Freiheit mit ihren Händen erkämpfen könne; eine gute Anzahl Bürger und Bürgersöhne hatte hierauf die Waffen ergriffen und erschien in drei Haufen im

Felde. Auch Goslar fehlte nicht. Alle zusammen mochten eine Masse von 20000 Mann bilden.

Wie hätte Herzog Heinrich einem so überlegenen, ihn zugleich im Innern seines Landes und von den Grenzen her bedrängenden Feinde eigentlichen Widerstand entgegensetzen können? Seine Hoffnung beruhte allein darauf, daß seine festen Häuser, vor allen Wolfenbüttel, wohin er die Getreuesten seiner Ritterschaft und einen Teil der Mannschaften von Städten und Dörfern versammelt hatte, sich so lange behaupten würden, bis er ihnen Hilfe bringe. Um diese herbeizuholen, verließ er selbst mit seinem Sohne das Land.

Nach dem ersten Bezeigen und Anschein zu urteilen, mußte man glauben, wenigstens das feste Wolfenbüttel würde sich auf das tapferste verteidigen. Dem Trompeter, der die Aufforderung zur Übergabe brachte, antwortete die Besatzung, er möge über drei Jahre wieder nachfragen, der Hausmann vom Turm empfing die Heranrückenden mit der Melodie eines Schimpfliedes. Als man in der Nähe zu schanzen begann, machten die Belagerten einen Ausfall, der ihnen sehr gut gelang und einen nicht geringen Schrecken unter den Bundestruppen verbreitete; sollte die Schanze vollendet werden, so mußte der Landgraf persönlich daran teilnehmen. Überhaupt zeigte sich Philipp ebenso geschickt wie unermüdlich. Er schlich sich wohl in einem Bauernkittel bis hart an die Feste, um die schwächsten Stellen der Mauer zu beobachten; dahin ließ er dann das schwere Geschütz, das er bis

einen Steinwurf weit herangebracht, mit aller Kraft wirken. Jener Turm, von dem er so spöttisch begrüßt worden, ward zuerst niedergeschossen, und hierauf boten sich die niederdeutschen Knechte zum Sturme an. Dahin brauchte es jedoch nicht zu kommen. Die Eroberung des ganzen Landes, auch der übrigen Festen, die Entfernung des Landesfürsten und der Ernst des Angriffes machten allmählich so viel Eindruck bei der Besatzung, daß sie sich zu freiwilliger Übergabe entschloß. Am 13. August zogen die Evangelischen triumphierend in die Feste ein. Eine Fahne ward aufgesteckt, auf welcher die Wappen der verbündeten Fürsten, Grafen und Städte vereinigt waren. Der Hofprediger des Landgrafen hielt die erste evangelische Predigt zu Wolfenbüttel, zu der er den Text vom ungerechten Haushalter wählte.

Und wie sehr hatte sich der Herzog getäuscht, wenn er irgendwoher Hilfe herbeizuführen hoffte! An dem eben versammelten Reichstage von Nürnberg war man vielmehr unwillig über ihn, daß er diese Unruhen veranlaßt. Die königlichen Räte sagten, es sei ihm nach seinen Taten geschehen. Der König selbst, dessen ganze Seele mit der Unternehmung gegen die Osmanen beschäftigt war, wünschte nur, daß die Protestanten nicht weiter schreiten und andere Stände angreifen möchten; da sie ihm dies versprachen und zugleich sich erboten, wegen ihrer Kriegsübung vor Kaiser und Reich Rede zu stehen, so gewährte er ihnen dagegen der Röm. Kais. Majestät, seine eigene und des Reiches Sicherheit.

Man mußte erwarten, daß das Kammergericht sich hiebei nicht beruhigen, daß es dem Herzog nicht immer an Freunden fehlen werde. Um so enger schlossen sich die Protestanten aneinander.

Unmittelbar nach dem Kriegszuge fand eine Versammlung des schmalkaldischen Bundes zu Braunschweig statt. Obgleich die Mitglieder nicht ohne Ausnahme das Verfahren der beiden Hauptleute gebilligt hatten, wie man denn namentlich in Nürnberg auch ungleiche Reden vernommen, so waren doch jetzt alle einverstanden; alle zeigten sich davon durchdrungen, daß es kein anderes Mittel gegeben habe, die Städte zu schützen; sie verpflichteten sich sämtlich, diese Sache gleichmäßig mit den beiden Fürsten zu vertreten und durchzuführen.

Darauf kam es nun vor allem anderen an. Es war das große protestantische Interesse.

Es konnte noch nicht genügen, bloß die Exekution eines Urteils gehemmt und den Versuch einer solchen mit Waffengewalt verhindert zu haben; des Gerichtes selbst, von welchem diese Entscheidung ausgegangen und das jetzt mit noch gefährlicheren drohte (die Revision, welche beschlossen gewesen, war in dem Momente, wo sie beginnen sollte, inhibiert worden), mußte man sich endlich einmal und auf immer entledigen.

Am 4. Dezember erließen der Kurfürst und der Landgraf eine Erklärung zugleich für sich selbst und im Namen „der hochgeborenen Fürsten, wohlgeborenen Grafen und ehrbaren Städte“ ihrer Verständnis,

worauf sie auf den Grund der Regensburger Deklaration ausführten, daß dem Kammergericht keine rechtmäßige Gerichtsbarkeit gegen sie oder ihre Mitverwandten zustehe.

Am 31. Januar 1543 ward ein abermaliger Reichstag zu Nürnberg hauptsächlich der Türkenhilfe wegen eröffnet. Die Protestanten beantworteten die königliche Proposition mit einer ausführlichen Eingabe, worin sie sich über die neuen Bedrohungen beschwerten, mit denen sie das Kammergericht, aller königlichen Zusage zum Trotz, heimsuche, entweder vollkommene Freiheit ihrer Lehre oder, wenn diese ja nicht bewilligt werden wolle, doch einen festen Rechtszustand forderten, endlich in aller Form auf die Auflösung des Kammergerichts und eine Besetzung desselben mit neuen Mitgliedern antrugen; sie erklärten, unerledigt dieser Sachen würden sie sich in keine Beratung einlassen.

Natürlich aber widersetzte sich die alte Majorität diesen Forderungen mit gewohnter Hartnäckigkeit. Es wäre den Protestanten besonders darauf angekommen, wenigstens der Deklaration in dem Reichsabschiede gedacht zu sehen, und der König säumte nicht, es in Antrag zu bringen; aber gegen dieses Aktenstück waltete gerade die heftigste Aufregung ob. Leonhard von Eck soll gesagt haben, die Welt müsse vergehen, oder alles unter die Herrschaft der Türken geraten, ehe diese Deklaration als ein Gesetz in Deutschland betrachtet werden könne.

Der Abschied, den König Ferdinand am Ende auswirkte, war sonst nicht ungünstig: die Visitation des Kammergerichtes ward darin aufs neue festgesetzt; der Herzog von Braunschweig ward ersucht, seine Sache bis zur Ankunft des Kaisers anstehen zu lassen; das in Speier angenommene Gebot des Friedens ward erneuert. Aber alles dies konnte die Protestanten nicht beruhigen. Landgraf Philipp erinnerte, ein Friedensgebot auf fünf Jahre beweise am besten, daß man keinen beständigen Frieden wolle; keine Visitation und Reform des Kammergerichtes könne zum Ziele führen, wenn man die jetzigen Beisitzer beibehalte; die Frist in Herzog Heinrichs Sache sei nur eine Henkersfrist. So dachten sie, wenn nicht alle, doch die Mehrzahl. Sie verwarfen den Reichsabschied und nahmen ihre Stellung als Minorität und Opposition wieder vollständig ein.

In dieser Lage waren die Protestanten — zwar noch keineswegs zu den Rechten gelangt, die sie in Anspruch nahmen, unter sich nicht eben einig, von allerlei Tadel nicht frei, aber gewaltig vorgeschritten und vorschreitend, militärisch mächtig und siegreich, in einer Haltung, die den Gegnern Respekt einflößte und ihren Forderungen einen großen Nachdruck gab —, als Kaiser Karl nach Deutschland zurückkam und aus der allgemeinen Lage der europäischen Angelegenheiten auch für sie die Frage entsprang, welche Politik sie in bezug darauf befolgen würden. Es war vielleicht die wichtigste, die ihnen jemals vorgelegt worden ist.

Achtes Kapitel.

Kriegszüge des Kaisers in den Jahren 1543, 1544. Reichstag zu Speier.

Im Sommer des Jahres 1543 war die Lage des Kaisers und der ganzen burgundisch-österreichischen Macht höchlich gefährdet.

Auf der einen Seite wälzte sich das osmanische Heer nach den Überresten des christlichen Ungarns dahin; am Tage St.-Lorenz, 10. August, fiel Gran in die Hände Suleimans; zuvor hatten die türkischen Geschütze das goldene Kreuz vom Münster herabgeworfen. Indessen waren die Niederlande zugleich von den Franzosen und einer klevisch-dänischen Schar unter Martin von Roßheim angefallen; jene nahmen Luxemburg und Hennegau in Besitz, diese plünderte Brabant. Schon empfand man es dort, daß der König von Dänemark allen Untertanen des Kaisers den Sund verschloß. Zu gleicher Zeit beherrschte eine vereinigte türkisch-französische Flotte die entferntesten Gewässer des Mittelmeeres; am 20. August eroberte sie die Stadt Nizza.

Es leuchtet ein, daß der Kaiser nur in Deutschland die Unterstützung finden konnte, deren er bedurfte, um zugleich Ober-Ungarn, die Niederlande und Ober-Italien zu behaupten.

Wie aber dann, wenn die Protestanten, die schon wieder von dem Kammergericht mit Zitationen heimgesucht wurden und einen Reichsabschied hatten verwerfen müssen, sich ihm hiebei widersetzten?

Die Verbindungen, in denen sie standen, hätten sie wohl dazu veranlassen können.

Als Christian III. im Jahre 1538 in den schmalkaldischen Bund trat, war er mit der Zusage einer Unterstützung für den Fall, daß er um der Religion willen angegriffen werde, nicht zufrieden; konnte er auch die übrigen Bundesgenossen nicht weiter bringen, so ruhte er doch nicht, bis wenigstens Sachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt und Mansfeld in jedem Falle Hilfe versprachen, möge die Ursache des Krieges eine weltliche oder eine geistliche sein. Diesen Beistand nahm er jetzt allen Ernstes in Anspruch.

Es hing damit zusammen, daß Gustav Wasa in Schweden, der vor dem Jahre durch einen Bauernaufruhr, welcher von dem Kaiser gebilligt worden, in nicht geringe Gefahr geraten war, unter Voraussetzung einer ähnlichen Hilfe in den schmalkaldischen Bund zu treten wünschte.

Der Herzog von Kleve war wenigstens unter der Hand von seinem Schwager, dem Kurfürsten von Sachsen, bereits unterstützt worden. Am 22. Februar 1543 empfing Herzog Wilhelm das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Hierauf brachte der Kurfürst die Aufnahme desselben in den schmalkaldischen Bund förmlich in Antrag: denn gewiß werde er dem gött=

lichen Worte nun auch weiter Raum geben, und auf keinen Fall dürfe man ihn dem Hasse der Papisten überlassen.

Hätte man es wohl den Protestanten verargen können, wenn sie sich dieser natürlichen Verbündeten angenommen und, ohne darum auf entlegene Beziehungen einzugehen, die Gunst der Umstände benutzt hätten, um den festen Frieden, den sie immer gefordert, ohne Rücksicht auf Kammergericht oder Konzil, sich endlich definitiv zu verschaffen? Hätte nicht vielleicht ihr Interesse das wirklich erheischt?

Wenigstens im Jahre 1540 waren sie auf diesem Wege gewesen. Zwischen Dänemark, Kleve und den protestantischen Fürsten war über einen Bund verhandelt worden, der sie alle vereinen sollte.

Indessen es geschah nicht, und zwar aus folgenden Gründen.

Vor allem: der Fürst, von dem bisher der Antrieb zu jeder entschiedenen Tätigkeit ausgegangen, Landgraf Philipp, war durch seinen Vertrag von 1541 gefesselt. Er hatte sich darin nicht nur verpflichten lassen, den Herzog von Kleve selber anzugreifen; ausdrücklich hatte er versprochen, ihn nicht zu unterstützen. Wohlmeinend und in aller Güte, aber unbedingt, wies er den Antrag des Kurfürsten, Kleve in den Bund aufzunehmen, zurück. Und auch das dänische Verhältnis hatten die Kaiserlichen bei jenem Vertrage nicht übersehen. Der Landgraf hatte auf alle Bündnisse in zeitlichen Sachen, in denen der Kaiser nicht

namentlich ausgenommen sei, Verzicht geleistet, ausdrücklich auf das, welches er mit dem Herzog von Holstein habe, „der sich nennt König von Dänemark“. Für ihn also gab es schon keine Wahl mehr. Unermeßlichen Einfluß hat doch jene Doppelehe gehabt. Daß die Freundschaft mit Sachsen sich dadurch lockerte und keine andere Sicherheit zu finden war, hatte den Vertrag von 1541 zwar nicht allein, aber zum großen Teil veranlaßt.

Bei dem Kurfürsten von Sachsen und den übrigen Ständen kam nun aber dem Kaiser zustatten, daß er mit dem Papst entzweit war. In Memmingen, wohin ihn sein Weg diesmal führte, nahm er erst jetzt die Huldigung an. „Als der Eid verlesen ward“, sagt der protestantische Berichterstatter, „merkte ich auf, ob man die Heiligen nennen würde; aber man nannte sie nicht, sondern allein Gott den Allmächtigen; da habe ich viele Leute vor Freuden weinen sehen“. War das Begehren der Protestanten auf dem Reichstage zurückgewiesen worden, so wußte man doch sehr wohl, daß die Schuld nicht an den kaiserlichen Ministern lag, die vielmehr mit den leitenden Abgeordneten der Majorität, z. B. dem Doktor Jonas von Mainz, in offenem Zwiespalt lebten. Granvella hatte die bestimmtesten Versicherungen gegeben: „deß solle man gewiß sein, daß die Personen, aus denen das Kammergericht bestehe, davonkommen und nicht dabei bleiben sollten. Wohl werde das den Kaiser bei vielen mit neuem Unglimpf beladen; aber man solle ihn für

einen verlogenen Mann halten, wenn es nicht geschehe".

Ein besonderer Zufall bewirkte, daß man dem Kaiser und seinem Minister in diesem Augenblicke größeres Vertrauen schenkte als jemals bisher. Aus den Papieren des Herzogs Heinrich, die man in Wolfenbüttel gefunden und eifrig durchsuchte, ergab sich unwidersprechlich, daß Granvella und der Kaiser demselben immer friedliche Ratschläge gegeben. Man forschte nicht nach, welche Motive in jedem Augenblick dazu mitgewirkt; man nahm an, daß die wahre Gesinnung des Kaisers in den Briefen sich darlege, Mäßigung und Friedfertigkeit den Grundcharakter seiner Politik ausmachen.

Und auch die allgemeinen Verhältnisse trugen zu dieser Stimmung bei. Die Lage der Dinge in Ungarn, die Bedrängnisse Ferdinands erweckten das Mitleiden der Stände. Am Reichstage hatten sie die Türkenhilfe, die man ihnen ansann, abgelehnt; aber was sie dort nicht hatten bewilligen wollen, haben sie dann aus freiem Antriebe geleistet.

Endlich beging der Herzog von Kleve, dessen enge Verbindung mit Frankreich sich ohnehin keines Beifalls erfreute, soeben eine Handlung, die ihm die Gunst auch seiner wärmsten Freunde raubte.

Noch einmal war, hauptsächlich aus Rücksicht für den Kurfürsten, dem Herzog ein Stillstand bewilligt worden, bis zwei Monate nach der Ankunft des Kaisers, in welcher Zeit noch ein friedlicher Ausgleich

versucht werden sollte, unter der einzigen Bedingung der Rückgabe von Sittard. Der Herzog, durch sein bisheriges Glück und, wie es scheint, ausdrückliche Zusagen der Franzosen verführt, verweigerte diese Bedingung und wies den Stillstand von sich.

Nichts konnte den Wünschen des Kaisers besser entgegenkommen.

Wenn er überlegte, welchen von seinen Feinden er zuerst angreifen sollte, so stellte sich ihm vor allen der Herzog von Kleve dar. Keiner war ihm so verhaßt, als der Blutsverwandte und Reichsvasall, der ihm ein Land vorzuenthalten wagte. Der hielt doch immer das Reich in Aufregung; er verschaffte Franz I. die Hilfe deutscher Waffen; er machte einen Angriff von Dänemark zu Lande allererst möglich und unterbrach das Gedeihen, die Ruhe und auch die Leistungen der Niederlande. Granvella sagt: „und wenn der Kaiser auf der anderen Seite die Türken daherziehen sähe, würde er sich doch zuerst gegen Kleve wenden.“ Gegen diesen Feind ließen ihm nunmehr die Fürsten freie Hand.

Der Kurfürst von Sachsen versuchte höchstens noch einmal eine Fürbitte. Er bekam die Antwort, wenn er je den Herzog unterstützt habe, so solle das vergessen sein; aber nun möge er sich auch nicht weiter in die Sache mischen, dann werde er einen gnädigen Kaiser haben, der sich als ein Bruder gegen ihn zu halten gedenke.

Am 12. August fragte der sächsische Vizekanzler

Burkhard bei Granvella an, ob es kein Mittel gebe, den Krieg zu vermeiden. Granvella erwiderte, er habe soeben auf einen neuen Antrag bei dem Herzog abermals eine abschlägige Antwort bekommen; es gebe kein Mittel weiter, der Würfel sei gefallen: die Sache müsse mit den Waffen ausgefochten werden.

Und so eröffnete der Kaiser seinen Kriegszug.

Er hatte 4000 Spanier, alte, kriegsgeübte Truppen, und ebensoviele Italiener mit sich gebracht; bei den deutschen Kriegsleuten hatte sein Name von jeher einen guten Klang; als jetzt die Werbetrommel gerührt ward, sammelten sich die Landsknechte rasch zu seinen Fahnen; junge Edelleute sah man wider den Willen ihrer Väter Dienste nehmen; eine ganze Anzahl der Stände ließ sich bereit finden, Geschütz und Pulver herzugeben. Pfalzgraf Wolfgang trug kein Bedenken, gegen einen aus der Mitte der Fürsten in Person einige Fähnlein herbeizuführen; mit einem Heere von 35 000 Mann zog der Kaiser den Rhein hinunter.

Vom 17. bis 20. August finden wir ihn in Bonn. Einen ganz neuen Eindruck machten die Italiener und Spanier, von denen ihre Hauptleute selber sagten, daß sie nicht zu zähmen seien, mit den zerrissenen und zerschossenen Fahnen, Zeugen ihrer alten Dienste, unter welchen sie einherzogen. Mit der Pracht der Herren wetteiferte diesmal der Kaiser selbst. Er soll gelächelt haben, wie er sich zu Pferd erblickte, ganz wie dieses in Eisen und goldenem Schmuck. Man sah

ihn freudig wie im Fluge die Reihen durcheilen, alles anordnen, bessern; dem Hans von Hilchen gab er mit eigener Hand die Rennfahne. So rückte er nach dem Klevischen vor.

Der Herzog zählte auf die Hilfe des Königs von Frankreich; allein jetzt erfuhr er, wie so mancher andere Verbündete dieser Macht, wie falsch seine Politik gewesen war. König Franz dachte wenig an die Versprechungen, die er gegeben; statt ihm zu Hilfe zu kommen, wollte er den Augenblick benutzen, um, wie das Land, so auch die Stadt Luxemburg, auf die er selber Ansprüche machte, zu erobern.

Die Folge war, daß der Herzog von Kleve in die nämliche ungünstige Lage geriet, in welcher wir soeben Heinrich von Braunschweig gesehen; seine einzige Sicherheit bestand in seinen Festungen. Namentlich hatte er Düren mit doppeltem Graben, zwischen beiden einen mächtigen Wall bis zur Höhe der Mauern, befestigt; er hielt es für unbezwinglich.

Dem Geschütz aber widerstanden diese Befestigungen so wenig wie einst die Ebernburg oder wie Wolfenbüttel, und bald konnte Karl V. zum Sturm schreiten lassen. Die Besatzung wehrte sich mannhaft genug; an den gefährlichsten Stellen sah man den tapferen Befehlshaber Blaten selbst in dem vordersten Haufen der Verteidiger, mit seinem breiten Schlachtschwerte, das er mit beiden Händen schwang, und viermal ward der Feind zurückgetrieben; endlich aber errang die wetteifernde Wut der Spanier und Italiener den Sieg;

Blaten ward unter den Ruinen eines zusammenstürzenden Hauses begraben; die Wälle wurden erstiegen, die Festung genommen, die Stadt auf das entsetzlichste geplündert und verheert. In dem Schrecken, den dies verbreitete, ergaben sich Jülich, Roermond, Erkelenz.

Der Herzog war in seinem Schloß zu Düsseldorf, als er die Nachricht von dem Falle Dürens empfing. Es bezeichnet die Unselbständigkeit seiner jugendlichen Regierung recht eigen, daß er hierauf in die untere Stube hinunterging, um den daselbst versammelten Räten Vorwürfe zu machen, daß sie ihn nicht besser geleitet. Wir sehen: nicht aus ihm selber war der Gedanke der Unternehmungen gekommen, an die er sich wagte; er war nicht fähig, in dem Sturme auszudauern, den sie über ihn herbeigezogen. Im Geleite einiger Freunde und Nachbarn, die bei dem Kaiser in Gnaden standen, begab er sich in das Feldlager desselben vor Venlo, tat fußfällig Abbitte und schloß einen Vertrag, worin er auf Geldern und Zütphen sowie auf seine Verbindungen mit Frankreich und Dänemark Verzicht leistete. Seine alten Lande behielt er; aber mit der großartigen Stellung, die er in den letzten Jahren eingenommen, war es vorüber. Mehr als er fühlte das seine Mutter Maria, durch welche Jülich an Kleve gekommen und das Land groß geworden war, eine Frau von starker Gesinnung und hochstrebendem Selbstgefühl, voll von Anteil für die politische und religiöse Opposition, in der ihr Sohn und ihr Schwiegersohn von Sachsen gegen die beiden

Oberhäupter der Christenheit begriffen waren; das Unglück brach ihr Herz; sie starb, als sie die Bedingungen des Vertrages von Venlo erfahren hatte.

Auf diese Weise gelangte der Kaiser endlich doch in Besitz eines Landes, nach welchem seine Vorfahren und er selbst so lange gestrebt. In Venlo versammelten sich die vier Freiherren, die Ritterschaft nach ihren vier Quartieren, die Abgeordneten der Städte; nachdem sie der Herzog von der ihm geleisteten Pflicht befreit, sprachen sie ihn von den Zusagen und Verträgen los, durch die er sich ihnen verbunden. Dagegen nahm sie der Kaiser, als rechter Erbe und Herr, kraft der Belehnungen, die seinen Voreltern von dem römischen Reiche geschehen, in seine Untertänigkeit auf und gelobte, die Lande bei ihren Keuren und Gerechtigkeiten, die Stände bei ihren Freiheiten, Rechten, Brief und Siegel zu handhaben. Zu seinem Verweser ernannte er den Prinzen von Oranien, Statthalter in Holland.

Der Kaiser glaubte es als einen Beweis seiner Gnade betrachten zu dürfen, daß er dem Herzog seine übrigen Länder auch nur zurückgab. Die Protestanten mußten zusehen, daß der mächtige Fürst, der schon auf dem besten Wege war, ganz zu ihnen überzutreten, jetzt im Gegenteil verpflichtet wurde, nicht allein keine neuen Veränderungen in der Religion zu versuchen, sondern auch die schon geschehenen zurückzunehmen.

Und nun, des unbequemsten seiner Feinde entledigt, säumte der Kaiser nicht, gegen den mächtigsten der-

selben, den König von Frankreich, der ihn in diese Gefahren gebracht, den alten Kampf zu erneuern.

Er hatte dabei das Glück, wie in den Tagen seiner Jugend, England auf seine Seite zu ziehen.

Alle Motive der Politik zu entwickeln, die König Heinrich VIII. seit jener Zeit befolgt hatte, wo der Kaiser im Bunde mit Frankreich und dem Papst ihn anzugreifen einen Augenblick Miene gemacht, würde uns zu weit führen; hier bemerken wir nur, daß der für Deutschland so wichtige Augenblick, in welchem jene Kombination aufgegeben ward, notwendig auch für König Heinrich VIII. maßgebend wurde.

Er zuerst — denn nun brauchte er keinen deutschen Verbündeten mehr — hatte den Herzog von Kleve fallen lassen; die mit dessen Schwester erst eingegangene Ehe hatte er unmittelbar nachher wieder aufgelöst, wie denn bei ihm auf eine Weise, die ohne Beispiel ist, religiöse, politische und matrimoniale Angelegenheiten ineinandergreifen und einander bedingen. Indem er sich hierauf, wenigstens in bezug auf das Dogma, den Katholiken wieder anschloß, ließ er sich auch geneigt finden, das Andenken seiner spanischen Gemahlin, Katharina, wiederherzustellen, ihre Tochter Maria als erbberechtigt anzuerkennen; er näherte sich überhaupt dem Kaiser. Den Franzosen dagegen konnte er nicht verzeihen, daß sie seinen Absichten auf Schottland widerstrebten; Grenzforderungen und Grenzstreitigkeiten gab es immer; genug, er entschloß sich, mit dem Kaiser noch einmal gemein-

schaftliche Sache zu machen. Dem Wortlaut ihrer Allianz nach sollte es scheinen, als hätten sie ihre alten, halb Frankreich umfassenden Ansprüche von den Zeiten der englisch-burgundischen Kriege noch einmal miteinander auszuführen beabsichtigt.

Noch im Jahre 1543 unterstützten die Engländer den Kaiser von Calais und Guines her; doch kam es in diesem Jahre zu nichts Entscheidendem; vielmehr behaupteten sich die Franzosen in Luxemburg, das sie indes eingenommen; vergebens erschien der Kaiser vor Landrecies. Wollte er im nächsten Jahre mehr ausrichten, so mußte er sich noch besser vorbereiten und noch mehr Verbündete suchen.

Wie sehr er diese Notwendigkeit fühlte, zeigt am besten, daß er sich zu einem Abkommen mit Dänemark entschloß. Leicht konnte ihm dies doch in Wahrheit nicht werden. Er gab einen Gedanken auf, den er so viele Jahre daher gehegt, im Norden eine Regierungsveränderung zugunsten seiner Nichten und des pfälzischen Hauses hervorzubringen. In dem offiziellen, zur Bekanntmachung bestimmten Vertrage behielt er zwar deren Rechte vor; allein er fügte demselben eine geheime Erklärung bei, worin er versprach, für Christian II. oder dessen Töchter niemals die Waffen zu ergreifen. Hatte doch bisher jede Feindseligkeit nur immer zum Nachteil seiner Niederländer geführt. Daß der Sund denselben geschlossen war, kam dem Handel von Lübeck zugute; die Rücksicht auf Amsterdam, das hierüber nicht wenig eifersüchtig geworden und durch

seinen Ratspensionarius Vorstellungen an dem kaiserlichen Hofe machen ließ, war wohl nicht der geringste Bestimmungsgrund des Kaisers. Aber überdies war er dadurch auch jeder feindlichen Einwirkung von Norden her entledigt.

Noch bei weitem mehr jedoch, vielleicht der ganze Erfolg des Unternehmens, hing davon ab, ob es ihm gelingen würde, die deutschen Reichsstände zur Teilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zu überreden.

An und für sich hatte sich der König von Frankreich noch nicht als Reichsfeind gezeigt. Der Krieg, in dem er mit dem Kaiser begriffen war, beruhte auf den alten Streitigkeiten seines Hauses mit dem burgundischen, indem beide schon so oft die Entscheidung durch die Waffen versucht hatten.

Auch griff der Kaiser die Sache nicht von dieser Seite an. In der Proposition, mit der er den neuen Reichstag zu Speier (20. Februar 1544) eröffnete, forderte er zunächst eine beharrliche Hilfe wider die Osmanen; aber indem er nun vorstellte, wie seine Absicht, den Erbfeind persönlich anzugreifen, bisher allezeit durch die Verbindung gehindert worden, in welcher Franz I. mit demselben gestanden, kam er auf seinen zweiten Antrag, auf den er den größten Nachdruck legte, daß ihn das Reich gegen diesen König unterstützen, demselben den Krieg ankündigen möge.

Es war doch einen Augenblick die Frage, ob er damit durchdringen würde.

Der päpstliche Legat Farnese war im Reiche und

machte vielmehr den Vorschlag, daß von seiten der Stände eine Vermittelung zwischen Kaiser und König versucht werden möge; bei einigen eifrig katholischen Ständen fand er damit Eingang.

Und sollten wohl die Protestanten geneigt sein, den Kaiser, der mehr als einmal durch seine Feindseligkeiten gegen Frankreich verhindert worden war, sie mit Krieg zu überziehen, jetzt gegen diese Macht zu unterstützen? Mußten sie nicht fürchten, daß ein Sieg über dieselbe späterhin ihnen zum Verderben gereichen, der Kaiser, sowie er die Hände freihabe, sich wider sie wenden werde?

Wir haben schon bemerkt, sie fürchteten den Kaiser nicht mehr. Sie fühlten sich gewissermaßen auch im Verhältnis zum Papst als seine Verbündeten. Der Vizekanzler Naves sagte ihnen, wohl müsse der Kaiser gemach tun, weil er von Pfaffen umgeben und mit diesen auch so mancher weltliche Fürst verbunden sei; aber in seinen Sinn komme nicht, jemanden der Religion halber zu beleidigen. Immer mehr, fügte er vertraulich hinzu, werde die Hinterlist des Papstes dem Kaiser bekannt: das sei wohl eine Veranstaltung Gottes, um sein Wort zu fördern. Mit Freuden ergriff der sächsische Abgeordnete Burkhard diese Aussicht. Die Welt schien ihm der Zerstörung des Papsttums entgegenzureifen. Johann Friedrich ließ dem Kaiser Ergebenheit und alle guten Dienste anbieten, wenn er sich in Sachen der Religion so zeige, wie man erwarte. Diesmal entschloß er sich, wie der Landgraf,

in Person an dem Reichstage zu erscheinen. Wenn es bisher immer das Verfahren der Protestanten gewesen war, vor aller Beratschlagung über geforderte Hilfe auf eine Erledigung der Streitfragen über Frieden und Recht zu dringen, so zeigten sie jetzt gleich im Beginn das gute Vertrauen, mit dem sie erfüllt waren, auch dadurch, daß sie an jenen Beratungen teilnahmen, nur unter dem Vorbehalt, daß man darüber nicht abschließe, ohne auch die übrigen Artikel erledigt zu haben.

Hiebei aber gegen Frankreich anzugehen, dazu bewog sie nicht sowohl Nationalhaß, zu dem sie keinen Grund noch Anlaß hatten, als der Widerwille, welchen die Verbindung dieser Macht mit den Osmanen, ihr gemeinschaftliches Unternehmen auf Nizza hervorgerufen. Mit ihrem Widerstand gegen den Papst meinten die Protestanten nicht etwa sich von der Einheit der Christenheit abzusondern; vielmehr hielten sie an diesem Gedanken, in dem Gegensatz wider die Osmanen, mit allem Eifer fest. Hatten die Franzosen zuweilen die religiöse Meinung als Abfall bezeichnet, so gaben die Deutschen ihrem politischen Betragen diese Anklage zurück. In allen Briefwechseln dieser Zeit findet man Ausrufungen gegen den allerchristlichsten König, der türkisch geworden; man behauptete wohl, er habe mit Erlaubnis des Papstes bei Marseille eine Moschee gebaut.

Joachim II. beantwortete die Vermittelungsanträge des päpstlichen Nepoten, die auch an ihn gelangt

waren, damit, daß er den Papst aufforderte, vor allem den König von Frankreich zu züchtigen, ihm den Titel des Allerchristlichsten zu entreißen und sich mit dem Kaiser und Reiche gegen die Türken zu verbünden. Die Ausdrücke der Verträge, die der Kaiser mit England und Dänemark schloß, die Entschuldigungen selbst, welche die Franzosen in Italien wie in Deutschland vortrugen, zeigen, wie ganz allgemein diese Stimmung war. Wenn nun der Kaiser den Ständen vorstellte, dem Könige zu Leibe zu gehen, der mit den Türken im Bunde stehe, sei ohne Zweifel ebensogut wie ein Kriegszug gegen diese selbst, so fand er damit allgemeinen Beifall. Jene Anträge wurden verworfen. Die Stände faßten den Beschluß, man müsse den König von Frankreich, sie sagten nicht etwa, zur Einsicht bringen, zur Trennung von den Osmanen nötigen, sondern man müsse ihn strafen, „damit jeder andere Potentat sich ähnlicher unchristlicher Handlungen enthalte“.

Unter diesen Umständen hatten die Bewilligungen keine Schwierigkeit.

Der Kaiser forderte eine Defensivhilfe, mit welcher er 24 000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferde 8 Monate lang (vom 1. Mai an) im Feld erhalten könne.

Die Stände fragten, nach welcher Seite hin er diese Hilfe zunächst zu verwenden gedenke, ob gegen die Türken oder gegen die Franzosen. Der Kaiser sprach den Wunsch aus, daß seinem Bruder 8000 Mann zu

Fuß, 1000 Mann zu Pferde gegen die Türken, ihm selbst 16 000 Mann zu Fuß und 3000 Mann zu Pferde gegen die Franzosen bewilligt werden möchten. Die letzteren Mannschaften denke er mit eigenem Volk dergestalt zu vermehren, daß er hoffen dürfe, etwas Rechtes auszurichten, um später, unverhindert von anderen Seiten, den Osmanen begegnen zu können. Bemerken wir wohl, daß er sein Wort verpfändete, nach geendigtem französischen Kriege die Osmanen anzugreifen. Schon ward auf die Ernennung des Oberbefehlshabers in dem nächsten Türkenkriege Bedacht genommen.

Die Stände bewilligten die ganze Summe der Hilfsgelder, die der Kaiser gefordert, auf 6 Monate. Sie stellten die Art der Verwendung derselben dem Kaiser und dem Könige vollkommen anheim; sie machten nur die eine Erinnerung, daß man nicht vernachlässigen möge, die Grenzen in guten Verteidigungsstand zu setzen. Namentlich die Städte fürchteten einen Einfall der Franzosen in die oberen Lande.

Hierauf kam man an die Frage, wie die bewilligte Steuer einzubringen sei, ob durch den gemeinen Pfennig, wie die Städte vorschlugen, oder durch den alten Anschlag, was diesmal den Fürsten besser gefiel, vorausgesetzt, daß ihnen das Recht verbliebe, wie gegen die Türken, so auch gegen deren Anhänger die Hilfe der Untertanen in Anspruch nehmen zu können. Der Kaiser, vielleicht in Erinnerung, welche Nachteile die Einsammlung des gemeinen Pfennigs vor zwei

Jahren veranlaßt hatte, entschied sich für die alten Anschläge.

Das hatte nun aber wieder die Schwierigkeit, daß dieselben so vielfältig bestritten, die Matrikel so unrichtig war. Wir erinnern uns, wie oft darüber Streitigkeiten ausgebrochen waren, wie viel Abzüge noch Maximilian sich hatte gefallen lassen müssen. Jetzt aber war alles voll Eifers. Es ward beschlossen, zur Deckung des Ausfalls die bewilligten Subsidien nicht auf 6, sondern sogleich auf $7^3/_4$ Monat auszuschreiben.

Soweit war man gekommen und wollte zur Beratung über die beharrliche Hilfe fortschreiten, als die Protestanten nun auch ihre Sache wieder in Anregung brachten und den Kaiser ersuchten, zunächst die Artikel Friedens und Rechtens auszumachen.

Am beschwerlichsten war ihnen alle die letzten Jahre die Weigerung der übrigen Stände gefallen, die Deklarationen, die der Kaiser zu ihren Gunsten erließ, anzuerkennen. Noch im letzten Herbst, als man abermals eine Revision des Kammergerichtes vornahm, war alles daran gescheitert, daß die Protestanten eine Verpflichtung der Beisitzer auf die Deklaration von 1541 forderten und die Gegner davon nichts wissen wollten. Zu der Herstellung eines legalen Zustandes gehörte es wesentlich, daß diese Ausflucht abgeschnitten, ihrer Berechtigungen in dem Reichsabschiede ganz ausdrücklich gedacht würde. Wir werden uns nicht wundern, wenn das auch diesmal nicht vollständig erreicht ward; aber auf jeden Fall machte doch die

Majorität eine ungemeine Konzession. Sie erklärte, sie müsse es geschehen lassen, wenn der Kaiser aus seiner Machtvollkommenheit Ordnung gebe; sie wisse ihm hierin kein Maß zu setzen. Das will nicht sagen, sie habe davon keine Notiz genommen; sie kannte die Entwürfe, welche über alle einzelnen Punkte hin und her geschickt worden. Wenn sie dieselben nicht in aller Form zu den ihren machte, so gab sie doch auch auf, ihnen zu widerstreben.

So geschah, daß in dem Reichstagsabschiede von 1544 alles vermieden ward, was an die Wiederherstellung der bischöflichen Jurisdiktion erinnert hätte; den Protestanten ward nachgelassen, aus den geistlichen Gütern die Dienste in ihren Kirchen und Schulen zu bestreiten; überhaupt wurden die Verträge, welche sie über die geistlichen Güter geschlossen hätten oder noch schließen möchten, anerkannt. Einige Hauptartikel der Deklaration von 1541 kamen wörtlich in den Abschied. Wir können sagen: der Zustand der von der Hierarchie getrennten Landeskirchen erhielt im allgemeinen die Bestätigung des Reiches.

Auf entsprechende Weise wurden die Irrungen über das Kammergericht entschieden. Mit einer Wiederholung der Suspension der die Konfessionsverwandten betreffenden Prozesse und Achten war man jetzt nicht zufrieden. Wie die Protestanten immer gefordert, eine ganz neue Einrichtung des Kammergerichts ward in Aussicht gestellt, zwar nicht in dem Umfange, den sie in Antrag gebracht, namentlich nicht dergestalt,

daß von den alten Beisitzern keiner wieder gewählt werden sollte, was der Lage der Dinge hinwiederum nicht entsprochen haben würde, allein doch so, daß sie sehr zufrieden sein konnten. Am nächsten Reichstage sollten von allen dazu befugten Ständen aufs neue Kammergerichtsbeisitzer präsentiert werden, ohne Rücksicht, ob sie den Eid zu Gott und den Heiligen, oder zu Gott und dem Evangelium schwören würden. Und damit eine vollkommen gleiche Grundlage des Rechts bestände, sollten in Zukunft die Satzungen des geschriebenen gemeinen Rechts in Hinsicht der Religion so wenig wie die früheren Abschiede Anwendung finden.

In der Tat, darin lag alles, was sie billigerweise fordern konnten: Rechtsgleichheit in Hinsicht der Gesetze sowohl wie der Richter.

Und daran knüpft sich, daß auch die braunschweigische Sache auf eine Weise, mit welcher beide Teile zufrieden sein konnten, erledigt ward. Herzog Heinrich trug in einer Versammlung des Nürnberger Bundes, wie nicht anders zu erwarten war, auf unverweilte Herstellung an. Er hatte da aber nicht einmal die Mehrheit der Stimmen für sich, geschweige den Kaiser, der sein Unglück ihm selber schuld gab. Aber auch den Protestanten erklärte Karl, es würde seiner Hoheit schlecht anstehen, die Verjagung eines Reichsfürsten aus seinen Lehen zu dulden. Sie willigten ein, das Land ihm selbst, dem Kaiser, zur Sequestration zu überlassen; sie machten nur die Bedingung, daß die

Religion daselbst in dem Stande bleibe, wie sie nunmehr sei.

Bei dieser gegenseitigen Nachgiebigkeit in Streitfragen von zugleich so umfassendem und so nahem Interesse eröffnete sich noch einmal die Aussicht auf eine allgemeine friedliche Entwickelung der Dinge. Was man hier fast unerwartet erreicht hatte, schien den Weg zu einem allgemeinen Verständnis zu bahnen.

Der Kaiser kündigte die Absicht an, auf dem nächsten Reichstage den Entwurf einer christlichen Reformation den Ständen vorzulegen. Die Protestanten erwiderten, daß sie nicht versprochen haben wollten, einen solchen Entwurf alsdann sogleich zu dem ihren zu machen. Der Kaiser gab nach, daß von allen Ständen ähnliche Entwürfe einer Reform, d. i. einer gemeinschaftlichen Anordnung der religiösen Angelegenheiten im Reiche, eingebracht würden.

Ein Zugeständnis, doppelt wichtig durch die näheren Bestimmungen, mit denen es in den Reichsabschied kam. Der Kaiser verweist darin die Vergleichung des Zwiespaltes auf ein „gemeines, freies, christliches Konzilium“. Ob er dabei nicht einige, für den Augenblick verhaltene Gedanken hegte, ist eine andere Frage; aber so viel wenigstens leuchtet ein, daß dies die Ausdrücke sind, in denen die Protestanten immer ein Konzil gefordert hatten. Und noch mehr. Sollte ein solches Konzilium nicht demnächst zustandekommen, so erklärt sich der Kaiser „zu deutscher Nation Wohlfahrt“ entschlossen, für nächsten Herbst oder Winter

einen Reichstag, vornehmlich in Sachen der Religion, zu berufen und ihn selbst zu besuchen. Da sollen die Stände mit den Reformationsentwürfen, die sie indes verfassen lassen, erscheinen, gleichwie auch er tun will; nach ihrer Maßgabe werde man über eine freundliche Ausgleichung in der Religion verhandeln und zunächst wenigstens bestimmen, wie es in den streitigen Artikeln bis zu wirklicher Vollziehung eines Konziliums gehalten werden solle.

So kam man doch wieder bei jenem Gedanken an, der immer die Summe der nationalen Entwürfe in sich enthielt, die Streitigkeiten unter sich selber auszutragen. Mit einer gewissen Notwendigkeit tritt er ein, so oft sich ein Mißverständnis zwischen Papst und Kaiser hervortut. Die Protestanten hätten nichts Besseres gewünscht, als unter dem Vortritt des Kaisers durch allgemeine Vereinbarung das Joch des Papstes abzuschütteln und sich in nationalen Kriegeszügen zu versuchen.

Zwischen den Oberhäuptern der Protestanten und dem kaiserlichen Hause hatte noch niemals ein so gutes Verhältnis obgewaltet. Die alten Zwistigkeiten zwischen dem kaiserlichen Hause und Sachsen über das Kloster Dobrilugk, die Königswahl, die klevisch-jülichschen Heiratspakten wurden vollkommen beigelegt; daß die letzteren, natürlich ohne Beziehung auf Geldern, anerkannt wurden, führte bei der Annäherung zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Kleve, welche auf den Krieg gefolgt, zu dem Gedanken, auch Sachsen

wieder mit dem Hause Österreich in eine Familienverbindung zu bringen. Es war von einer Vermählung zwischen einem Sohne Johann Friedrichs und einer Tochter König Ferdinands die Rede, jedoch nur unter der Bedingung, daß vorher die Vergleichung über die Religion zustande gebracht worden sei. Bemerken wir den Zusatz: „durch die Reichsstände, mit Wissen und Willen des Kaisers“: bei jeder Gelegenheit wiederholt man die Modalitäten, nuter denen man es zu einer Vergleichung will kommen lassen. Johann Friedrich war voller Genugtuung; man sah ihn sein Erzamt mit aller Zufriedenheit und Hingebung ausüben; prächtig hielt er Hof.

Eine noch glänzendere Stellung aber hatte diesmal der Landgraf. In der Beratung über die Türkenhilfe hatte er ein Feuer, eine Beredsamkeit entwickelt, zu der ihn sonst nur die Angelegenheiten seines Glaubens, seiner Partei entflammten. Der Bischof von Augsburg sagte, er scheine vom heiligen Geiste inspiriert zu sein. Seine Glaubensgenossen dagegen priesen ihn, daß er, ungehindert durch die Nähe des Kaisers, in der Kirche des Franziskanerklosters die evangelische Predigt erschallen ließ, an der immer mehrere Tausende teilnahmen. Er hielt den glänzendsten, gastfreiesten Hof; wenn er zu Tafel ging, bliesen die Trompeten, damit Reich und Arm kommen und sich an seinem Tische satt essen könne. Er ist bei den Deutschen, sagt der florentinische Gesandte, wie ihr Gott angesehen. Und auch ihm schien die Erfüllung

seiner liebsten Wünsche zu nahen. An der Spitze eines deutschen Heeres gegen die Osmanen vorzudringen, ihnen, wie er sagte, „Grätia und Thracia" zu entreißen, war die Summe seines Ehrgeizes, die er sich selber kaum gestand. Der Kaiser, höchlich zufrieden, sagte ihm, in dem bevorstehenden Kriege gegen Franz I. ernenne er ihn nicht zum Anführer, um ihn nicht mit dem Könige vollends zu verfeinden; in dem nächsten Türkenkriege aber solle der Landgraf Feldoberster sein, an seiner, des Kaisers, Statt. Der Landgraf wandte bescheidentlich ein, daß er einer so großen Unternehmung nicht gewachsen sein werde. „Du hast," versetzte der Kaiser, „bisher für dich und andere glückliche Kriege geführt; so, denke ich, wirst du auch mir dienen." Insgeheim, mit Freuden vertraute der Landgraf seinen Freunden an, welch einen gnädigen Herrn er am Kaiser habe.

Indessen war man auch über die Offensivhilfe gegen die Türken zum Schluß gekommen; der Kaiser entschied, daß sie durch den gemeinen Pfennig aufgebracht werden solle. Der Abschied gibt an, wie auch die Geistlichen, ferner der Adel in Schwaben, Franken und am Rhein, endlich diejenigen Städte, die sonst mit den Reichsanschlägen nicht belegt worden, dazu herbeizuziehen seien; denn niemand, weder hohen noch niederen Standes, sollte verschont, keiner vor dem anderen beschwert werden. Der Kaiser wiederholte sein Erbieten, aus seinen und seines Bruders Erbkönigreichen und Landen dazu eine ansehnliche Hilfe zu stellen.

Der Krieg, den man gegen Frankreich unternahm, ward nur als der erste Teil eines Türkenkrieges betrachtet.

Für den Kaiser freilich war er auch an und für sich sehr dringend. Wir wissen, welchen Vorteil die Franzosen in den Niederlanden behaupteten. Noch in Speier liefen Nachrichten von einem bedeutenden Verlust ein, welchen der Marchese Guasto gegen den tapferen französischen Adel, den die Anwesenheit eines jungen mutigen Prinzen, des Herzogs von Enghien, mit doppelter Schlachtbegier erfüllte, bei Cerisole in Piemont erlitten hatte. Der Kaiser sah, daß er schon deshalb, um Italien zu retten, die Franzosen in ihrer Heimat beschäftigen müsse.

Im Jahre 1540 war der Kaiser gekommen, um mit Frankreich und dem Papst im Bunde England und die deutschen Protestanten anzugreifen; im Jahre 1544 zog er mit Engländern und Protestanten wider Frankreich, das mit dem Papst in dem besten Vernehmen stand.

Das Heer, das der Kaiser ins Feld führte, war diesmal fast durchaus ein deutsches. Es bestand aus 3300 oberdeutschen Reitern, welche die älteste und jüngste Waffe, den Streithammer und das Pistol, zugleich führten, vier großen Regimentern oberdeutschen Fußvolks, deren größtes Graf Wilhelm von Fürstenberg befehligte, zusammen über 20 000 Mann stark, und einer stattlichen Schar niederdeutscher Truppen, 2000 Mann zu Pferde, 5500 Mann zu Fuß. Italiener waren

nicht viele zugegen; dagegen fanden sich etwa 4000 alte und 2400 neugeworbene Spanier.

Mit diesem Heere konnte der Kaiser im Juni 1544 den Weg unmittelbar nach Frankreich einschlagen, da es noch im Mai dem Grafen Wilhelm gelungen war, Luxemburg zu erobern.

König Franz hatte vernehmen lassen, er werde den Kaiser, wie in der Provence, so in der Champagne weniger durch Waffen als durch Hunger bekämpfen.

Um so sorgfältigere Vorkehrungen traf der Kaiser, um diesmal nicht einem ähnlichen Schicksal zu unterliegen. Der Kurfürst von Trier beförderte die Herbeischaffung der Lebensmittel auf dem Rhein und besonders die Mosel aufwärts mit aller Ergebenheit. Ein spanischer Beamter, der die Leitung der ganzen Zufuhr hatte, Francesco Duarte, erwarb sich einen gewissen Namen dabei. Die Verteilung unter die einzelnen Haufen besorgte der Großmarschall, Sebastian Schärtlin. In Pont à Mousson und St.-Michel wurden große Bäckereien errichtet, welche täglich 50 000 Brote lieferten.

Und nur mit großer Vorsicht rückte der Kaiser vorwärts. Er wollte nicht wieder feste Plätze in seinem Rücken lassen, wie einst in Piemont: ohne viele Mühe nahm er Commercy, Ligny: dann griff er St.-Dizier an.

St.-Dizier, schon an sich fest, war vor kurzem von einem bolognesischen Baumeister, Marino, mit neuen Bollwerken versehen worden und wurde jetzt von einer

tapferen Besatzung unter einem entschlossenen Anführer, Grafen Sanxerre, verteidigt.

Da der erste Sturm mißlang, den die Spanier mit einer Art Tollkühnheit unter den ungünstigsten Umständen unternahmen, mußte sich der Kaiser zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Laufgräben wurden gezogen, große Bollwerke errichtet, um die Stadt von einer gewissen Höhe aus beschießen zu können; Tiroler Bergknappen, die sich in einem Madruccischen Fähnlein befanden, unterminierten die Mauern, was denn alles viel Zeit kostete; Graf Salm bereitete die Anwendung einer neuen Art von glühenden Kugeln vor; endlich, im Anfang des August, war alles zu einem entscheidenden Anfall reif; da erschien ein Parlamentär der Besatzung. Ob es wahr ist, daß der Anführer derselben durch einen falschen Brief seines Königs, den ihm der jüngere Granvella in die Hände spielte, dazu bewogen worden ist? Wenigstens damals ward es von sonst wohlunterrichteten Personen behauptet. Außer Gewalt und besonders Geduld hätte man noch List anwenden müssen, um die kleine Festung zu erobern. Am 17. August zog die Besatzung mit allen Ehren aus.

Schon einen Monat früher war König Heinrich auf französischem Boden angelangt. Ein ihm von seinen Räten vorgelegter Plan zeigt, daß er wirklich ursprünglich die Absicht hatte, auf dem alten Wege englischer Invasionen in Vermandois über die Somme zu gehen und so auf Paris vorzudringen. Es fehlte aber

viel, daß er dies ausgeführt hätte. Nach seiner Landung schien es ihm besser, vor allen Dingen Boulogne zu erobern, das nur mittelmäßig versehen war und dessen Besitz die größten Vorteile darbot. Vergebens suchte ihn der Kaiser davon zurückzubringen; mit dessen eigenem Beispiele entschuldigte er sich.

Dergestalt auf sich selber angewiesen, faßte der Kaiser den kühnen Gedanken, die verabredete Unternehmung allein durchzuführen.

Was ihn dazu vermochte, war nicht gerade ein Gefühl von Überlegenheit; aus seinem eigenen Munde wissen wir vielmehr, daß man im Lager eher an Rückzug dachte; aber auch dieser hatte schon Schwierigkeiten, und bei dem ersten Unfall würde ein Friede zwischen Frankreich und England zu seinem Nachteil geschlossen worden sein. Um nur nicht der verlierende Teil zu bleiben, mußte er vordringen und sich in den entschlossensten Angriff stürzen. Graf Fürstenberg, der so oft in französischen Diensten gestanden und das Land gut kannte, vermaß sich, ihn geradezu nach Paris zu führen.

Schon war Vitry in seine Hände gefallen; jetzt wandte er sich gegen Chalons, das damals befestigt war; die Franzosen meinten nicht anders, als er werde zur Belagerung dieses Ortes schreiten, und hatten ein Heer, das dem kaiserlichen an Zahl wenigstens gleich war, in dasiger Gegend auf dem linken Ufer der Marne versammelt. Das waren aber nicht die Gedanken des Kaisers. Indem dort zum Scheine die

Zelte aufgerichtet wurden, nahm das ganze Heer seinen Weg abwärts der Marne, die Straße nach Paris. Es war eine heitere Nacht, heller Mondschein, der Weg trocken und eben. Den Vortrab, der hauptsächlich aus Reiterei bestand, befehligte Francesco d'Este; dann folgten die Fußvölker unter dem Grafen von Fürstenberg. In den Dörfern, durch die man kam, fand man die Bauern ruhig schlafen.

Wäre nicht in einem dieser Dörfer gegen Morgen Feuer ausgekommen, so würde man vielleicht — die Schiffbrücken waren zur Hand — das feindliche Heer jenseit der Marne haben überraschen können. Aber auch so gewann man ihm den Vorsprung ab. In seinen Erinnerungen verweilt der Kaiser bei den Möglichkeiten, das französische Heer in einer Stellung zu finden, wo es ihm möglich gewesen wäre, mit demselben zu schlagen; wäre er um einen Tag früher nach Epernay gekommen, so würde er es unternommen haben; da es aber indes eine bessere Position gewonnen hatte, sei ihm nichts übrig geblieben, als ein weiteres Vordringen. Am 4. September fiel Epernay in die Hände des Kaisers; am 6. finden wir das Heer in der Nähe von Chatillon; am 8. besetzte es Chateau Thierry, wo man sich zugleich sehr erwünschter Vorräte bemächtigte.

Die Zeitgenossen können nicht genug sagen, welcher Schrecken, welche Flucht bei dieser unerwarteten Gefahr in dem ganzen Lande umher, hauptsächlich aber in Paris ausbrach. Paradin meint, seit die Stadt

erbaut worden, habe sie nichts Ähnliches erlebt. König Franz eilte in Person dahin. Sein Wort, von der Furcht könne er sie nicht befreien, aber wohl vor Unglück beschützen, bezeichnet sehr wohl die Stimmung, die er fand, und die gute Haltung, die er doch selbst behauptete. Er traf einige Anordnungen in der Stadt und machte Anstalt, im Notfalle den Montmartre zu verteidigen.

Denn was viele andere und auch der Dauphin wünschten, daß man dem Kaiser eine Schlacht angeboten hätte, dazu war er auch unter diesen Umständen nicht zu bewegen. Seit dem Tage von Pavia vermied er fast systematisch alle Feldschlachten. Er sagte wohl, der Verlust einer Schlacht werde dem Kaiser nichts als ein Heer kosten, ihm aber vielleicht eine Provinz oder das Reich. Es schien ihm genug, wenn die nächsten Orte, Lagny, Meaux und Ferté, gehörig besetzt würden.

Und in der Tat, wenn Karl V. sich rühmen konnte, daß seit den Zeiten der Ottonen kein deutsches Heer so tief in Frankreich vorgedrungen war, so war doch auch die Verlegenheit nicht gering, in die er sich damit gestürzt. Bei weiterem Vorrücken hätte er ohne Zweifel in den eben genannten Plätzen besseren Widerstand gefunden, als bisher. Selbst wenn er diese genommen, wenn er Paris erobert hätte, wäre nicht bei der Plünderung der Stadt die Auflösung des eigenen Heeres zu fürchten gewesen? Schon war es hie und da zwischen Spaniern und Deutschen zu ernsten

Händeln gekommen; der Oberst der Landsknechte, Graf Fürstenberg, der sie in Ordnung zu halten wußte, war, allzurasch vorangehend, in Gefangenschaft geraten. Was einst in Rom geschehen war, hätte sich in Paris wiederholen können, aber mit weit größerer Gefahr. Das frische und unbesiegte Heer, das in der Nähe stand, würde nicht unverrichteter Dinge vor den Mauern zurückgewichen sein, wie dort der Herzog von Urbino.

Ohnehin dürfte man dem Kaiser nicht nach dem Wortlaut seiner Verträge mit England die ernstliche Absicht zuschreiben, Frankreich mit dieser Macht zu teilen, in dem alten Sinne der Kriege Burgunds und Englands gegen Valois: seine Meinung war nur, wie im Jahre 1536, den König mit Vorteil zum Frieden zu nötigen; dazu bot sich ihm nunmehr die Aussicht dar.

Schon vor St.-Dizier war die Unterhandlung eröffnet worden; jetzt, als der Kaiser sein Hauptquartier zu Soissons aufgeschlagen, kam der Friede zustande, zu Crespy, 18. September.

Man erstaunt, wenn man unter den Bedingungen eines Friedens, der so nahe bei Paris abgeschlossen worden, das Versprechen des Kaisers findet, den zweiten Sohn seines Feindes, den jungen Herzog von Orleans, entweder mit seiner eigenen oder mit der Tochter seines Bruders zu vermählen, der ersten die Niederlande, der zweiten Mailand zur Aussteuer zu geben. Allein man muß sich erinnern, daß der

Kaiser ähnliche Vorschläge von jeher gemacht, der König von Frankreich aber, der immer alle alten Rechte seines Hauses an Mailand vorbehalten, darauf einzugehen verweigert hatte. Dem Kaiser gereicht es zur Ehre, daß dieser Streit jetzt nach seiner Ansicht, nach seinen Vorschlägen entschieden wurde. Er sollte doch die Festungen von Cremona und Mailand, solange es ihm gefalle, in eigener Hand behalten dürfen; in allen anderen Schlössern im Lande sollten nur Befehlshaber, die ihm angenehm seien, zugelassen werden und ihm wie dem Reiche den Eid der Treue leisten; würde der Herzog ohne lehnfähige Erben mit Tode abgehen, so sollte das Land an den alsdann regierenden Kaiser zurückfallen.

Ein weiterer Vorteil war, daß nicht allein die gegenseitigen Eroberungen herausgegeben werden sollten, inbegriffen Piemont, sondern der König aufs neue auf die Oberherrlichkeit über burgundische Erbländer, die er wieder in Anspruch nahm, zugleich für seine Erben Verzicht leistete. Die Stände und der Dauphin sollten diese Verzichtleistungen ratifizieren.

Der König von England hatte gewünscht, zum Schiedsrichter über die Streitigkeiten zwischen Frankreich und dem Kaiser aufgestellt zu werden; in dem Frieden unterwarf sich Frankreich dem Ausspruche des Kaisers über seine Streitigkeiten mit England.

Dahin also förderten die Unterstützungen des Reiches den Kaiser sehr bald, daß er unzweifelhafte Vorteile über seine alten Gegner davontrug; in

welchem Sinne er nun aber dieselben zu benutzen gedenke, war doch auf der Stelle keineswegs deutlich.

Man hat damals vermutet, daß dem Traktat, den man bekannt machte, noch ein anderer zur Seite gegangen sei, den man geheim hielt. Und gewiß sind zwischen den beiden Fürsten Verabredungen getroffen worden, die über ihre dynastischen Streitfragen noch weit hinausgingen.

Vor allem hat sich der König verpflichtet, zu einer Unternehmung gegen die Osmanen selbst mitzuwirken. Der Kaiser legte darauf auch deshalb einen Wert, weil er darin eine Genugtuung für die deutschen Fürsten sah, die nun überzeugt sein würden, das Geld, das die Unternehmung gegen Frankreich koste, wohl angewendet zu haben.

Dann aber sind auch die anderen großen Angelegenheiten der Christenheit in Betracht gezogen worden; der König hat seine Hilfe zur Wiedervereinigung der Religion in Aussicht gestellt; man hat über das Konzilium eine Beratung gepflogen, die den römischen Hof, der ohnehin verstimmt war, in nicht geringe Aufregung brachte.

Schon das über Mailand in Aussicht genommene Abkommen berührte den Papst sehr empfindlich. Denn noch immer hatte er sich geschmeichelt, daß das Herzogtum, wenn nicht seinem Sohn Pierluigi, doch seinem Enkel Ottavio zuteil werden könne. Diese Hoffnung verschwand nicht allein durch die beabsichtigte Übertragung an ein junges Paar, in dem sich die

Vereinigung der Häuser Österreich und Frankreich darstellte, sondern die Besorgnis wurde rege, daß Parma und Piacenza, die unter den Visconti, den Sforza und den Franzosen mit dem Herzogtume Mailand vereinigt gewesen waren, demselben wieder einverleibt und auf diese Weise dem Hause Farnese auf immer entzogen werden würden. Daher erklärt es sich, wenn der anwesende päpstliche Nuntius, der bei den Friedensunterhandlungen zugezogen zu werden wünschte, doch kein Wort davon erfuhr. Ein paar Kardinäle erschienen in Lyon; aber aus Furcht, sie möchten alles rückgängig machen, vermied man, sie herbeikommen zu lassen.

Die über die Gesinnungen des römischen Hofes während des Krieges unterrichteten Zeitgenossen wissen von der Verstimmung desselben gegen den Kaiser nicht genug zu sagen; der Kardinal Farnese ließ vernehmen, wenn der Kaiser auch siege, so habe der römische Hof Zugeständnisse genug ihm anzubieten, um ihn zu begütigen. Der kaiserliche Gesandte hatte ihm geantwortet, wenn sein Herr den Sieg davontrage, so werde er die Angelegenheiten der Christenheit überhaupt und besonders die des römischen Stuhles in Ordnung bringen.

Wie sehr erschrak man nun in Rom, als man vernahm, der Kaiser denke die Sache des Konziliums in die Hand zu nehmen! Der König von Frankreich, durch ein neues Familieninteresse an ihn gebunden, schien hierin gemeinschaftliche Sache mit ihm zu

machen. Der Kaiser erklärte, in demselben persönlich erscheinen zu wollen, und meinte, auch Franz I. müsse zugegen sein, Heinrich VIII. müsse wenigstens seine Deputierten schicken; er glaubte alle europäischen Fürsten für sich zu haben. Manche dachten wohl den König von England mit dieser Aussicht zu erschrecken; er war sehr ruhig dabei: denn da werde vor allen Dingen jeder Fürst von dem römischen Stuhle zurückfordern, was dieser im Laufe der Zeit sich angemaßt habe. Man schien eine Versammlung, wie die Baseler gewesen war, im Sinne zu haben und den dort begonnenen Versuch, das Papsttum den konziliaren Beschlüssen zu unterwerfen, erneuern zu wollen. Die Vorschläge, die der Kaiser aufstellte, erregten in Frankreich nicht geringes Aufsehen, weil man daraus sehe, daß er beides regieren wolle, Kirche und Staat: er wolle zugleich Kaiser und Papst sein.

Diese Kundgebungen und daran sich knüpfenden Besorgnisse bewogen den Papst, aller Zögerung ein Ende zu machen und das Konzil auf einen nahen Termin nach Trient zu berufen. Der Kaiser hatte nichts dagegen; denn den alten Streit über das Recht, Konzilien zu berufen, aus Friedrich Barbarossas Zeit, hätte er nur ungern erneuert. Ein entscheidender Einfluß konnte ihm ja doch nicht entgehen, sobald als es beisammen war.

Wenn von einer eventuellen Anwendung der Gewalt in den Religionsangelegenheiten die Rede war, wie sich denn der König verpflichtet hatte, den Kaiser mit einer

ansehnlichen Hilfsmacht zu unterstützen, so ist damit nicht gesagt, daß sie eine absolute Unterwerfung unter den Papst bezwecke; sie konnte auch der Ausführung des Konzils, welches der Kaiser im Sinne hatte, und der Vollziehung seiner Beschlüsse gelten.

Karl V. hatte in kurzer Zeit seltene Erfolge erreicht. Er hatte einen Europa umfassenden Bund, der sich eben gegen ihn bildete, zersprengt, einen alten Anspruch seines Hauses durchgesetzt, den großen Gegner, den König von Frankreich, genötigt, in den allgemeinen Angelegenheiten mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. In dieser Kombination der Dinge erhoben sich ihm die weitreichendsten, umfassendsten Absichten. Noch waren sie in tiefes Dunkel gehüllt. Die Erwartungen der Menschen waren auf den von Kaiser und Reich beschlossenen Zug gegen die Osmanen gerichtet, zu dem auch der König, wenn es der Kaiser in Sachen der Religion vorziehe, mit 10 000 Mann zu Fuß und 600 Hommes d'Armes zu Hilfe zu kommen versprach.

Im November 1544 verkündigte König Ferdinand den ungarischen Ständen, alle Feindseligkeiten im Innern der Christenheit seien nunmehr abgetan, selbst der König von Frankreich sei zu Hilfsleistungen gegen den Erbfeind entschlossen; schon beschäftige man sich mit Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen. Auch in Ungarn möge man sich rüsten, damit nicht die Schuld der Verzögerung bei der Ankunft des Kaisers auf dies Land selber falle.

Den Ständen des Reiches zeigte der Kaiser an, nicht eigenen Nutzens halber, sondern zum allgemeinen Besten habe er Frieden gemacht; unverzüglich möge nun der gemeine Pfennig zum Türkenkriege zusammengebracht werden.

Aussichten, welche den alten nationalen Wünschen entsprachen und namentlich die Ausführung der Beschlüsse des letzten Reichstages in jeder Beziehung erwarten ließen.

Neuntes Kapitel.

Fortschritte des Protestantismus im südlichen und westlichen Deutschland.

Bei dem bisherigen guten Verhältnis der Häupter des schmalkaldischen Bundes zu dem Kaiser und dem inneren Zerfall der alten Majorität hatte das Prinzip der kirchlichen Reform, das stärkste Element des geistigen Lebens, von Jahr zu Jahr immer weiter um sich gegriffen.

Es würde hier nicht am Orte sein, die Durchführung der religiösen Umwandlung an jeder Stelle, wo sie begonnen war, im einzelnen zu begleiten, die Tätigkeit des Dr. Bugenhagen in dem wolfenbüttelschen Fürstentum, der auch dort eine Kirchenordnung einführte, den unermüdeten Eifer, den die Herzogin von Kalenberg bewies — ein recht schönes Denkmal evangelisch-fürstlicher Gesinnung ist die Unterweisung, die sie am Neujahrstage 1545 ihrem Sohne Erich übergab —, die Nachfolge, welche diese Beispiele in benachbarten Herrschaften und Städten fanden, z. B. in Hildesheim 1542, in Bentheim 1544; unsere Aufmerksamkeit ist vielmehr auf diejenigen Punkte gerichtet, wo die kirchliche Neuerung noch energischen Widerstand fand oder mit der Macht ihrer alten Widersacher zusammenstieß.

Wenden wir dann unseren Blick zuerst nach dem südlichen Deutschland, den österreichisch-bayerischen Gegenden, so erregt vor allem der Übertritt der Stadt Regensburg unser Interesse.

Längst waren auch hier evangelische Schullehrer angestellt, evangelische Predigten, namentlich an den Reichstagen, gehört worden; schon nahmen viele Bürger das Abendmahl unter beiderlei Gestalt: endlich begann „der beredte Pfaff“, Erasmus Zollner, nachdem ihn der Rat für die Kirche zur schönen Maria zum Prediger angenommen, die evangelischen Lehren mit aller Ordnung und Nachhaltigkeit, unter ungeheuerem Beifall, zu verkündigen.

Das hätte bei der Nähe, den alten Ansprüchen und dem Religionseifer der Herzöge von Bayern nun wohl sehr gefährliche Folgen haben können; aber es ging, wie einst mit Augsburg: Österreich gewährte der Stadt einen Rückhalt, auf den sie sich verlassen konnte.

Zwar mahnte König Ferdinand die Stadt von jeder Neuerung ab; als sie ihm aber hierauf eine ausführliche Erklärung über die Notwendigkeit nicht allein der Predigt, sondern auch der anderen Neuerungen an dem Reichstage zugehen ließ, vermied er es, eine Antwort darauf zu geben; als er bald darnach auf der Rückreise in Regensburg übernachtete, gab er wenigstens kein Zeichen seines Mißfallens. Dies Schweigen nun sah der Rat als eine Art von Billigung an, so daß er jetzt erst recht entschlossen vorschritt. Am 27. August 1542 war Ferdinand in Regensburg gewesen; am

3. September räumte man dem Prediger die Kirche des Franziskanerklosters ein; auf eine erneuerte Bitte der Gemeinde um Zulassung der Kommunion unter beiderlei Gestalt erklärte der Rat, daß er damit bereits beschäftigt sei; endlich, am 13. Oktober, ward vom äußeren und inneren Rat samt dem Ausschuß der Bürgerschaft, in Gegenwart des Reichshauptmanns und mit dessen Einwilligung, der Beschluß gefaßt, den folgenden Tag die öffentliche Kommunion unter beiderlei Gestalt eintreten zu lassen. Sie ward mit aller möglichen Feierlichkeit vollzogen; die Stadt erhielt eine vollkommen evangelische Organisation; die Pfarre und Superintendentur übernahm ein Zögling der Wittenberger Schule, Doktor Nopp.

Zwar ließen es die Herzöge von Bayern hierauf bei dem bloßen Widerspruch nicht bewenden: durch ein förmliches Landgebot untersagten sie ihren Untertanen den Verkehr mit Regensburg, erschwerten auch wohl sonst die Zufuhr zu Wasser und zu Lande; allein einigen Abbruch ließ man sich in Regensburg schon gefallen, und zu ernstlichen Maßregeln durften die Herzöge schon aus Rücksicht auf Österreich, das es nicht geduldet haben würde, nicht schreiten.

Ebensowenig gelang es denselben, den Übertritt ihrer Vettern und Nachbarn von der Pfalz zu verhindern.

Schon früher war in der Oberpfalz durch förmlichen Landtagsabschied zu Amberg erlaubt worden, evangelische Prediger anzunehmen, und allenthalben war

es geschehen. Jetzt schritt man auch in der jungen Pfalz dazu.

Wie Dr. Forster von Nürnberg den neuen Ritus zu Regensburg eingerichtet, so berief Herzog Ottheinrich den Andreas Osiander von Nürnberg zu sich und erließ, nachdem derselbe einige Wochen lang gepredigt, mit seiner Hilfe ein Ausschreiben, worin er alle Prediger in seinem Lande aufforderte, von aller Lehre abzustehen, die in göttlicher Schrift kein Zeugnis habe. Natürlich zog er sich hiedurch die Feindseligkeit der Herzöge von Bayern zu, und höchst empfindlich ward sie ihm. Er hatte nämlich sein wenig einträgliches Land mit einer großen Schuldenlast übernommen, was er schwerlich so ohne weiteres getan haben würde, hätte ihm nicht Herzog Wilhelm von Bayern ein sehr bedeutendes Anlehen zugesichert. Ottheinrich meinte wohl nicht, daß durch die religiöse Veränderung pekuniäre Verabredungen rückgängig werden könnten. Unumwunden aber ließ ihn Herzog Wilhelm wissen, er wolle nun ferner nichts mit ihm zu schaffen haben, und weigerte sich, seine Zahlung an den bestimmten Terminen zu leisten. Der junge Fürst geriet hiedurch in die größte Verlegenheit; er klagt, er müsse nun in der Eile zu nachteiligen Veräußerungen schreiten, und auch darin werde er noch gehindert. Doch konnte das kein Motiv für ihn sein, das begonnene Werk zu unterlassen. Er schloß sich nur um so enger an den schmalkaldischen Bund an.

So legten sich trotz alles Widerstandes die Elemente

der Neuerung um die alte Burg katholischer Dienste an, wo man noch immer die unnachsichtigste Ordnung handhabte, wiewohl nicht mit vollkommenem Erfolg. Mir fällt doch auf, daß sich in dem Album der Universität Wittenberg immer eine Anzahl Studierender aus Bayern findet, in den Jahren 1540—1545 jedesmal 5, 6, 8, 10 Neuinskribierte, außerdem noch immer einige aus München, oder Ingolstadt, oder Freising. Namentlich in Ingolstadt hatte man im Sommer 1543 viel mit Lutherisch-Gesinnten zu kämpfen.

Bei weitem mächtiger aber waren diese Elemente in Österreich. Am 13. Dezember 1541 übergab eine Deputation der niederösterreichischen Stände dem Könige Ferdinand eine Bittschrift, worin das Unglück der türkischen Kriege geradezu von dem Widerstande hergeleitet wird, den man dem göttlichen Worte leiste, von dem Götzendienste, den man noch treibe; denn nicht anders bezeichnen sie diese Heiligenverehrung. Sie flehen den König an, wenigstens niemanden zu verjagen, der den Artikel von der Rechtfertigung predige, wie er in Regensburg verglichen worden. Scepperus, der in diesen Jahren in Österreich reiste, versichert, er habe allenthalben das Volk mit unkatholischen Meinungen angesteckt gefunden, aber die Edelleute noch mehr als das Volk; die meisten von ihnen seien von Herzen lutherisch; fast alle Schulmeister und Pfarrer, die er kennen gelernt, seien aus der melanchthonischen Schule hervorgegangen.

Indessen machte sich auch an den westlichen Grenzen des Reiches der Fortschritt der reformatorischen Bewegungen bemerkbar.

In Metz, das noch seinen Ehrgeiz darin sah, zu den deutschen Reichsstädten zu gehören, hatten dieselben so früh wie in irgendeiner anderen begonnen. Auch dort fanden sie ihre vornehmste Unterstützung an dem Widerstreit der Magistrate gegen die geistliche Macht. Es bildete sich eine protestantische Partei, der das Glück so wohlwollte, daß eines ihrer Oberhäupter, Gaspard von Heu, zur Würde eines Maitre Echevin, überhaupt der vornehmsten in der Stadt, gelangte. Einen anderen Rückhalt gewährte ihr Graf Wilhelm von Fürstenberg, dem damals das benachbarte Gorze eingeräumt war. Hierauf wagte sie es, Farel von Genf zu berufen, der nun eine Zeitlang in Metz predigte und allmählich ein paar tausend Gläubige um sich sammelte. Zugleich suchte sie die Aufnahme in den schmalkaldischen Bund nach.

Landgraf Philipp war nicht abgeneigt, diese auf den Grund, daß das Oberhaupt der Stadt evangelisch gesinnt sei, zu wagen. Die übrigen Mitglieder fanden jedoch, daß das noch nicht angehe. Den Familien Heu, Barisei, Couch, welche sich evangelisch erklärt, standen mit noch überlegenem Ansehen andere, wie die Molin, Roussel, Raigecourt, Gournay, Talange, Angerville, entgegen; noch andere, z. B. die Serriere, hielten sich unentschieden. Auf jeden Fall herrschte die katholische Meinung im Rat der Dreizehn vor und

verhinderte alle Unternehmungen des Maitre Echevin. Die protestantischen Fürsten erinnerten sich, daß die kaiserliche Deklaration, auf die ihre Stellung im Reiche sich stützte, ihnen ausdrücklich verbiete, fremde Untertanen an sich zu ziehen. Vor aller Verbindung forderten sie, daß die Evangelischen die Mehrheit im Rat und Regiment der Stadt besitzen müßten. Dagegen waren sie sehr bereit, die dort gebildete Gemeinde durch Fürsprache zu unterstützen; im März 1543 erschien hiezu eine evangelische Gesandtschaft in Metz.

Und in der Tat bewirkte diese, daß den Evangelischen eine Kapelle in der Stadt zu freier Predigt eingeräumt wurde. Es ward ein Prediger aufgestellt, mit dem die Evangelischen zwar nicht vollkommen zufrieden waren, den sie sich aber gefallen ließen, und der nun, wie in einem Bericht von Straßburg gerühmt wird, „auf das züchtigste" predigte. Die Verwaltung der Sakramente war in dieser Erlaubnis, soviel ich sehe, noch nicht eingeschlossen; aber diesem Mangel half die Nähe von Gorze ab, wohin sich Farel zurückgezogen. Man kam überein, daß die Stadt an den Reichstag nach Nürnberg schicken und hier zwar nicht eigentliche Aufnahme in den schmalkaldischen Bund, aber doch förmlicheren Schutz der evangelischen Fürsten nachsuchen solle. Genug, es schien alles den für die Reform erwünschtesten Gang zu nehmen.

Die erste Probe aber bewies, daß die Gegenpartei doch die stärkere war. Bei der neuen Wahl des Maitre

Echevin drang ein eifriger Katholik durch; hierauf wurden katholische Kontroversprediger herbeigerufen; man nahm die Hilfe des kaiserlichen Hofes in Anspruch.

Und hier erschienen nun noch ganz andere Kräfte auf dem Kampfplatz, als sonst im Reiche.

Das Haus Lothringen, oder vielmehr der guisische Zweig desselben, der an den Kämpfen zwischen Protestantismus und Katholizismus überhaupt einen welthistorischen Anteil genommen, ergriff zuerst in dieser Angelegenheit die Haltung, die es darnach behauptet hat.

Der Kardinal von Lothringen, der sich noch immer als den Inhaber der geistlichen Macht in Metz betrachtete, obwohl er die bischöfliche Würde seinem Neffen Nicoles überlassen hatte, forderte seinen Bruder Claude, Herzog von Guise, auf, zunächst die Versammlung in Gorze zu zersprengen. Es waren eben ungefähr 200 Personen aus Metz gekommen, um bei Farel das Abendmahl zu genießen, als die Reiter des Herzogs in Gorze eindrangen, die Versammelten auseinandersprengten, einige töteten, andere greulich mißhandelten und den Ort besetzten. Nur verkleidet konnte Farel selbst entkommen.

Auf diese Weise trat die katholische Partei in Metz mit der geistlich-weltlichen Macht der Guisen in die engste Verbindung.

Wohl sah man, wohin dies führen könne. Die Evangelischen von Metz erklärten, nicht aus Furcht

seien sie dabei ruhig geblieben, sondern hauptsächlich nur, um nicht etwa Unordnungen zu veranlassen, bei denen die Stadt selbst in fremde Hände geriete. Die Gesandten der Stände bemerkten, daß die papistisch gesinnte Partei sich zu Frankreich neige „und schon allerhand Praktiken treibe, um die Stadt in französische Hände zu bringen". So viel leuchtet ein, daß die Protestanten in Metz, wenn sie durchgedrungen wären, da sie nur in den evangelischen Fürsten ihren Rückhalt sehen konnten, sich der Vereinigung mit Frankreich aus allen Kräften hätten widersetzen müssen.

Der Kaiser schien jedoch dies Interesse nicht zu bemerken. Durch einen seiner Räte wurde vielmehr die evangelische Predigt in Metz verboten und alles in den alten Stand hergestellt. Schon hatte sich Kalvin aufgemacht, um die katholischen Kontroversisten, die er in Genf besiegt, auch in Metz zu bekämpfen, als er von der widerwärtigen Entscheidung der dortigen Angelegenheiten hörte und deshalb für geraten hielt, zurückzukehren.

Die Evangelischen nahmen jetzt die Unterstützung der Fürsten nur darum in Anspruch, um nicht völlig unterdrückt zu werden.

Alle diese Bewegungen aber, wie merkwürdig sie auch sind, traten gegen ein Ereignis in Schatten, das sich am Niederrhein vollzog.

Einer der vornehmsten geistlichen Fürsten des Reiches, Hermann von Wied, Erzbischof und Kurfürst von Köln, Administrator von Paderborn, machte einen Versuch, die evangelischen Lehren in seinem Erzstift einzuführen.

Wenn andere geistliche Fürsten früher oder später ähnliche Absichten gehegt haben, so ist das meistenteils darum geschehen, weil sie ihre Stifte zu säkularisieren, sich vielleicht zu verheiraten, als weltliche Herren zu leben dachten. Bei Erzbischof Hermann war dies nicht der Fall. Nebenabsichten haben ihm selbst seine Feinde nicht zugeschrieben. Man hat damals über ihn gelächelt, daß er, der wenig Gelehrsamkeit besitze, in seinem Leben kaum zwei Messen gelesen habe, an seinem Halse ein Amulet trage, an der Seite eine Wehr, welche unter dem erzbischöflichen Mantel hervorrage, bei alledem die Kirche reformieren wolle. Er selbst hat seine Mängel nie verhehlt. Von jeher, sagt er, habe er nicht anders gehört noch geglaubt, als daß ein Kurfürst zu Köln ein weltlicher Herr sei, der sich mit aller weltlichen Pracht umgeben müsse; erst spät habe er gelernt, daß er als Erzbischof vor allem für seine Kirche zu sorgen habe. Schon seit längerer Zeit hatte er Versuche gemacht, dies auf dem herkömmlichen Wege zu leisten. Wir gedachten der Reformation, die er im Jahre 1536 mit seinen Suffraganen entwarf;

sie fiel aber nicht allein ungenügend aus, sondern regte mit den klerikalischen Tendenzen, die sie festhielt, auch in den weltlichen Großen der Diözese unüberwindlichen Widerstand auf. Hermann von Köln bemerkte endlich, wie er sagt, daß er mit diesen Beratschlagungen darum nicht weiter komme, weil sich doch alles auf menschliche Satzung, nicht auf Gottes Wort gründe. Indem er sich dann der Schrift näherte, aus welcher allein die gottselige Lehre zu entnehmen, überzeugte er sich, daß ihr Sinn in der Augsburgischen Konfession enthalten sei. Je älter er ward, desto tiefer durchdrang ihn die Macht der gereinigten Lehre. Er befleißigte sich, sie in seinem Leben und Wandel darzustellen. In den Schriften der Zeitgenossen erscheint er als der gute, fromme Herr von Köln, als der alte gottliebende Kurfürst, der treffliche Greis. Er war ein langer Mann, mit schneeweißem Bart, von würdiger Erscheinung und einem Ausdruck, in welchem sich Gutmütigkeit, Ernst und Ehrlichkeit durchdrangen. Nachdem er eine Zeitlang gezögert, entschloß er sich endlich, auch für seine Diözese zu tun, was, wie er sich ausdrückt, „einem Gottesmenschen" gezieme.

Da der Reichsabschied von Regensburg im Jahre 1541 den Prälaten auferlegte, mit denen, welche ihnen unterworfen seien, eine christliche Reformation aufzurichten, so glaubte er auch eine rechtliche Befugnis zu haben, auf die er sich vor Kaiser und Reich stützen könne.

Auf dem nächsten Landtage, März 1542 zu Bonn,

auf welchem alle vier Stände des Stiftes vereinigt waren, die Abgeordneten des Domkapitels und der Städte so gut wie Grafen und Ritterschaft, trug der Kurfürst dies sein Vorhaben vor. Er fand damit allgemeine Billigung. Die Stände insgesamt ersuchten ihn, ein so christliches Werk zu fördern, damit ein jeder erfahre, woran er sich zu halten habe: — er möge nur einen Entwurf zur Reformation von den Gelehrten ausfertigen lassen und ihnen denselben dann mitteilen; er könne überzeugt sein, man werde ihn beobachten.

Nun hatte der Fürst auf den letzten Reichsversammlungen die persönliche Bekanntschaft Butzers gemacht, ihn auch in Buschhoven kurz vor jenem Landtage bei sich gesehen und sich von seiner guten Absicht, seinen konziliatorischen Talenten überzeugt; er glaubte ohne Zweifel etwas sehr Angemessenes zu tun, als er diesen Theologen gegen Ende des Jahres 1542 nochmals und auf längere Zeit zu sich berief.

Seine ursprüngliche Absicht war hiebei, das Vermittelungswerk, welches zu Regensburg nicht ausgeführt worden, jetzt durch dieselben Gelehrten, die an dem ersten Entwurf den meisten Teil genommen, in seiner Landschaft durchzusetzen. Zwischen Butzer und Gropper wurden Konferenzen veranstaltet, Briefe gewechselt. Noch vom 31. Januar 1543 haben wir einen Brief Butzers, worin er sich bemüht, Groppers Freundschaft zu behaupten und ihn zu dem reformatorischen Unternehmen herbeizuziehen.

Allein täglich mehr zeigte sich, daß dies unmöglich sei. Schon in Regensburg war Gropper in vielen Punkten von der ursprünglichen Abfassung des von ihm einst gebilligten Entwurfes zurückgetreten; und dabei war er doch, der strengen Meinung, die im Fürstenrat überwog, gegenüber, in große Verlegenheit gekommen. Er war gelehrt und geschickt; allein seine Stellung war zu bequem und ehrenvoll, als daß er sie gefährden mochte; neue Ideen selbständig zu fassen und entschieden durchzuführen war er wohl nicht geeignet. Er gefiel sich als Delegierter der höchsten Gewalten, des Kaisers oder des Papstes. Er hatte sich dem Herkommen wieder völlig angeschlossen.

Dagegen hatte auch Butzer schon während des Gesprächs und darauf, als er einen Bericht darüber abfaßte, alle Hinneigung zu unprotestantischen Konzessionen, wenn sie jemals in ihm gewesen war, aufgegeben. In dem erwähnten Briefe bemerkt er, wenn es nach den Anhängern des Papstes gehen solle, so werde es nie zu einer Besserung kommen. Er ist erstaunt, daß man zwar in einigen Kirchen reiner predigt, als bisher, aber doch übrigens ganz bei dem Hergebrachten verharrt, z. B. soeben für ein Bild des heiligen Columba einen Schmuck von mehr als 100 Gulden an Wert anschafft.

Zog sich nun Gropper von aller Gemeinschaft mit Butzer zurück, so war es am Ende auch diesem und seinen Freunden nicht unerwünscht, wenn sie nun ohne allen Einfluß fremdartiger Ideen zu Werke

gehen konnten. Sie hatten gefürchtet, Gropper werde auf die Beibehaltung einer täglichen Messe, oder die Verehrung eines und des anderen Heiligen, oder eine besondere Berücksichtigung der bestehenden kirchlichen Genossenschaften dringen.

Jetzt aber behielten sie freie Hand. Der alte Kurfürst zeigte sich täglich entschiedener. Butzer predigte in Bonn, Sarcerius in Andernach. Das Abendmahl wurde unter beiderlei Gestalt ausgeteilt; den Priestern ward die Ehe gestattet; der katechetische Unterricht anderer evangelischer Länder ward auf den Niederrhein übertragen; da Kurfürst Hermann zugleich als Erzbischof und als Landesfürst handelte, so glaubte man, an dem Erfolge nicht zweifeln zu dürfen.

In diesem Verhältnis lagen doch aber auch wieder Momente, die den Widerspruch hervorriefen. Hauptsächlich in dem Rate der Stadt und in dem Kapitel hatte derselbe seinen Sitz.

Was den Rat der Stadt Köln bisher vermocht hatte, sich allen Bestrebungen der Neuerung zu widersetzen, war das Beispiel so vieler anderen Städte, wo die reformatorische Bewegung zugleich die alten Verfassungen modifizierte oder umstürzte. Er hatte sofort die strengste Aufsicht angeordnet, um jeder Regung zuvorzukommen. In den Protokollen der Stadt findet sich, wie alle Ratmannen verpflichtet werden, denjenigen anzugeben, von dem sie hören, daß er sich zu dem lutherischen Handel neige; die Tormeister sollen einen

jeden anhalten, der, von auswärts kommend, sich durch irgendeine Äußerung verdächtig mache; die Stimmmeister werden beauftragt, mit Leuten dieser Art nach Gebühr zu verfahren. Wir finden ferner, daß sich alle diese städtischen Behörden, Bürgermeister, Rentmeister, Stimmeister, Wegemeister, zusammen in das Augustinerkloster begeben, ohne der kirchlichen Immunität zu achten, um den Predigten ein Ende zu machen, die ein Mitglied desselben in Luthers Sinne zu halten angefangen. Damit waren sie auch zu ihrem Zwecke gelangt. Auf den Reichstagen spotteten sie wohl ihrer Kollegen aus anderen Städten, die nicht so geeignete Maßregeln ergriffen und darüber Schaden erlitten hätten. Von dem erprobten System konnten sie nun nicht geneigt sein zurückzutreten, am wenigsten unter dem Einfluß des Erzbischofs; diesen suchten sie vielmehr von jeher soweit wie möglich zu entfernen.

Und noch wichtiger war der Widerspruch des Kapitels, dem gesetzmäßig Teilnahme an der geistlichen Verwaltung zukam.

Es mag sein, wie in einigen gleichzeitigen Schriften behauptet wird, daß dieser Widerstand sich besonders an den Dompropst, Georg von Braunschweig, Bruder des verjagten Herzogs Heinrich, knüpfte, was denn auch eine von den nachteiligen Rückwirkungen jenes kriegerischen Unternehmens wäre; doch entschied dies nicht; unter den Fürsten und Herren, die in dem Kapitel saßen, war die Mehrzahl zu einer Veränderung geneigt. Merkwürdig ist, wovon hier die Entscheidung

abhing. In dem Kölner Domkapitel hatten sieben Mitglieder von der Priesterschaft Sitz und Stimme, deren Seele von aller Annäherung entfernt war. Es entrüstet sie, daß ein Mann wie Butzer, ausgetretener Dominikaner, zweimal verheiratet, doch von ihrem Erzbischof berufen worden war und das Land in demselben Sinne reformieren wollte, den sie so oft von der Kanzel und in dem Beichtstuhle bekämpft hatten. Sie machten es ihm zum besonderen Vorwurfe, daß er die Freiheiten des Klerus bestritten, daß er sogar gesagt habe, man würde besser tun, die Stiftsgüter zu Schulen zu verwenden. Durch diese Priester ward eine Mehrheit gegen jede Reform gebildet, die nun das ganze Kapitel vorstellte. In dessen Namen griff sie Butzer an und bekämpfte überhaupt das Vorhaben des Erzbischofs.

Dagegen waren nun aber die weltlichen Stände des Stiftes auf der Seite ihres Kurfürsten.

Am 15. März 1543 hielt Hermann einen neuen Landtag in Bonn. Er kündigte an, daß er jetzt mit der Abfassung eines definitiven Reformationsentwurfes beschäftigt sei, und bat die Versammlung, einen Ausschuß zu ernennen, mit dem er denselben beraten könne.

Das Domkapitel widersetzte sich mit allem Eifer einer bedrohten, in ihrem Besitze gestörten und sich doch für unfehlbar haltenden Orthodoxie. Es legte den übrigen Ständen die Schriften vor, die es mit dem Erzbischof gewechselt, und forderte sie auf, ihn zu er-

suchen, sich der Religion auf eine andere Weise anzunehmen, als er es jetzt tue, und zwar auf eine solche, die ihm bei päpstlicher Heiligkeit, römischem Kaiser und König und den gehorsamen Ständen des Reiches unverweislich sei. Allein die weltlichen Stände waren schon selbst von reformatorischem Begehren ergriffen; die Verhältnisse des Kapitels konnten ihnen kein Geheimnis sein; ohne Bedingung nahmen sie das Erbieten des Fürsten an und überließen ihm, den Ausschuß aus ihrer Mitte selbst zu wählen, dem jener Reformationsentwurf vorgelegt werden könne.

Hatte sich der Kurfürst früher durch die Beschlüsse des Reichstages zu seinem Vorhaben im allgemeinen autorisiert gefühlt, so sah er sich nun durch die Beistimmung seiner Stände in der besonderen Art der Ausführung desselben, zu der er geschritten war, bestärkt.

Jetzt, im Mai 1543, erschien auch Melanchthon, der sich bisher noch gesträubt hatte, bei ihm in Bonn, und man schritt nun ernstlich an die Ausfertigung des Reformationsentwurfes. Man legte dabei die nürnbergisch-fränkische Kirchenordnung zugrunde. Einen Teil derselben bearbeitete Butzer mit aller der Ausführlichkeit, die ihm eigen war und worin er wenigstens Luther oft zu viel tat. Einen anderen, namentlich die Artikel über die Rechtfertigung und die Kirchen, faßte Melanchthon ab. Besonders über den Bilderdienst, der hier noch im Schwange ging und der an den krassesten Aberglauben gestreift haben muß, zeigt

sich Melanchthon erstaunt. Kein Wunder, wenn die Reformationsschrift diesen Mißbrauch mit besonderem Eifer angreift. Als sie fertig war, wurde sie von dem Erzbischofe selbst, in Gegenwart einiger seiner Räte, des Grafen von Stolberg, des Dr. Lennep, des Koadjutors und Melanchthons, geprüft. Hermann hatte die letzte Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung vor sich; er schlug die Stellen nach, welche zitiert wurden, um sich selbst von der Zweckmäßigkeit ihrer Anführung zu überzeugen; bei jedem Satz über den ihm Zweifel aufstiegen, hielt er inne, hörte die Anwesenden, verbesserte auch wohl selbst eines und das andere; er zeigte durch sein ganzes Verhalten, daß ihm die Sache nicht allein am Herzen lag, sondern daß er lange darüber nachgedacht und sie begriffen hatte. Er selbst soll darüber gehalten haben, daß des Papstes nicht namentlich gedacht wurde, wie denn die Fassung der Formel auch sonst sehr gemäßigt war. Dem Domkapitel wurden seine Privilegien und Rechte ausdrücklich gewährleistet; der Orden der Kepler und der Begharden ward in besonderen Schutz genommen, weil er dem alten wahren Mönchsberuf am nächsten geblieben.

Am 26. Juli ward dieser Entwurf — denn einen anderen, von Groppers Hand, der nur eine Beschönigung der alten Mißbräuche zu enthalten schien, hatte man ohne weiteres beseitigt — den Ständen vorgelegt.

Die weltlichen Stände waren vollkommen damit

einverstanden. Sie hielten nicht für nötig, ihn erst durch einen Ausschuß prüfen zu lassen; zu einer so wichtigen Sache, die das Seelenheil betreffe, möchten doch sie selbst nicht einmal recht tüchtig sein; da sie aber die Wohlmeinung ihres gnädigen Herrn erkennen, so solle diesem auch die ganze Sache anheimgestellt sein.

Die Abgeordneten des Kapitels erklärten sich nicht geradezu dagegen; sie behielten sich aber Rückfrage bei der gesamten Körperschaft vor, und sehr bald zeigte sich, daß diese an ihrer bisherigen Meinung festhielt.

Auch die Stadt war keinen Schritt weiter zu bringen. Im Ratsprotokoll finden wir bei Lunä — denn so wird da noch der Montag bezeichnet — am 30. Juli die Anzeichnung, daß eine Supplikation Philipp Melanchthonis und Martini Buceri gelesen, darüber auch allerlei Gespräch gehalten, zuletzt aber dahin geschlossen worden, daß damit nichts anderes gesucht werde als Zwist und Zwietracht.

Indessen, man zweifelte nicht, daß auch dieser Widerstand, der sich auf wenige Priester und ein paar Ratsherren beschränkte, bald überwunden sein werde.

In der Stadt zeigten sich, wie in dem Volke, so in einigen Vornehmen, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahmen, entschieden reformatorische Tendenzen. Man erwartete an einem oder dem anderen Tage eine gewaltsame Explosion.

Die kleineren Städte im Stift, Bonn, Andernach, Linz, konnten schon als evangelisch betrachtet werden.

Es mag sein, daß der kaiserliche Hof die katholische Partei ermunterte; aber auch der Erzbischof behauptet, seinen Reformationsentwurf dem Kaiser vorgelegt und eine keineswegs mißbilligende Erklärung desselben empfangen zu haben. Die Beschlüsse des Reichstages von Speier, besonders die Aussichten, welche damals eröffnet wurden, auf eine nationale Beratung der religiösen Angelegenheiten, mußten seinen Unternehmungen zu Hilfe kommen; die Umwandlung schritt unaufhaltsam fort.

Die sehr besondere Gestalt, welche der Gegensatz in dem Kapitel annahm, daß der größte Teil der adeligen Mitglieder desselben für die Reform war, die entgegengesetzte Majorität aber hauptsächlich durch die Priester, die darin saßen, bewirkt wurde, führte wohl zu der unerwarteten Besorgnis, daß von diesen, auf welche das hochadelige Stift doch ursprünglich nicht gestiftet sei, die edlen Herren am Ende noch daraus verjagt werden dürften.

Überhaupt zeigte der stiftsfähige Adel in Deutschland in diesem Augenblick eine große Hinneigung zur kirchlichen Reform.

In einem Verzeichnis der Grafen, welche auf die protestantischen Versammlungen eingeladen werden sollten, finden wir aus den Häusern Erpach, Oettingen, Mansfeld, Limburg, Solms, Schwarzenberg, Stolberg von jedem drei Mitglieder, fünf Grafen von Nassau, zwei Witgenstein, zwei von Hanau, — ferner die Grafen von Wertheim, Helffenstein, Rheineck, Rhein-

stein, Barby, Gleichen, Warburg, Beichlingen, Isenburg, Manderscheid, Nuenar, Reifferscheid, Vinneburg, Oberstein, Bentheim, Rietberg, Diepholt, Hoya, Lippe, Spiegelberg, Schauenburg, Teklenburg. Doch war man überzeugt, daß es unter den Grafengeschlechtern auch noch „andere Fromme“ gebe, so der christlichen Religion anhängig.

Es leuchtet ein, wieviel daran lag, das Interesse, das dieselben an der Erhaltung des geistlichen Wahlfürstentums nahmen, nicht geradezu zu verletzen, die Reform durchzuführen ohne Säkularisation, wozu jetzt in Köln alles vorbereitet war.

Wenn es in Köln gelang, so war zunächst Bischof Franz von Münster bereit, diesem Beispiel zu folgen. Er bat schon seit längerer Zeit um Aufnahme in das schmalkaldische Bündnis. Er versicherte, die vornehmsten von seinem westfälischen Adel sämtlich, wenige ausgenommen, seien hiebei auf seiner Seite; auch die Städte seien geneigt, nur daß sich in diesen die Furcht rege, es möge wohl einmal wieder ein katholisch-eifriger Bischof eintreten und sie dann um der Religion willen bedrängen.

Diesem Bündnis aber, welches wir als das einer Aussöhnung mit dem Bistum bezeichnen können, kam man nun auch noch auf eine andere Weise, von protestantischer Seite her, entgegen.

Bei der neuen Einrichtung der Landeskirchen, deren wir später im Zusammenhange gedenken werden, war man doch auf mannigfaltige Schwierigkeiten gestoßen, und es zeigte sich eine sehr verbreitete Neigung, das Bistum wieder anzuerkennen. Das merkwürdigste Dokument hiefür ist die sogenannte Wittenberger Reformation.

In Speier hatte der Kaiser eingewilligt, daß zu der kirchlichen Reform, die er versprach, von allen Ständen, auch von den protestantischen, Entwürfe eingebracht würden. Die Wittenberger Reformation ist nichts anderes, als der Entwurf, der im Namen des Kurfürsten von Sachsen eingebracht werden sollte, verfaßt von den Theologen zu Wittenberg.

Das nun ist allerdings nicht ihr Sinn, daß aus der Mitte der protestantischen Kirchen ein neues Bistum aufzurichten sei, wie sich denn auch die Frage, die ihnen vorlag, gar nicht darauf bezog; allein daß sie die bischöfliche Verfassung, wie sie im Reiche bestand, anerkennen wollten unter der Bedingung, „daß die Bischöfe rechte Lehre annehmen und erhalten wollen", darüber kann gar kein Zweifel obwalten.

Vor allem denken sie nicht daran, den Stiften des Reiches „ihre Hoheiten, Würden, Güter und Herrlichkeiten" zu entziehen, weder den Kapiteln noch dem Bischof. Sie sind ganz zufrieden, daß der Bischof, da es nun einmal so sei, große Güter, Herrschaften, ja Länder besitze.

Aber sie sind auch bereit, ihm unter gewissen Be-

dingungen die geistlichen Befugnisse zurückzugeben, die er verloren hat, Ordination, Visitation und das geistliche Gericht. Für die Ordination fordern sie die Aufhebung aller nichtevangelischen Verpflichtungen und strenge Prüfung, damit nicht, wie bisher, Unwürdige eindringen. Die Visitation soll durch gelehrte fromme Männer, vielleicht aus der Zahl der Domherren, die dann freilich aufhören müssen, „Verfolger evangelischer Lehre zu sein", vollzogen werden, mit der doppelten Rücksicht, rechte Lehre und gute Sitten zu erhalten. Für das Gericht empfehlen sie die Konsistorien.

Es entspricht der Einfachheit der Zeit, wenn sie als den Grund ihrer Hinneigung zu dieser Veränderung angeben, daß der weltliche Fürst mit Geschäften überladen sei, auch wohl die Kosten der geistlichen Verwaltung scheue. Sie meinen, dazu habe der Bischof Güter, um die Kosten des Amtes zu bestreiten. Auch hätten sie bei dem bischöflichen Regiment mehr Rücksicht auf den geistlichen Bann, der ihnen zu guter Zucht am Ende notwendig schien, zu finden gemeint.

Man könnte einwerfen, daß doch Johann Friedrichs Verfahren mit dem Bistum Naumburg diesen Ideen nicht entspricht. Aber der Kurfürst betrachtete das Bistum Naumburg als landsässig, und, wie gesagt, sein Verfahren wurde nicht von allen seinen Räten gebilligt. Dagegen war jetzt von Bischöfen die Rede, die so gut Reichsfürsten waren, wie er selbst. Mit der Anerkennung derselben unter den angegebenen Be-

dingungen war er vollkommen einverstanden. Landgraf Philipp hat einige Einwendungen gemacht, die auch bis auf einen gewissen Grad Berücksichtigung gefunden haben, ohne daß darum in der Hauptsache etwas geändert wurde.

Denkt man sich, daß dieser Plan bei den auf den nächsten Reichstag angesetzten Beratungen durchgegangen wäre, so würde ein protestantisches Deutschland, aber mit bischöflicher Verfassung und, da man immer den Papst zu bekämpfen gehabt hätte, auf das engste vereinigt, entstanden sein.

So wahr es auch ist, daß die Protestanten zunächst nur nach einer gesetzlich ruhigen Existenz trachteten, so ist doch augenscheinlich, daß die politische Stellung ihrer Partei auf der einen, der religiöse Fortschritt ihrer Meinung auf der anderen Seite ihnen Hoffnung geben konnten, es auch noch weiter zu bringen und ihr System zum allgemeinen zu machen.

Auch abgesehen von aller doktrinellen Vorliebe, auf dem bloß historischen Standpunkte, scheint mir, für die nationale Entwickelung von Deutschland wäre dies das beste gewesen.

Die reformatorische Bewegung war nun einmal aus den tiefsten und eigensten geistigen Trieben der Nation hervorgegangen; sie umfaßte jetzt die weltlichen Fürstentümer zum bei weitem größten Teile, mit wenigen Ausnahmen alle Städte, und machte soeben einen Versuch, auch das geistliche Fürstentum zu durchdringen, ohne es umzustürzen. Sie verband die äußer-

sten Grenzen: Riga und Metz, die Ausflüsse des Rheins, wo sie sich gewaltig regte, und die mittlere Donau; sie verknüpfte wieder auch die getrennten Glieder mit den alten Mittelpunkten, Böhmen, wo unter der Einwirkung der deutschen Ideen die einheimische, nationale Literatur in das Stadium ihrer höchsten Vollendung trat, Schlesien, dessen Fürsten sich nichts Besseres wünschten, als in den schmalkaldischen Bund zu treten, Preußen, wo Herzog Albrecht einen deutsch-protestantischen Hof eingerichtet und sich angelegen sein ließ, sein Land immer mit allen Elementen deutscher Bildung in Verbindung zu halten. Hätte sich wohl Holland jemals von Deutschland getrennt, wenn es einen protestantischen Erzbischof in Köln gegeben hätte? Auch in der Schweiz ward der Gegensatz, der noch in einem Lehrartikel obwaltete, in immer engere Grenzen eingeschränkt. In den deutschen protestantischen Kirchen waltete, wenn auch dann und wann einmal der alte Hader in einzelnen Zuckungen aufflammte, doch im ganzen unter dem Vortritt der Wittenberger Schule die beste Eintracht. Im allgemeinen, wissen wir, waren die echten Grundlagen der gewonnenen Kultur erhalten; die destruktiven Kräfte, die einst den allgemeinen Umsturz gedroht, machten sich kaum mehr bemerklich. Die großartigen Bestrebungen, in denen man lebte, gaben dem nationalen Bewußtsein erfüllenden Inhalt. Jetzt hoffte man bei der nächsten Zusammenkunft die Zwistigkeiten vollends auszutragen und den großen

Kampf gegen die Osmanen zu unternehmen. In der Ferne sah man die größte Welteinwirkung. Italien und Frankreich waren mit den Analogien der deutschen Gesinnung erfüllt. In England ließ ihnen der eigensinnige König allmählich wieder freieren Raum. Es erfüllte die Gemüter mit freudigem Dank, als man hörte, daß der neuangesetzte Pascha in Ofen sich den Evangelischgläubigen nicht ungünstig zeige. Wir haben eine deutsche Schrift vom Jahre 1544, worin der Kaiser ermahnt wird, die spanische Inquisition, welche sich jetzt gegen alle die richte, „welche Christum recht zu erkennen begehren", nicht länger zu dulden, er, der durch so viele Religionsgespräche besser unterrichtet sei; dieser Gabe Gottes möge er nun auch seine Untertanen teilhaftig machen.

Zu so reinen und allgemeinen, durchgreifenden Resultaten kommt es im Laufe der Weltgeschichte nicht leicht. Es waren noch energische Kräfte in der lateinischen Christenheit, welche sich dieser vorwärtsdringenden Neuerung notwendig entgegensetzen mußten.

Wohl fühlte man es in Deutschland: man lebte keinen Augenblick ohne die Besorgnis, daß man noch die härtesten Kämpfe werde bestehen müssen; doch hätte wohl niemand voraussehen können, daß es so bald und auf diese Weise geschehen würde, wie es geschah.



Achtes Buch.

Der schmalkaldische Krieg.

Erstes Kapitel.
Ursprung des Krieges.

Alle die letzten Jahre daher war der Kaiser mit den Protestanten in gutem Vernehmen oder sogar verbündet gewesen; plötzlich sehen wir ihn eine entgegengesetzte Haltung annehmen: er schickt sich an, sie mit Krieg zu überziehen.

Ich finde davon folgende Gründe.

Einen tiefen Eindruck hatten in Rom die Beschlüsse des Reichstages zu Speier hervorgebracht. Der Papst ergoß sich in ein paar ausführlichen Breven gegen die Zugeständnisse, die der Kaiser den Abtrünnigen aufs neue gewährt habe, besonders die Ankündigung einer nationalen Beratung über die kirchlichen Angelegenheiten und die Zusage eines Konziliums, ohne daß des römischen Stuhles dabei gedacht worden. Diesmal aber hatte er nicht wie früher politische Vorteile einzusetzen, um seinen Worten Nachdruck zu verschaffen; im Frieden von Crespy erfolgten vielmehr jene Verabredungen, von denen wir wenigstens so viel mit Sicherheit sagen können, daß sie ihm höchlich zuwider waren. Er mußte andere, wenn auch übrigens gefährliche Mittel ergreifen. Er entschloß sich, zur Aufhebung der im vorigen Jahre wiederholten Suspension des Konziliums zu schreiten und die Eröffnung

desselben, diesmal ernstlich, für das nächste Frühjahr anzukündigen.

Kardinal Farnese soll gesagt haben: entweder werde der Papst die Versammlung nach seinen Wünschen leiten können, oder, wenn ihm das ja nicht gelingen sollte, so werde der Kaiser sich bei der Exekution der Beschlüsse mit den Protestanten verfeinden und dann nach keiner Seite hin etwas Rechtes durchsetzen.

Die Rücksicht auf den zu erwartenden Reichstag vermochte den Papst, seine Legaten unverzüglich nach Trient gehen zu lassen; das Konzilium sollte beginnen, ehe dort der Abschied erfolgen könne.

Nun versteht es sich wohl, daß der Kaiser gegen diese ernstlichen Anstalten nichts einwenden würde. Fast von Anfang seiner Regierung an hatte er dahin gearbeitet: indem das Konzilium berufen wurde, sah er ein Ziel erreicht, das er sich vorlängst gesetzt.

Natürlich aber war dabei nicht seine Meinung, die Versammlung der Leitung des Papstes zu überlassen, was nur geheißen hätte, auf indirektem Wege ihm verschaffen, was er ihm auf direktem nicht zugestehen wollte. Ganz im Gegenteil. Noch lebten die Erinnerungen an Konstanz und an Basel, und sie wurden jetzt ausdrücklich wieder ins Gedächtnis gerufen: die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, wie dort beabsichtigt worden, wahrhaftig nicht zugunsten der päpstlichen Kurie, endlich durchzuführen, war an dem kaiserlichen Hofe ein sehr verbreiteter Gedanke. Damit, meinte man, müsse das Konzilium beginnen, wie

Christus, als er in Jerusalem einzog, zuerst den Tempel gereinigt habe. Schon Adrian VI., heiligen Andenkens, würde es vollführt und namentlich den Deutschen Genugtuung gegeben haben, wäre er länger am Leben geblieben. Mendoza spottete jener Hoffnung Farneses, der Kaiser werde bei der Exekution sich mit den Protestanten entzweien: er meinte, diese Exekution müsse eben mit der Reform, d. i. am römischen Hofe selbst, beginnen.

Sehr wohl waren Karl V. die Befugnisse bekannt, welche die alten römischen Kaiser, die er als seine Vorfahren ansah, bei den kirchlichen Versammlungen ausgeübt. Könige, wie der König von England, konnten auf ein Schisma denken; ihm, dem Kaiser, konnte das niemals beikommen. Seine Macht hat ihrem ursprünglichen Charakter nach kirchliche Attribute; diese geltend zu machen, gab derselben erst ihre wahre Bedeutung wieder.

Und damit glaubte er sich mit den Deutschen, auch mit den Protestanten, noch nicht zu entzweien.

Die Instruktion seiner Räte zum Reichstage von Worms, der im März 1545 beginnen sollte, beweist, daß er an den letzten Beschlüssen von Speier noch festhielt und sie auszuführen gesonnen war, wiewohl mit Rücksicht auf die seitdem eingetretenen Ereignisse. Er weist seine Gesandten darin an, auf die Umtriebe acht zu haben, die der Papst unter dem Schein des Konzils vornehmen werde, um die jetzige Verwirrung zu erhalten. Er mißbilligt, daß es einige gibt, welche dem

Papste zu Gefallen alle weitere Verhandlung auf das Konzil zu verschieben raten; er seinerseits wünscht das Gutachten sowohl der katholischen als der protestantischen Stände über die einzubringenden Reformentwürfe zu vernehmen. Er meint, auch das tadelnde Breve könne wohl zur Sprache gebracht werden, das den Reichsständen nicht minder als ihm selber beschwerlich sei. Man möge noch einmal den Papst dringend um eine Beisteuer zum Türkenkrieg ersuchen; ziehe er doch noch immer große Summen aus Spanien wie aus Deutschland; Hilfe freilich habe er niemals viel leisten wollen.

In einem ganz anderen Sinne bearbeiteten indes Emissäre des römischen Stuhles die deutschen Stände.

Auf einer Provinzialsynode in Salzburg wurde der förmliche Beschluß gefaßt, einer Beratung über geistliche Dinge, an welcher Laien teilnehmen sollten, nur dann beizuwohnen, wenn der Papst es erlaube. Aus dieser Region war von jeher den nationalen Tendenzen Widerspruch entgegengesetzt worden. Ich finde, daß einer der ersten Jesuiten, die in Deutschland wirksam gewesen sind, Claudius Jajus, zugegen war und durch ein paar Aufsätze, die den Prälaten zu Gesichte kamen, zu diesen Beschlüssen nicht wenig beitrug.

Die kaiserlichen Räte, ausdrücklich beauftragt, wohl zu überlegen, was sich wahrscheinlicherweise bei den Ständen erreichen lasse, kamen mit König Ferdinand überein, die Rücksichten auf die Protestanten und auf die Altgläubigen, auf die frühere Abrede und auf das

Konzilium durch den Vorschlag zu vereinigen, daß die Beratung über die Reformationsentwürfe fürs erste ausgesetzt werden möge, bis man sehe, welchen Gang das Konzilium nehme, ob sich daselbst Hoffnung zu einer Reformation zeige; sollte es daran bis zu Ende des Reichstages mangeln, so wolle man einen neuen ansetzen, um das Werk der Reformation und Religion vor die Hand zu nehmen.

Das Recht, von seiten des Reiches auch über die geistlichen Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, gaben Kaiser und König, wie man sieht, keineswegs auf; die Aussicht, in Deutschland doch noch zu einer Reformation zu schreiten, hielten sie ohne Zweifel für sehr geeignet, das Konzilium zu derselben anzutreiben, womit alle weiteren Gedanken des Kaisers zusammenhingen: das Wort „Reformation" ward von ihnen recht mit Fleiß wiederholt und vorangestellt.

Damit drangen sie jedoch schon bei den Altgläubigen nicht ganz durch, deren Meinung es blieb, daß alle Erörterung der streitigen Religion schlechthin dem Konzilium anheimzustellen sei, noch weit weniger aber bei den Protestanten; vielmehr erhoben diese eine Frage, welche für unsere ganze Geschichte als eine der entscheidenden betrachtet werden kann.

Diesmal war ihnen das Konzilium gar nicht angekündigt worden; auch von seiten des Kaisers wurden sie nicht eigentlich dazu eingeladen; war es aber nicht eben dasselbe, das sie schon in aller Form abgelehnt hatten? Sie hielten sich überzeugt, daß in Trient ihre

Sache vielleicht nicht einmal untersucht und gewiß verdammt werden würde; aber außerdem hatte die Ankündigung eines Konzils für sie auch eine ganz unmittelbare Gefahr. Allen Friedständen, die ihnen gewährt worden, war immer das freie christliche Konzil zum Termin gesetzt. Mußten sie nicht fürchten, daß man sie, da dies nun bevorstand, vielleicht sofort angreifen werde?

In der Antwort, welche sie auf die Proposition gaben, forderten sie die Zusicherung eines beständigen Friedens, ohne Rücksicht auf das tridentinische Konzilium, bis zu dereinstiger christlicher Vergleichung. Der König entgegnete ihnen, er könne von einer Zusage der Art nichts in dem speierischen Abschiede finden, und forderte sie auf, zur Mitberatung der übrigen Angelegenheiten zu schreiten; sie machten neue Einwendungen, er replizierte; man kam endlich überein, da es hiebei auf die Auslegung des letzten Abschiedes ankomme, alle weitere Verhandlung bis auf die Anwesenheit des Kaisers auszusetzen.

Am 16. Mai 1545 traf derselbe in Worms ein, und nicht länger ließ sich die Entscheidung verschieben. In den Briefen an seine auswärtigen Gesandten bezeichnet es der Kaiser als den vornehmsten Gegenstand seiner Tätigkeit, die Protestanten zur Unterwerfung unter das Konzil zu vermögen.

Für alle seine Pläne, für den großen Gang, in dem wir ihn begriffen sehen, war dies eine unerläßliche Vorbereitung.

Wie wollte er Einfluß auf das Konzilium ausüben, die Reform auch des Papsttums durchführen, die er im Sinne hatte, wenn allen Beschlüssen diejenigen sich im voraus entzogen, um deren willen es berufen war? Er hatte unaufhörlich auch seine südeuropäischen Reiche, ja die ganze Christenheit im Sinn. Die deutschen Differenzen sollten ihm den Weg bahnen, eine allgemeine Ordnung zu machen; er konnte die Protestanten nicht im voraus vor den dort zu fassenden Beschlüssen sicherstellen.

Aber auch den Protestanten ihrerseits war diese Unterwerfung nicht zuzumuten. Wir wissen, wenn sie jemals ein Konzilium gewünscht, so hatten sie doch ein ganz anderes, als ein solches gemeint, das unter päpstlichem Einfluß sich versammle. Die kaiserlichen Minister selbst bemerkten, wie wir aus ihren Briefen sehen, daß der Papst auf nichts anderes denke, als die Leitung der Kirchenversammlung völlig in seine Hände zu bringen. Es ist wahr, daß sie dies zu verhindern meinten; aber welche Sicherheit hatten die Protestanten, bei dem mannigfaltigen Wechsel des Übergewichtes und der Macht, den sie erlebt, daß es geschehen würde? Und selbst in diesem Falle, was durften sie erwarten? Sie sahen den Kaiser von päpstlich gesinnten Priestern umgeben; die Verfolgungen, welche in den Niederlanden vor sich gingen, wiewohl Granvella sich jede Beziehung derselben auf die Reichsangelegenheiten verbat, machten doch allgemeinen Eindruck und erregten die stärksten Besorgnisse. Längst hatten sie aus-

gesprochen, daß ihr Glaube sich auf Konzilien nicht gründe. Einer der ersten Schritte ihres Abfalls lag darin, daß sie die Unfehlbarkeit derselben leugneten.

Man hat wohl gesagt, die Protestanten seien durch ihre früheren Erklärungen zu Anerkennung des Konziliums verpflichtet gewesen; aber wir wissen schon, wie wenig dies wahr ist. Sehr mit Absicht und in der bestimmten Hoffnung, daß eine Abänderung der konziliaren Formen zugunsten der Laien zu erreichen sei, war in den Reichsabschieden von 1524, 1526 bei der Forderung eines gemeinen christlichen Konzils das Wort „frei" hinzugefügt worden. Was damit gemeint sei, wußte auch die andere Partei sehr wohl; ebenso absichtlich ließ sie es in dem Reichsabschiede von 1530 weg; bald darauf beklagte sich der Kaiser, daß die Protestanten die Forderung erneuern, die in jenem Worte liegt. Es bezeichnet den Moment ihres größten Einflusses auf die Reichsangelegenheiten, daß sich der Kaiser im Jahre 1544 die Aufnahme dieses Wortes in den Reichsabschied gefallen ließ. War hiedurch der Kaiser nicht vielmehr ihnen verpflichtet, als sie dem Kaiser? Der Mangel liegt nur darin, daß sie sich mit dem Worte an sich begnügt hatten, ohne eine vollständigere Erklärung seiner Bedeutung. Daß der Kaiser nicht ganz auf ihren Sinn einging, konnten sie sehr gut wissen: das Wort „unparteiisch", welches sie ebenfalls gefordert, ließ er sich nicht aufdringen. Vielleicht darf man sagen, daß in der Annahme oder

Weglassung dieses Wortes die ganze Frage lag. Wurde es angenommen, so würde das Konzilium auf die Weise der Religionsgespräche, aber unter allgemeiner Beteiligung der Christenheit, gehalten worden sein, ohne daß dem Papst eine Entscheidung, da er ja Partei sei, zugestanden hätte. Wurde es verworfen, so war der Kaiser nicht verpflichtet, der bevorstehenden Versammlung von vornherein eine andere Verfassung zu geben; ein Verlangen, worin für ihn, auf seinem Standpunkt, etwas Unpraktisches und Unausführbares lag. Es schien ihm genug, daß der Papst zur Berufung eines Konziliums geschritten war; er behielt sich vor, dafür zu sorgen, daß es nicht ganz und gar unter dessen Einfluß gerate; aber eine Veränderung der Verfassung im voraus durchzusetzen, war bei dem Einfluß der Kurie nicht allein auf das romanische Europa, sondern auch auf die Mehrheit der Stände in Deutschland ein Ding der Unmöglichkeit.

So stellten sich die beiden Tendenzen, die eine Zeitlang miteinander gegangen, in ihrem vollen natürlichen Widerspruch einander gegenüber.

Die Protestanten behaupteten, das angekündigte Konzil sei weder allgemein, noch frei, noch auch christlich; der Kaiser ließ sich diese Rede nicht anfechten. Jene wiederholten auch ihm die Forderung, daß ihnen Recht und Friede versichert werden möge, ohne alle Rücksicht auf das Konzil, möge dessen Ausspruch nun ausfallen wie er wolle. Der Kaiser antwortete, er könne ihnen eine solche Versicherung der anderen Na=

tionen halber nicht geben; es würde ihm „zum höchsten verweislich“ sein: man möge ihn nicht zu unmöglichen Dingen drängen, wie auf dem letzten Reichstage wohl zum Teil geschehen sei. Allerdings ließ er zugleich vernehmen, er denke nicht daran, die Protestanten mit Krieg zu überziehen; er werde des Papstes halber ein Einsehen haben, auch ihm nicht gestatten, zu den Waffen zu greifen; allein damit waren wieder die Protestanten nicht zufrieden. Der Kurfürst von Sachsen erwiderte: man werde dem Kaiser schon sagen, daß ihm nicht gebühre, dem Papst einzureden oder Maß zu geben; der Papst werde dabei bleiben, daß er Christi Stellvertreter und über den Kaiser sowohl wie über das Konzilium erhaben sei.

Am Reichstage war ein Ausschuß protestantischer Räte aufgestellt worden, mit welchem die kaiserlichen unterhandelten; eben da aber kamen alle diese Gegensätze zum Vorschein.

Der Kurfürst von der Pfalz trat noch einmal als Vermittler auf und brachte aufs neue ein Religionsgespräch in Antrag, auf das auch wirklich beide Teile eingingen; allein schon standen die Dinge so, daß sich davon wenig mehr erwarten ließ.

Unter den Protestanten tat sich während der Verhandlungen die Meinung hervor, daß man am besten tue, unverzüglich zu den Waffen zu greifen, da doch auf keinen Frieden weiter zu rechnen sei. Nur Johann Friedrich predigte Ruhe; er wies sehr verfängliche Nachrichten, die ihm zukamen, unberücksichtigt von

sich; er meinte den Kaiser hinreichend zu kennen, um keine Gewalt von ihm fürchten zu müssen.

Wir werden bald sehen, wie sehr er sich darin täuschte, welche Vorbereitungen dieser ganz insgeheim eben damals traf. Er wußte, wieviel ihm an der Unterwerfung der Protestanten unter das Konzil gelegen sei, und war entschlossen, sie zu erzwingen.

Zunächst betrachten wir noch ein anderes Verhältnis, das ihm eine Richtung eben dahin gab.

Bekannt ist, welche Bedeutung für die ganze Staatsverwaltung Karls V., namentlich in finanzieller Hinsicht, die Niederlande hatten. Es bildete eine der vornehmsten Rücksichten seiner Politik, hier materiellen Wohlstand und zu dem Ende Frieden im Innern, gute Verhältnisse nach außen, vor allem den gewohnten geistlich-weltlichen Gehorsam aufrechtzuerhalten.

Nun waren aber die Niederlande so gut wie jedes andere deutsche Land von Sympathien für die religiöse Neuerung erfüllt; der Übertritt des Erzbischofs von Köln machte daselbst den größten Eindruck. Der florentinische Gesandte versichert, nicht allein in Aachen, sondern auch in Löwen rege sich der Wunsch, der kölnischen Metropole nachzufolgen. Er findet die Stimmung in den Niederlanden so zweifelhaft, daß er meint, die Bewegung könne daselbst vielleicht noch gefährlicher werden als in irgendeiner anderen deutschen Landschaft.

Im Lande selbst versäumte der Kaiser nichts, um diese Regungen zu ersticken. Die alten Bücherverbote

wurden erneuert, die strengste Zensur, namentlich über fliegende Blätter in Versen oder in Prosa, angeordnet, alle Verdächtigen verjagt oder verfolgt; Königin Maria konnte ihren eigenen Hofprediger, der sich noch keineswegs entschieden ausgesprochen, nicht behaupten.

Das konnte aber alles nicht zum Ziele führen, wenn der Erzbischof von Köln mit seinem Vorhaben durchdrang. Die kölnische Sache war für den Kaiser in gewisser Hinsicht zugleich eine einheimisch-niederländische. Wollte er sein bisheriges System behaupten, so mußte er dieser Bewegung ein Ende machen.

Da kam es ihm nun höchlich zustatten, daß Domkapitel, Universität und Klerus zu Köln, nicht zwar die gesamten Korporationen, aber doch die Majoritäten, welche im Namen derselben auftraten, gegen die Schritte des Erzbischofs protestierten und den Schutz von Kaiser und Papst dagegen anriefen. Daß sich die weltlichen Stände zugunsten ihres Herrn verwandten, auch sie ihrerseits seine Unterstützung gegen das Domkapitel in Anspruch nahmen, gab ihm nur um so größeren Anlaß, sich in die Sache zu mischen.

Schon öfter, mündlich und schriftlich, hatte er den Erzbischof gewarnt; ein entscheidender Moment trat ein, als er zu Anfang des Mai 1545, auf seinem Wege zum Reichstage, in Köln anlangte.

Die erste Audienz gab er dem Klerus, der denn nicht verfehlte, nochmals auf die wachsende Gefahr auch für Sr. Maj. Erbniederlande aufmerksam zu machen.

Hierauf ward der Rat vorgelassen. Der Kaiser bezeigte demselben seine Verwunderung, daß man in der Stadt das Abendmahl unter beiden Gestalten nehme: sei der Rat nicht mächtig genug, das zu verhindern, so wolle er, der Kaiser, es selber tun.

Er sprach sich überhaupt so unumwunden aus, daß jene Majoritäten keine Bedenken weiter trugen, aller Abweichung mit möglichster Strenge entgegenzutreten.

Zunächst forderte das Domkapitel einige zweifelhafte Mitglieder, z. B. den Rheingrafen, bei Strafe des verletzten Gehorsams, auf, ihre Gesinnung in Hinsicht der Religion zu erklären. Den Grafen von Horn kündigte es Bestrafung an, wofern sie nicht bis zu Pfingsten das Abendmahl unter einer Gestalt nehmen würden. Einem gelehrten Hausgenossen derselben ging der Befehl zu, das Gebiet der Stadt bei scheinender Sonne zu verlassen.

Hierauf hielt die Universität eine allgemeine Versammlung ihrer Graduierten und forderte sie auf, ihre Beistimmung zu der ergangenen Protestation zu erklären. Da einer der Professoren der Rechte, Dr. Siebert von Löwenberg, dies abschlug, so eröffnete ihm die Universität, weil er sich in einer so hochwichtigen Sache von ihr absondere, so könne er auch ihre Ehren und Würden nicht länger genießen: er müsse derselben beraubt sein, bis er anders stimme. Zugleich beschloß sie, in Zukunft niemanden zu promovieren, der nicht vorher ein Glaubensbekenntnis abgelegt habe.

Und nun vereinigten sich Klerus, Universität und

Rat, der letzte, wie er sagte, auf ausdrücklichen mündlichen Befehl des Kaisers, die beiden ersten aber, damit der Rat nicht zu anderen Mitteln greife, den erzbischöflichen Offizial zur Herstellung des Amtes der Inquisition ketzerischer Bosheit aufzufordern. Der Erzbischof, hierüber angegangen, antwortete ausweichend; schon war es aber soweit gekommen, daß der Offizial keine Rücksicht mehr auf ihn nahm: er blieb dabei, in Gemeinschaft mit dem Commissarius apostolicus gegen alle die zu inquirieren, welche wider die hergebrachte Lehre und Administration der Sakramente freveln würden.

Hiedurch geschah nun, was zunächst notwendig erschien: der Ausbreitung der neuen Lehre in der Metropole selbst ward Einhalt getan; aber es versteht sich, daß es dabei sein Bewenden nicht haben konnte.

An der römischen Kurie ward ein Prozeß gegen den Erzbischof instruiert, von dem man nicht zweifeln konnte, wohin er führen werde. Der Kaiser ließ bereits den Koadjutor über seine Gesinnung ausforschen, und nach einiger Zögerung erklärte dieser, er werde sich als der allergetreueste Diener Sr. Majestät beweisen. Dem Erzbischof selber verhehlte Karl nicht, daß er das Kurfürstentum mit allen seinen Privilegien als vom Erzbistum abhängig betrachte.

Bei Gelegenheit der Rückreise des Kaisers von Worms kam es hierüber noch einmal zu einer merkwürdigen Zwiesprache zwischen ihm und dem Kurfürsten. Der Kurfürst behauptete, er mache keine Neue-

rungen, er stelle nur die alten Satzungen auf Befehl Christi her; durch den Reichsabschied von 1541 sei er hiezu ausdrücklich ermächtigt. Der Kaiser antwortete, die Neuerung lasse sich nicht in Zweifel ziehen; der oberste Priester werde sein Urteil darüber sprechen: das müsse er als ein gehorsamer Sohn der Kirche vollziehen; aber selbst wenn der Hohepriester still säße, würde er der Sache nicht zusehen. Der Kurfürst erinnerte ihn an seine alten Dienste, mit denen er sich so viel Ungnade nicht verdient zu haben glaube. Der Kaiser versetzte, er sei ihm nicht ungnädig, er wünsche ihn nur abzuhalten, sich ins Verderben zu stürzen, und gab ihm Bedenkzeit bis auf den andern Morgen. Der alte Fürst aber war nicht zu schrecken. Er wiederholte des anderen Tages, er mache keine Neuerungen; würde er dasjenige wieder aufrichten, was er gottselig abgetan, so würde er sich der göttlichen Gnade auf ewig berauben. Der ihm angedrohte Verlust seiner Würde ängstigte ihn nicht; er sagte wohl, im schlimmsten Falle könne er auch wieder als Graf von Wied leben.

Schon verliefen die Termine an der Kurie; eine Zitation nach der anderen ward an die Kirchtüren zu Köln angeschlagen; die Verurteilung konnte nicht mehr lange ausbleiben.

Auch bei dem Kaiser aber verklagten Kapitel und Klerus den Erzbischof als einen Übertreter des wormsischen Ediktes und des Augsburger Abschiedes; auch hier war ein Prozeß instruiert. Man zog den Fall an

den Hof, weil er an dem Reichskammergericht, den einmal gegebenen Bestimmungen nach, nicht gut verhandelt werden konnte. Kurfürst Hermann säumte nicht, einen Anwalt nach Brüssel zu schicken, um zu erklären, daß er nicht in den Gerichtszwang des Kaisers willige, und zunächst die gesetzliche Frist zu fordern, in der er seine Exzeption einbringen könne. Der Kaiser würdigte ihn keiner Antwort.

Soweit war es gekommen und gewiß auf keiner Seite Schonung zu erwarten, als der Kurfürst im Einverständnis mit seinen weltlichen Ständen, die auf dem Landtage zu Bonn, 9. Dezember 1545, förmlich Beschluß hierüber faßten, die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes, die in diesem Monat zu Frankfurt a. M. versammelt waren, ersuchte, sich seiner Sache anzunehmen.

Doktor Siebert von Löwenberg und Büchel trugen daselbst, zugleich im Namen des Erzbischofs und der Stiftsstände, auf eine Mission des gesamten Bundes an den Kaiser an, um denselben zu bitten, dem bisherigen Verfahren keinen weiteren Raum zu geben und die kölnische Angelegenheit als allgemeine Religionssache zu behandeln.

Den Einungsverwandten entging es nicht, wie viel persönlichen Anteil der Kaiser an dieser Sache nahm, welche Gefahr darin liege, ihm hierin zu widerstreben; aber sie würden sich geschämt haben, den „gottgeliebten“, unbescholtenen, ehrlichen Glaubensgenossen, den sie in Köln gefunden, ohne Trost zu

lassen. Überhaupt wurde dieser Übertritt mit einem den deutschen Protestanten fast ungewöhnlichen Enthusiasmus begrüßt. In einem fliegenden Blatt wird jedermann zum Gebet aufgefordert, weil der Satan das Reich Christi im Erzbistum Köln antaste: dawider seien die Herzen der Frommen zu erwecken. Die Bundesstände traten unbedenklich der Appellation des Erzbischofs bei, erkannten seine Sache als eine gemeinschaftliche an und ordneten noch von Frankfurt aus eine Botschaft an den Kaiser ab, um demselben vorzustellen, daß ihrer Meinung nach der Kurfürst zu dem, was er unternommen, allerdings befugt gewesen sei, und ihn zu beschwören, nicht etwa auf den Grund des Wormser Ediktes oder des Augsburger Abschiedes ein Urteil ergehen zu lassen, da dieselben durch den Nürnberger Frieden, die Deklaration von Regensburg und die zuletzt in Speier getroffenen Bestimmungen außer Kraft gesetzt worden.

Zaghaftigkeit ließe sich den Verbündeten in dieser Sache überhaupt nicht Schuld geben. Da sich das Gerücht verbreitete, als werde der Kaiser zum nächsten Reichstage mit Truppen umgeben heranziehen und dabei auf dem Wege den Kurfürsten von Köln zugrunde richten, so versahen sie ihre Botschaft nicht allein für den Fall, daß sich diese Besorgnis bewähre, mit einer besonderen Instruktion, sondern sie beschlossen zugleich, wenn der Angriff wirklich geschehen sollte, dem Kurfürsten unverzüglich Hilfe zu leisten, und zwar nach den Orten hin, die er selber bezeichnen werde. Die

Abgeordneten der Städte, welche das Meiste zu fürchten hatten, sahen ihre Instruktionen nach und fanden sich sämtlich dazu ermächtigt.

Nichts war dem Kaiser verhaßter, als Einreden dieser Art, besonders in Angelegenheiten, die ihn so nahe berührten. Landgraf Philipp hatte wohl so Unrecht nicht, wenn er später den Haß und Widerwillen des Kaisers besonders von dieser Gesandtschaft herleitete. Gewiß kam damit ein zweites großes Interesse zutage, wo sich die Protestanten dem Kaiser entgegensetzten. Ein drittes lag in dem Fortgang, welchen das protestantische Prinzip in den Reichsangelegenheiten überhaupt nahm.

Mitte September 1545 war Herzog Heinrich von Braunschweig wieder im Felde erschienen. Eine Söldnerschar, die sich im Mecklenburgischen gesammelt und von da über die Elbe nach der Nordsee hin gezogen war, unter dem Vorgeben, nach England übersetzen zu wollen, in Diensten Heinrichs VIII., hatte er mit einer nur sehr mäßigen Geldsumme, von der man jedoch nicht weiß, wie er dazu gekommen, an sich gebracht, nach seinem Lande geführt und dies ohne viel Mühe zum größten Teile besetzt. Daß er ein so stattliches Heer um sich sah, vorrückte, Zuzug fand und vor allem eine starke Partei hinter sich wußte, erfüllte ihn mit einem unglaublichen Selbstgefühl; er sagte wohl, er und der Landgraf seien wie Hannibal und Scipio: jetzt werde es sich zwischen ihnen entscheiden, wer der Herr der Welt sein solle. Auch auf der protestantischen

Seite meinte man wohl, das werde der Pfaffenkrieg sein, mit dem man nun schon seit 20 Jahren umgegangen, um ihre Kirche zu zerstören, und setzte sich mit aller Macht zur Wehr. Die drei Fürsten von Sachsen und Hessen waren nochmals vereinigt, Philipp und Moritz persönlich zugegen, und wohl noch einmal so stark als der Feind.

Man möchte sagen, es gibt eine innere Großsprecherei, die den Menschen verhindert, die Lage, in der er sich befindet, zu begreifen. Sowie der Feind erschien, brach Heinrich von Wolfenbüttel auf, das er zu belagern begonnen und ging demselben in offenem Felde entgegen. Hier geschah nun aber, was nach der Heerverfassung jener Zeiten unausbleiblich war. Als die Überlegenheit der Protestanten sich entwickelte, erhoben sich die eigenen Hauptleute und Obersten des Herzoges, die bei weitem nicht ihres Soldes teilhaftig geworden, zur Empörung gegen ihn selber. Der Sieg ward dem Landgrafen, der von keiner Unterhandlung hören wollte, wenigstens während derselben immer vorrückte, nicht schwer. In der zwiefachen Gefahr, entweder von den eigenen Truppen gefangen zu werden oder dem vorrückenden Feinde in die Hände zu fallen, entschloß sich Herzog Heinrich, sich selber dem verhaßten Nebenbuhler zu überliefern. Er hat später behauptet, er habe dies nur bedingungsweise getan, um die Unterhandlung fortzusetzen; aber weder Herzog Moritz, der in der letzten Stunde ein paarmal hin und her geritten war, noch vollends der Landgraf gestanden

ihm dies zu; Heinrich ward als Kriegsgefangener behandelt und nach Ziegenhain in Verwahrung gebracht. Seine Truppen lösten sich auf; seine Anhänger wurden in Strafe genommen und ihrer festen Plätze beraubt.

Unter diesen Umständen, in dem allgemeinen Tumult von Selbsthilfe und Rache, konnte an jene schon in Speier und dann aufs neue in Worms verabredete Sequestration nicht gedacht werden. Wiewohl das Ereignis mit der Zeit noch andere Folgen gehabt hat, so war doch die nächste, daß die Protestanten dadurch zu größerem Selbstvertrauen und neuem Ansehen im Reiche gelangten.

Dazu trug nun nicht wenig bei, daß ein Kurfürst des Reiches, den der Papst abzusetzen drohte — eine Befugnis, die das Reich früher dem römischen Hof bestritten —, nicht bei dem Kaiser, sondern bei ihnen Schutz fand und in ihren Bund trat.

Der Vorgang von Köln vermochte auch den Kurfürsten von der Pfalz, über seine Aufnahme in den Bund zu unterhandeln. Von Tag zu Tag erklärte er sich entschiedener. Am 17. Januar 1546 empfing seine Gemahlin und ein Teil des Hofes wie der Bürgerschaft in der Pfarrkirche zu Heidelberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt.

Und noch ein fünfter Kurfürst schien in diesem Augenblick gewonnen werden zu können.

Nach dem Tode des Kardinals Albrecht im September 1545 würde der Kaiser, wenn es auf ihn angekommen wäre, den Kardinal von Augsburg, der sich

dem Hause Österreich unbedingt anschloß, zum Erzbischof von Mainz und Erzkanzler des Reiches erhoben haben. Aber seine Verwendung, die in Spanien maßgebend gewesen wäre, fand in Deutschland kein Gehör. Das Kapitel erwiderte, daß es nur aus seiner eigenen Mitte wählen wolle, und ernannte, da der Dechant ablehnte, den Scholasten Sebastian von Heusenstamm, einen Mann, der weder durch hohe Verwandtschaft, noch durch Reichtum empfohlen war, zum Nachfolger des Erzbischofs aus dem Hause Brandenburg. Man weiß, daß es unter dem Einfluß von Hessen und Pfalz geschehen ist. Wenn wir den Versicherungen eines landgräflichen Gesandten glauben dürfen, so versprach Heusenstamm, hauptsächlich mit den Evangelischgesinnten von seinem Adel und seinem Kapitel zu regieren; er bat sich sogar von Philipp einen „christlichen“ Kanzler aus und erbot sich zu einer christlichen Reformation. Gegen den Landgrafen selbst erklärte er sich für freie Predigt, Priesterehe und beiderlei Gestalt. Er würde wohl entschiedener zu Werke gegangen sein, hätte er nicht erst der Bestätigung des Kaisers und des Papstes bedurft. Der Landgraf meinte fast, es werde bei ihm nur noch auf eine Anmahnung von Sachsen und Pfalz ankommen.

Bei dieser Lage der Dinge dachte man sehr natürlich daran, das alte Ansehen des kurfürstlichen Kollegiums zu erneuern. Besonders Joachim II. erörterte, wie ungehörig es sei, daß in den letzten Zeiten die

Fürsten fast das Übergewicht über die Kurfürsten gewonnen. Er meinte, wenn nur das Kollegium sich wieder absondere, nicht allein die Propositionen, sondern auch die Obliegen des Reiches in ordentlicher Umfrage beratschlage, so werde ihr Mehr auch in dem anderen Rate bald wieder durchdringen.

Soweit kam es denn auch wirklich, daß die Kurfürsten, wiewohl nicht vollzählig, sich noch einmal für ihren Kollegen von Köln bei dem Kaiser verwandten.

Die Bestrebungen des Landgrafen wurden durch die allgemeine Furcht vor weiterem Umsichgreifen des Hauses Österreich befördert. Wie tief diese ging, davon gab unter anderen Herzog Heinrich von Braunschweig ein Beispiel. Er kündigte eines Tages an, er habe ein Geheimnis zu entdecken, und als der Landgraf einen seiner Räte deshalb zu ihm schickte, eröffnete er, die Absicht des Kaisers sei, Deutschland vollends zu zerreißen, alle Fürsten zu Bettlern zu machen: sei es nicht wahr, so solle seine Seele ewig verdammt sein. Auch die geistlichen Fürsten fürchteten den Zuwachs der Macht, welche dem Kaiser das Recht geben würde, die Beschlüsse des Konziliums zu exequieren.

Hierauf gründete Landgraf Philipp den Gedanken, einen allgemeinen Bund der Fürsten von beiderlei Bekenntnis zustande zu bringen, unter der Bedingung, daß keiner an der Ausführung der in Trient zu erwartenden Beschlüsse teilnehmen solle. Der Sinn der Protestanten war, wie sie bisher die Unterstützung des Kaisers für sich gehabt, so jetzt die Sympathien der

Mehrheit der Reichsstände für sich zu erwecken. Karl V. ward zuweilen nicht wohl dabei. Er konnte mit seinen konziliaren Ideen noch scheitern. Es war sehr wohl möglich, daß ihn die Reichsstände nötigten, den Erzbischof von Köln zu dulden, und ihm dann überhaupt eine kompakte ständische Macht unter überwiegendem Einfluß der Protestanten entgegentrat. Er ließ den Papst wissen, die Zeit könne kommen, wo weder der eine noch der andere von ihnen in Deutschland etwas mehr zu sagen habe.

Nicht als ob die natürliche Entwickelung des Protestantismus dahin hätte führen müssen; allein es konnte die Folge der zuletzt eingeschlagenen Politik werden, wofern er nicht eben diese mit aller Anstrengung, um jeden Preis, auf jede Gefahr durchführte.

Dazu setzte ihn nun die Lage der allgemeinen Angelegenheiten von Europa mehr in den Stand, als jemals.

Nach dem Frieden von Crespy hätte man nichts anderes als eine allgemeine Unternehmung gegen die Osmanen erwarten sollen; wenigstens in Deutschland und in Ungarn war jedermann darauf vorbereitet; man beklagte sich in Konstantinopel, daß König Franz nicht allein einseitig Frieden gemacht, sondern sogar feindselige Verpflichtungen gegen den Sultan übernommen habe. Der Gesandte antwortete, die Absicht seines Herrn sei nur, zwischen dem Kaiser und dem Sultan ein gutes Vernehmen zu stiften. So viel ist

richtig, daß in den zu Crespy eingegangenen Stipulationen ein Motiv für die Franzosen lag, ein Abkommen zwischen dem Kaiser und dem Sultan zu vermitteln. Vorsichtig, und nicht ohne am Reichstage wiederholt auf fortgesetzte Rüstung zu dringen, aber doch zugleich aller der Gefahren und Verwickelungen sich bewußt, in welche ihn ein ernstlicher Angriff auf die osmanische Übermacht führen mußte, hielt der Kaiser für gut, darauf einzugehen, einen Versuch zu machen. Im Juni 1545 finden wir einen kaiserlichen Gesandten, Meister Gerhard, wie ihn der Kaiser nennt, — es ist Gerhard Veltwyk, der schon in den deutschen Angelegenheiten vorkam, — in Begleitung eines französischen, Monluc, auf dem Wege über Ragusa nach Konstantinopel. Zu gleicher Zeit eilte auch ein Gesandter König Ferdinands, auf dessen Interessen es vornehmlich ankam, durch Ungarn und Bosnien dahin. Und ohne Zweifel kam nun die Mitwirkung Monlucs den österreichischen Brüdern zustatten; später ist diesem sogar ein Vorwurf daraus gemacht worden, und er hat sich nur mit dem Wortlaut seiner Instruktion entschuldigt. Die Hauptsache aber tat, wie Veltwyk wiederholt versichert, die eigene Lage der Osmanen. Die Eroberungen, welche sie in Ungarn gemacht, wünschten sie nun auch zu befestigen, so daß nicht jeder kleine Unfall den Gehorsam der Einwohner zweifelhaft machen könne. An den entgegengesetzten Grenzen erhoben sich ihnen Irrungen mit den Persern, welche bald darauf wirk-

lich zum Kriege geführt haben. An der Pforte selbst kam die Parteiung der Sultanin Churrem (Roxolane) gegen den ältesten Sohn Suleimans, Mustapha, der als der Thronerbe betrachtet wurde, zum Ausbruch; und Unordnungen traten ein, die eine Verteidigung zugleich gegen zwei so gewaltige Gegner schwer gemacht hätten. Dagegen war ihnen auch der Friede ehrenvoll und vorteilhaft. Die österreichischen Gesandten hielten es schon für einen Gewinn, wenn man den römischen König nach so großen Verlusten nur im Besitz der Grenzplätze ließ, die er noch innehatte (auch diese hatten die Türken anfangs gefordert); unter diesem Vorbehalt bewilligten sie einen jährlichen Tribut von 10 000 Dukaten und nahmen den Stillstand von achtzehn Monaten an, den man ihnen anbot (Oktober 1545). So weit ließ sich Karl V. herbei. Er hatte noch vor ein paar Jahren die Hoffnung gehegt, einmal als Kaiser in Konstantinopel einzuziehen; jetzt dagegen, in einem Augenblicke, wo die Ungarn seine Ankunft erwarteten, die Deutschen nichts mehr gewünscht hätten, als ihm zu folgen, die Türken zugleich von einem orientalischen Feinde bedroht und durch innere Entzweiung gefährdet waren, jetzt entschloß er sich, für sein Haus auf Ungarn Verzicht leisten und sogar eine Art von Tribut zahlen zu lassen. So viel lag ihm daran, für die religiösen Angelegenheiten, die seine Gedanken erfüllten, freie Hand zu bekommen.

In demselben Augenblicke ward auch eine andere

Sache, die ihm noch viele Schwierigkeiten hätte veranlassen können, durch einen ganz unerwarteten Todesfall erledigt. Im September 1545 starb der junge Herzog von Orleans, dem der Kaiser Mailand zu übertragen sich entschlossen zeigte. So hatte er nämlich jene Alternative, die er sich im Frieden zu Crespy vorbehalten, entschieden; aber aus den Schriften, welche er mit seinen Räten gewechselt, sieht man wohl, welche Gefahren er auch bei der Maßregel noch immer voraussah: so lebhaft der Herzog auch seine Ergebenheit aussprach, war man doch am kaiserlichen Hofe weit entfernt, ihm zu trauen. Der Gesandte des Kaisers in Frankreich, St.-Mauris, ließ wohl vernehmen, der Herzog sei das vollkommene Abbild seines Vaters, dessen Versicherungen doch auch niemals Erfolg gehabt. Sehr eigen hört es sich an, wenn Navagero meint, zu den anderen Verpflichtungen, die der Kaiser schon gegen den Tod habe, der ihm so viele Reiche in die Hände geliefert, komme nun auch die, daß man nicht wissen könne, ob er dem Herzog sein Versprechen habe halten wollen, oder vielleicht auch nicht. Mit den Franzosen ward dessenungeachtet ein ganz gutes Verhältnis behauptet. Neue Familienverbindungen, bei denen man auf die kaum Geborenen, ja auch auf die noch nicht Geborenen Rücksicht nahm, wurden in Vorschlag gebracht.

Der günstigste Umstand hiefür aber war, daß der Krieg zwischen England und Frankreich noch immer fortging. Was Granvella gleich anfangs vorausge-

sehen, die Franzosen wollten Boulogne um keinen Preis fahren lassen, Heinrich VIII. wollte es nicht wieder herausgeben. Januar und Februar 1546 waren noch mit Scharmützeln und entgegengesetzten Fortifikationen an den Grenzen erfüllt. Dadurch geschah, daß von diesen mächtigen und eifersüchtigen Nachbarn sich jetzt weder der eine noch der andere in die Geschäfte des Kaisers mischen konnte.

Auch von dem Norden hatte er keine Störung zu fürchten, um so weniger, da der König von Dänemark die Annäherung des Kurfürsten von der Pfalz an den schmalkaldischen Bund mit Besorgnis sah.

Dergestalt nach allen Seiten hin frei, konnte er seine Aufmerksamkeit diesmal ungestört auf die deutschen Angelegenheiten richten.

Wir wissen, in wie hohem Grade die Verwickelungen der europäischen Politik zum Emporkommen der Protestanten beigetragen, besonders ihnen Zeit gegeben, freien Raum gemacht hatten. Eine protestantische Gesandtschaft hatte auf Anregung von Frankreich gegen Ende des Jahres 1545 eine Vermittelung versucht, aber ohne Erfolg. Wir sahen auch, wie es kam, daß sie die Vorteile, die ihnen aus diesem Verhältnis zu des Kaisers Gegnern, das doch nie ein eigentliches Bündnis war, entsprangen, im Jahr 1543 selber aufgaben, die ihnen dargebotene Kombination nicht allein nicht benutzten, sondern den Kaiser zur Überwältigung seiner Feinde unterstützten. Ein von der Gewohnheit jeder anderen, so besonders dieser Zeit sehr ab=

weichendes Verfahren. Alle diese einander entgegenstehenden Mächte, der Kaiser, die Franzosen, England, der Papst selbst, schließen ihre Bündnisse und lösen sie auf, führen ihre Kriege und endigen sie nach ihrem bestimmten Interesse, dessen sie sich sehr wohl bewußt sind; eine Freundschaft oder gemeinschaftliche Tendenz, vor der dasselbe verschwände, gibt es für sie nicht; alle Allianzen stellen den Krieg in Aussicht, jeder Krieg trägt als Auskunftsmittel eine Bundeskombination in sich; nach dem Wechsel der Ereignisse behauptet oder verändert jede Macht, nur sich selber treu, ihre Haltung nach allen Seiten hin. Anders aber die Bundesgenossen von Schmalkalden. Ihre Einung war nicht gegen das Kaisertum an sich geschlossen, wohl aber wider die von dem damaligen Kaiser, der eine so ganz eigentümliche Stellung einnahm, zu besorgenden Angriffe. Sie hinderte nicht an dem patriotischen Wunsche, sich ihm anschließen, irgend eine nationale Unternehmung mit ihm ausführen zu können. Da er ihnen religiöse Konzessionen machte, so faßten sie Zutrauen zu ihm und gesellten sich ihm am Ende mit herzlicher Hingebung bei. Unglücklicherweise beruhte ihr Zutrauen zum Teil auf Irrtum; ihre Hingebung entsprang nicht aus ruhiger Erwägung, sondern zugleich aus persönlichen Motiven; endlich wurden die Zugeständnisse, die man ihnen machte, nicht so vollkommen fest bestimmt, um als unzweifelhaft gelten zu dürfen. So geschah, daß sie eben in den Glaubensstreitigkeiten zuerst zu empfinden bekamen,

daß der Kaiser keinen auswärtigen Feind mehr zu bekämpfen hatte. Schon in Worms hören wir sie klagen, er würde sie wohl anders behandeln, wenn er wie sonst ihrer Hilfe bedürfte. Ihre Erwartung, daß das in einem Türkenkriege geschehen könne, sahen sie getäuscht. Eben als sie völlig isoliert waren, er dagegen sich nach allen Seiten seiner Feinde entledigt hatte, gerieten sie mit ihm in den schroffsten Widerspruch; Gegensätze kamen zur Sprache, in denen keiner von beiden weichen konnte und zuletzt die Gewalt zur Entscheidung herbeigerufen werden mußte. Ihre Meinung, daß ihre Sache Gottes Sache sei und nicht untergehen könne, hat etwas Ehrwürdiges und ist wohl zuletzt auf andere Weise gerechtfertigt worden. Allein die höchsten Interessen fielen doch nicht so unbedingt mit ihrem Dasein zusammen. Nach und nach, sich selber unbewußt, waren sie eine weltliche Macht geworden, wenn auch nur der Minorität und der Opposition. Es fällt hart, es auszusprechen, aber gewiß ist, daß ihre Politik, wiewohl sie mit den lobenswertesten Eigenschaften, namentlich reichsständischen Pflichtgefühls, zusammenhing, dennoch fehlerhaft war und diese Fehler, wie alle auf Erden, sich rächen mußten. Schon in Worms ward zwischen Kaiser und Papst über ein Bündnis gegen sie unterhandelt.

Man dürfte nicht meinen, als sei dem Papste daran gelegen gewesen, daß der Kaiser die vereinigten Fürsten und Stände sich unterwürfig mache. Vielmehr war ihm derselbe ohnehin allzu gewaltig. Aber das Ein=

verständnis zwischen beiden war das drückendste, was ihm begegnen konnte; dies vor allem mußte er zerstören. Es ließ sich mit aller Sicherheit voraussehen, daß die Einberufung des Konziliums zunächst ein Zerwürfnis mit ihnen zur Folge haben werde; ein damaliger Legat, späterer Papst, erklärt unumwunden, der nächste Beweggrund dazu sei gewesen, die Widersetzlichkeit der Protestanten an den Tag zu bringen; und mit Vergnügen sah man nun in Rom diese Folgen eintreten, die Entzweiung kommen. Denn die Sache des Konziliums war, so verschiedene Entwürfe man auch daran knüpfen konnte, im großen eine gemeinschaftliche zwischen Papst und Kaiser. Der Kaiser geriet durch die Weigerung der Protestanten, das Konzilium anzuerkennen, welche sogar mit der Forderung verknüpft war, gegen die Beschlüsse desselben im voraus gesichert zu werden, in die größte Verlegenheit. Denn alle Bedeutung verlor dadurch die Versammlung, von der er sein ganzes politisches Leben hindurch geredet, die er den katholischen Reichsständen versprochen hatte und auf welche diese jetzt drangen. Wenn er um sich her sah, so schien es ihm zwar schwer, aber nicht unmöglich, die Protestanten durch Gewalt der Waffen zur Unterwerfung unter das Konzilium, die zugleich eine Unterwerfung unter ihn selbst einschloß, zu nötigen. Der erste, dem er diese Gedanken eröffnete, war sein Bruder Ferdinand. Es traf sich glücklich, daß Ferdinand eben so wenig von den Türken zu fürchten hatte, wie Karl selbst von den Franzosen.

Die beiden Brüder verständigten sich, daß die Sache tunlich sei, wofern der Papst sie mit seiner geistlichen und weltlichen Macht unterstütze.

Indem erschien der Legat des Papstes, dessen eigener Enkel, Alessandro Farnese, am Reichstage, zunächst, um einen Beitrag zum Türkenkriege anzubieten, wenn ja ein solcher noch bevorstehe, hauptsächlich aber, um das bisherige Verfahren des römischen Stuhles zu entschuldigen, überhaupt ein besseres Vernehmen herzustellen. Ein neues Motiv dafür sollte es bilden, daß die natürliche Tochter des Kaisers, Margarete, Gemahlin Ottavio Farneses, guter Hoffnung war, so daß sich eine immer dauernde Verbindung dieser Familie mit dem kaiserlichen Hause erwarten ließ. In diesem Sinne hatte er sich schon gegen Diego Mendoza, mit dem er auf der Reise zusammentraf, geäußert; der Kaiser war darauf vorbereitet: er ließ dem Legaten, der unmittelbar nach ihm in Worms eintraf, die beste Aufnahme zuteil werden. Als Alessandro in seiner ersten Audienz Entschuldigungen wegen des Vergangenen vorbringen wollte, sagte ihm der Kaiser, man müsse das vergessen und ein neues Buch anfangen. Der Legat versicherte, die Absicht des Papstes sei, seine Familie unter den Schutz des Kaisers zu stellen, und brachte dann die Sache des Konziliums zur Sprache. Der Kaiser sagte ihm: weit entfernt, sich demselben zu unterwerfen, sei es vielmehr das Verlangen der Protestanten, gegen die Beschlüsse, die es fassen könnte, durch Kaiser und Reich gesichert zu werden. Der Legat

gab das größte Erstaunen kund; denn in Rom fürchtete man vielmehr ein unwillkommenes Verständnis zwischen Protestanten und Kaiser in bezug auf das Konzilium. In diesem Moment aber verständigten sie sich. Nachdem sich der Kaiser durch einen Schwur des tiefsten Geheimnisses versichert hatte, so daß er an nichts gebunden sein wolle, was man verlauten lasse, hielt er mit seiner Absicht nicht zurück, die Protestanten mit Gewalt zur Unterwerfung zu bringen, wofern er auf die Hilfe des Papstes zählen könne. Der Legat ließ vernehmen, wenn sich der Kaiser zum Kriege gegen die Protestanten entschließe, so werde ihn der Papst nicht mit 100000 Dukaten — soviel hatte er für den Türkenkrieg zur Hand —, nicht mit dem doppelten oder dem dreifachen Betrage dieser Summe, sondern mit seinem ganzen Vermögen, mit seiner dreifachen Krone unterstützen. Aber einen förmlichen Vertrag darüber einzugehen, hielt er sich doch nicht für ermächtigt; um das Geheimnis keinem dritten anvertrauen zu müssen, eilte er selbst nach Rom zurück; denn eine Entscheidung von dieser Wichtigkeit ließ sich nur von dem Papst und von demselben nur dann erwarten, wenn er von dem vertrauten Enkel selbst über die Gesinnung des Kaisers unterrichtet wurde. Unter dem Vorwand einer Jagdpartie verließ er Worms.

Die Sache, welche die höchsten Angelegenheiten der Politik und der Religion umfaßte, war zugleich eine sehr persönliche. Unter diesen Umständen konnte Paul III. es wagen, Parma und Piacenza an seinen

Sohn Pierluigi Farnese zu übertragen. Denn wiewohl der Kaiser mehr für seinen Eidam Ottavio gewesen wäre, so lag doch am Tage, daß er auch gegen Pierluigi keine ernstlichen Einwendungen machen konnte, wenn er der Hilfe des Papstes in Deutschland bedurfte.

Auf diesen Vorschlag eines gemeinschaftlichen Krieges gegen die Protestanten ging nun aber der Papst, dem sein pflichteifriger Enkel Bericht darüber erstattet hatte, ohne viel Zögern ein. Nicht als wäre dem weltklugen Alten viel daran gelegen gewesen, die Protestanten zur Annahme und Beschickung des Konziliums zu vermögen; er fürchtete ihre Anwesenheit an demselben vielmehr. Aber in ungewisser Ferne lag noch eine solche Gefahr. Zu dem allergrößten Vorteil dagegen mußte es gereichen, wenn das gute Verhältnis zwischen dem Kaiser und den Protestanten, welches zuletzt in Speier zu einer so widerwärtigen Kundgebung geführt hatte, aufgelöst wurde und dagegen eine enge Allianz zwischen dem Kaiser und dem römischen Stuhl ins Leben trat.

Der Papst versprach an weltlichen Mitteln 200 000 Skudi, denen noch 100000 hinzugefügt werden könnten, und ein von ihm zu besoldendes Heer von 12 000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferde; an geistlichen verhieß er Anweisungen auf kirchliche Einkünfte und einen Verkauf von Herrschaften der Klöster, von denen sich ein Ertrag von beinahe einer Million Skudi erwarten ließ.

Am 23. Juni bereits langte ein römischer Kurier

in Worms an, welcher diese Erbietungen des Papstes mitbrachte. Sie wurden unverzüglich in dem geheimen Rate des Kaisers erwogen, und man fand sie befriedigend. Doch gehörten erst Vorbereitungen dazu, um die Bewilligungen flüssig zu machen, und man hatte noch einige Nebenforderungen an den Papst zu stellen. Im allgemeinen nahm man seine Vorschläge an, ohne jedoch noch abzuschließen; denn an einen unmittelbaren Beginn der Unternehmung ließ sich ja nicht sofort denken.

Unter anderem hatte man sich zuvor der Mitwirkung der katholischen Fürsten, überhaupt ihres guten Willens für den Kaiser, womit es sehr zweifelhaft stand, zu versichern. Dem Kaiser war die Verbindung mit dem Papst auch wegen der Beziehung desselben zu dem katholischen Deutschland erwünscht. Gleich im nächsten Monat nahm er die guten Dienste des Papstes an dem bayerischen Hofe in Anspruch.

Und allem anderen mußte die förmliche Eröffnung des Konziliums vorangehen, worüber im Laufe des Jahres 1545 zwischen Kaiser und Papst noch vielfach unterhandelt worden ist.

Der Papst hätte gewünscht, das Konzilium nach Rom zu nehmen und hier die Sache sobald wie möglich zu solchen Entscheidungen und Urteilssprüchen zu fördern, auf welche eine Exekution durch die Waffen folgen konnte.

Der Kaiser war ganz dagegen. Er wollte das Konzil schlechterdings in Trient festhalten, weil nun einmal

eine Kirchenversammlung in deutschen Landen versprochen war, wozu selbst Trient kaum noch gerechnet werden durfte; er fürchtete fürs erste Entscheidungen, welche die Anwendung der Waffen unvermeidlich machen konnten; er drang darauf, daß nur die Lehren, nicht die Personen verdammt würden; vor allen Dingen aber forderte er, daß auch die Reformation mit Ernst vor die Hand genommen würde.

Es kostete einige Mühe, daß der Kaiser, ehe alle diese Bedingungen aufs Reine gebracht waren, die Eröffnung des Konzils zugab, die dann am 13. Dezember 1545 mit aller Feierlichkeit erfolgte.

Aber dadurch ließ er sich nicht hindern, einen Monat darauf doch auch noch ein Religionsgespräch zu veranstalten; denn eine Aussicht der Vereinigung sollte auch außerhalb des Konziliums, das die Protestanten nicht anerkannten, offen bleiben. — Freilich trug es schon in seinen Vorbereitungen ein ganz anderes Gepräge, als die früheren.

Diesmal suchte der Kaiser nicht mehr wie früher nach Männern einer gemäßigten Meinung; die strengsten Eiferer vielmehr, einen Cochläus und Billik, stellte er als Kolloquenten auf; die vornehmste Rolle aber übertrug er einem Spanier, Pedro Malvenda, der von allem Anhauch deutscher Meinungen rein geblieben.

Und dieser griff nun die Sache mit großer Entschiedenheit an. Es hätte ihm noch nicht genügt, protestantische Lehren zu bestreiten; seine ersten An=

griffe richtete er vielmehr gegen die Lehrformel, über die man sich im Jahre 1541 vereinigt hatte, vor allem im Artikel von der Rechtfertigung. Die Protestanten blieben bei der getroffenen Übereinkunft stehen; namentlich Butzer, dessen Genossen Brenz, Schnepf und Georg Major waren, drückte sich fast ganz mit den Worten Contarinis aus; aber Malvenda wollte nicht mehr von der imputativen, sondern nur noch von der inhärierenden, eingegossenen Gnade hören. Auch in der Methode zeigte sich ein nicht mehr zu vereinigender Zwiespalt. Während die Protestanten mit einer gewissen Ängstlichkeit ausführten, mit welchem Maße sie die Kirchenväter annehmen, nämlich deren eigenem Ausspruch zufolge nur, inwiefern sie mit der Schrift übereinstimmen, trug Malvenda kein Bedenken, sich auf ein paar Scholastiker des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, Bricot und den englischen Dominikaner Holcoth, zu berufen. Er behauptete die ununterbrochene Kontinuität der rechtgläubigen Entwickelung des Dogma stärker, als es lange in Deutschland vorgekommen; er schlug einen Weg ein, der zu keiner Annäherung, sondern nur zu immer weiterer Entfernung führen mußte.

Zugleich wurden wunderlich ängstliche Maßregeln getroffen, um das Geheimnis dieser Verhandlungen zu bewahren. Die Protokolle wurden alle Nachmittag in einen eisernen, mit drei Schlössern versehenen Kasten niedergelegt, aus welchem sie ohne Bewilligung der Präsidenten nicht wieder hervorgezogen werden

konnten. Und auch dies schien noch nicht genug. Die Kolloquenten sollten sich eidlich verpflichten, keinen lebenden Menschen von ihren Verhandlungen etwas erfahren zu lassen.

Man kann es den Protestanten nicht verargen, wenn sie diesen Eid nicht leisten wollten. Mußten sie nicht wenigstens den Ständen, von denen sie geschickt worden, Bericht erstatten? Sie wollten ihre Seele, namentlich in einer Sache, die doch zu nichts führen konnte, mit dieser Verantwortlichkeit nicht beladen und zogen es vor, das hoffnungslose Gespräch geradezu abzubrechen.

Es war ihnen hier ein Element entgegengetreten, mit dem es keine Versöhnung gab.

Wir befinden uns überhaupt in den Zeiten, in welchen der römische Stuhl, jetzt nicht mehr allein in den germanischen, sondern auch in den romanischen Nationen angetastet, alle Kräfte, die in der Disziplin der Kirche und ihrer Verbindung mit dem Staate liegen, zusammennahm, um sich dieser Gegner zu entledigen. Die zerstreuten Inquisitionen, welche nicht mehr durchdringen konnten, wurden durch ein oberstes Tribunal zu einem einzigen System vereinigt, welches sehr bald eine unwiderstehliche Kraft der Vertilgung entwickelte. Zunächst fielen jene Literatoren in Italien, die sich dem evangelischen Prinzip nur angenähert, in die Hände der sie verfolgenden Mönche und verschwanden in den Gefängnissen oder verließen das Land. In Frankreich nahmen die Parlamente sich des

alten Glaubens an. Man sah die Inquisitoren mit den Offizialen der Bischöfe in den Parlamentshäusern erscheinen; oder es wurde eine Anzahl der eifrigsten Räte zu einer besonderen Kammer vereinigt, um über die Ketzerei zu wachen, ohne andere Geschäfte. Von ihren Urteilssprüchen ein Beispiel ist die Verdammung, welche das Parlament von Rouen über die Waldenser von Merindol aussprach, nach welcher die ganze Ortschaft vertilgt werden sollte, „die Häuser, die Zufluchtsörter unter der Erde, die Bäume in den Gärten, die Holzungen rund umher". Nach einigem Zögern, eben im Jahre 1545, schritt man zur Ausführung dieser Sentenz. Merindol und Cabrières wurden von einer kleinen Heerschar überfallen, wie die Orte der Morisken in Spanien, und unter entsetzlicher Massaker zerstört; ein paar tausend unschuldige Bekenner, denen Wilhelm von Bellay noch vor kurzem das rühmlichste Zeugnis gegeben, wurden als unwürdig, das Licht der Sonne zu erblicken, von dem Erdboden vertilgt. Auf eine Bittschrift der piemontesischen Waldenser gab König Franz I. die Antwort, er könne Leute, die er in Frankreich verbrennen lasse, unmöglich auf den Alpen schonen. Unter diesen Kombinationen war es, daß sich die Verfolgung in den Niederlanden erneuerte, „fromme, gutherzige Leute", wie der sächsische Gesandte sich ausdrückt, „hin und wieder verbrannt wurden", die Kerker von Vilvorde sich mit Gefangenen, die benachbarten Städte sich mit Flüchtlingen füllten. Wir berührten, wie die In=

quisition in Köln hergestellt ward. Das alte dominikanische Dogma ward aufs neue in Paris und gleich darauf in Löwen in aller Strenge verkündigt. Merkwürdig ist von den Löwener Artikeln besonders der 21., worin als das Zeichen der wahren Kirche angegeben wird, daß sie das als Glaubenslehre annehme, was der römische Stuhl darüber sage, gesagt habe und sagen werde. In diesem Sinne hatte sich der Orden der Jesuiten gebildet, dessen Tätigkeit auf der Stelle den ganzen Umkreis der römischen Kirche erfüllte; schon seit dem Jahre 1542 finden wir Mitglieder desselben in Deutschland wirksam. Eben an den bedrohtesten Stellen sehen wir sie erscheinen, in Wien Bobadilla, in Ingolstadt Jajus, in Köln Faber. Noch fällt ihr Tun und Treiben nicht sehr in die Augen; aber schon ist es nicht ohne Wirkung. Im Gefolge der Nuntien oder des römischen Königs erscheinen sie an den Reichstagen und hören die Beichte der Vornehmsten von den Versammelten; sie dringen in den Rat der Bischöfe und machen ihre Meinung darin geltend; schon gelingen ihnen einzelne Bekehrungen, wie die des Petrus Canisius, die denn für Oberdeutschland von großer Bedeutung geworden ist; hauptsächlich, sie repräsentieren einmal wieder das katholische Prinzip mit aller Hingebung und Strenge.

Die Zusammensetzung des kaiserlichen Hofes und Heeres war recht dazu gemacht, um diese Elemente nach Deutschland zu leiten. Die Anführer jener Italiener und Spanier, die im Jahre 1543 mit Karl über

die Alpen gekommen, warnten schon damals die lutherischen Prädikanten, sich öffentlich blicken zu lassen: ihr Volk sei ihnen feind; sie seien desselben nicht mächtig genug, um eine Gewalttat zu verhindern.

Wozu es auch in Deutschland kommen könne, zeigt ein gräßlicher Brudermord, der in diesen Tagen zu Neuburg an der Donau geschah.

Ein junger Spanier, Johann Diaz, dem in Paris, wo er studierte, einige Schriften der Reformatoren zu Handen gekommen, deren Meinung er in den paulinischen Briefen bestätigt fand, war nach Deutschland gegangen und hatte sich hier ganz mit den evangelischen Lehren durchdrungen; mit Butzer, der ihm wie anderen Flüchtlingen gastfreie Aufnahme in seinem Hause zuteil werden ließ, war er zum Gespräch nach Regensburg gekommen. Von allen widerwärtigen Dingen, die Malvenda in Deutschland wahrgenommen, das widerwärtigste war ihm, unter den Gegnern einen Landsmann zu sehen von der vorzugsweise rechtgläubigen Nation, und er versäumte nichts, um denselben zu bekehren. Aber weder ihm wollte das gelingen, noch auch einem Bruder Johanns, Alfonso, der von Rom, wo er eine ansehnliche Stelle an der Rota bekleidete, auf die erste Nachricht herbeigeeilt war.

Johann Diaz war ein Mensch, der sein einziges Glück auf Erden darin sah, nach dem einmal gefaßten Begriffe zu leben; er war ganz zufrieden, dort in Neuburg an der Donau, wohin er von Regensburg aus gegangen, in ärmlichem Zustande, den Druck eines

Buches von Butzer zu besorgen. Fast mit Gewalt mußte ihm Alfonso, als er Abschied nahm, ein paar Krontaler zum Geschenk aufdringen. Wehe ihm aber, daß er diese Wiederkehr brüderlicher Freundschaft für echt nahm! In Alfonso wirkten der Fanatismus einer vermeinten Rechtgläubigkeit und der eigentümliche Wahn der damaligen Spanier, in der Abweichung von den hergebrachten Doktrinen einen Schimpf für Land und Familie zu erblicken, zu dem Entschlusse zusammen, den Bruder lieber zu ermorden, als ihn hier unter den Ketzern zurückzulassen. Ein Gedanke, der ebenso gräßlich ausgeführt ward, als er an sich selber ist. An einem der nächsten Morgen, in erster Tagesfrühe, erschien der Diener Alfonsos mit einem Briefe desselben in der wohlbekannten Wohnung zu Neuburg; indem Johann, noch halb angekleidet, in dem Halbdunkel sich über das Blatt beugte, um es zu lesen, versetzte ihm jener mit einem Beil von hinten her einen Hieb in den Nacken, so daß das Schlachtopfer niederstürzte und sich sterbend in seinem Blute wälzte. Der Bruder selber, Alfonso, hatte indes die Tür gehütet; sie eilten zu ihren Pferden und hatten ihre Maßregeln so gut genommen, daß sie erst in Innsbruck ergriffen wurden. Im ersten Augenblick dachte man sie zu bestrafen; allein der Papst machte geltend, daß beide, der Herr und der Diener, Kleriker seien, und entzog sie den weltlichen Gerichten. Viele Jahre nachher konnte Alfonso seine Tat dem spanischen Geschichtschreiber Sepulveda in aller Sicherheit erzählen,

noch immer voll Genugtuung, daß sie ihm gelungen war.

Welchen Eindruck aber mußte nun dies Ereignis in Verbindung mit so vielen anderen, täglich eingehenden Nachrichten verwandter Natur in Deutschland hervorbringen!

War der Gegensatz, der zwischen den beiden Brüdern bestand, nicht derselbe, der im Kolloquium zutage kam? Johann hielt sich an Butzer; nicht ohne Malvendas Einfluß war Alfonso herübergekommen. Jedermann empfand dies. Wie dieser neue Kain gegen den zweiten Abel, sagt Melanchthon, so seien die Feinde der göttlichen Wahrheit gegen alle frommen Gliedmaßen Christi gesinnt.

In diesen Zeiten des immer stärker anwachsenden und mit einem blutigen Ausgang drohenden Gegensatzes sollte nun der Kaiser wirklich die bisher beobachtete gemäßigte Haltung verlassen und zu den Waffen gegen die Protestanten greifen? Er ging auf das ernstlichste damit um, hielt aber noch vor dem letzten Schritte inne.

Im Januar 1546 waren päpstliche Bevollmächtigte bei ihm, um ihm die Artikel des Vertrages vorzulegen, wie sie nun in Rom mit Rücksicht auf die von ihm selbst gemachten Erinnerungen formuliert worden waren. Die meiste Schwierigkeit hatte die Forderung des Kaisers gemacht, auch gegen diejenigen vom Papst unterstützt zu werden, welche ihn während des Krieges angreifen würden; der Papst wollte dies höchstens

auf sechs Monate zusagen; der Kaiser verlangte es für die ganze Dauer des Krieges und sechs Monate nachher. Das war jetzt wirklich in den Vertragsentwurf aufgenommen worden und insofern nichts mehr zu erinnern. Aber noch einmal erhob sich ein anderer prinzipieller Widerspruch. Man bemerkte, der Papst sei nicht nur alt und schwach, sondern auch von unzuverlässiger Gesinnung: auf eine dauernde Allianz mit ihm sei nicht zu rechnen; die Leistungen, die er übernehme, seien mit den Verpflichtungen, die der Kaiser eingehe, nicht zu vergleichen. Eine von diesen namentlich drohte höchst beschwerlich zu werden. Der Kaiser versprach, den Protestanten ohne die ausdrückliche Einwilligung des Papstes oder seines Legaten keine Zugeständnisse in den Angelegenheiten der Religion zu machen; was aber, so sagte man, sei gewisser, als daß auf der einen Seite die Protestanten sich mit der Kirche niemals vereinigen würden ohne die Aufhebung vieler Dinge, die von ihnen als Mißbrauch betrachtet würden und es wirklich sein; auf der anderen aber würden Papst und Kardinäle von ihren Vorrechten und Vorteilen nichts fallen lassen wollen; werde der Kaiser nicht durch diesen Bund ein Verteidiger der Mißbräuche und auf immer verhindert, an die Reformation der Kirche Hand anzulegen? Damit ward der Gedanke angeregt, mit dem sich der Kaiser sein Lebenlang getragen, in welchem er das Konzilium gefordert und gleichsam erzwungen hatte. Dem hatte, wenn wir uns nicht täuschen, zuletzt auch

der König von Frankreich beigestimmt; die Verhandlungen mit England beziehen sich auf Ausführung dieser Idee, durch welche dann das Schisma sich hätte heben lassen. Nur unter diesem Vorbehalt wollte der Kaiser die Protestanten zur Einwilligung in die Berufung des Konzils vermögen. Welch ein Widerspruch, wenn er nun, indem er die Waffen ergriff, sich doch zur Aufrechterhaltung des ganzen bestehenden Zustandes verpflichtete, die konziliare Idee, indem er sie verwirklichte, gleichsam wieder aufgab!

So eifrig sich der Beichtvater für die Unternehmung erklärte, so empfand er doch das ganze Gewicht dieser Einwendung; denn den universalen Absichten des Kaisers stimmte er nun selber bei. Merkwürdig ist die Vermittelung beider Tendenzen, die er mit beichtväterlicher Beugsamkeit zum Vorschein brachte. Bei jeder Verpflichtung unter Menschen, sagt er, verstehe es sich von selbst, wenn es auch nicht ausdrücklich ausgesprochen werde, daß sie kein Übel veranlassen, noch ein größeres Gut verhindern dürfe; sollten nun die Protestanten sich der Kirche anschließen wollen unter der Bedingung von Dispensationen und der Abschaffung wirklicher Mißbräuche, von solchen Zugeständnissen überhaupt, welche von gelehrten und verständigen Leuten gebilligt würden, so werde der Kaiser durch jene Zusagen nicht abgehalten, bei dem Papst und dem Konzil darauf zu dringen; vielmehr wenn der Papst das Vernünftige verweigere und dadurch die Bekehrung und Reduktion der Protestanten ver-

hindere, so sei der Kaiser trotz der Kapitulation zu allen Vorkehrungen berechtigt, die er hierzu treffen könne. Es lasse sich doch nicht denken, daß der Papst, der freilich für sein Haus sorge, zugleich den teuflischen Gedanken habe, den Kaiser in die Unternehmung zu verwickeln und in derselben zu verlassen. Überhaupt, so sagt der Beichtvater, wenn der Papst nicht tut, was gut und recht ist, so ist der Kaiser zu nichts verpflichtet.

Gegenseitiges Vertrauen bestand, wie man sieht, zwischen Kaiser und Papst keineswegs. Unter Vorwänden, die sich hören lassen und halbweg zugleich die Gründe sind, vermied der Kaiser die Unterzeichnung des Vertrages auch damals noch; er verschob sie bis auf seine Ankunft in Regensburg.

Er war schon auf einer Reise dahin, zu Maastricht im Februar, als ihm eine Gesandtschaft der Kurfürsten entgegenkam, um sich für ihren Kollegen von Köln bei ihm zu verwenden. Der neue Erzbischof von Mainz, Heusenstamm, hatte zuletzt doch nicht den Mut gehabt, daran teilzunehmen, so wenig wie Trier; — es waren also nur Gesandte der weltlichen Kurfürsten, denen sich einige andere Protestanten angeschlossen hatten; der Kaiser empfing sie mit aller Gnade; er entschuldigte, was er getan, damit, daß Hermann auf keine Warnung geachtet; er versicherte, daß er in dieser wie in anderen Sachen nur mit zeitigem gutem Rate der Kurfürsten, Fürsten und Stände verfahren werde. Namentlich Johann Friedrich von Sachsen zeigte sich von dieser Antwort vollkommen

befriedigt. Sehr ausdrücklich brachten die Gesandten das Gerücht zur Sprache, das sich in Deutschland verbreitete, als habe der Kaiser vor, die Protestanten mit Gewalt der Waffen heimzusuchen; sie baten ihn in aller Demut, nicht zuzugeben, daß es in den Zeiten, in denen er das Reich verwalte, innerhalb desselben zum Blutvergießen komme, und zwar durch fremdes Kriegsvolk. Der Kaiser erwiderte: wie wenig das seine Absicht sei, davon könne sie schon der Anblick des bewaffneten Gefolges überzeugen, das ihn umgebe: es sei nur das gewöhnliche, eine Garde von 500 Reitern; so fange man keinen Krieg an.

Es scheint doch, als sei die von der Gesandtschaft vorgetragene Warnung, die schon in Speier von dem Kurfürsten von der Pfalz ausgesprochen worden war, nicht ohne Wirkung auf den Kaiser geblieben. Den andern Tag fand ihn der Beichtvater milder als jemals. Die Meinung machte sich wieder Bahn, daß die Sache noch eher durch Güte und Nachgiebigkeit zu Ende zu bringen sei, als mit den Waffen, was tausend Gefahren in sich schließe.

Wie sehr auch der Beichtvater widerstrebte, so blieb der Kaiser dabei, daß man noch einen Versuch eines friedlichen Austrages machen möge, wenngleich er schwerlich zum Ziele führen werde. Bei seiner Abreise von Maastricht gab Karl V. seiner Schwester das Wort, alles mögliche zur Pazifikation von Deutschland zu tun und nur im äußersten Falle zur Anwendung der Waffen zu schreiten.

Noch immer hatten sich seine Räte friedfertig erklärt. Granvella versicherte, wenn der Kaiser einige Rüstungen mache, so geschehe das nur, weil er seine Grenzen sichern müsse, aus keiner anderen Absicht. Im Februar erwähnte der Graf von Solms in einem Gespräch mit Naves zu Mainz der allgemeinen Meinung, daß der Kaiser die Protestanten mit Krieg überziehen wolle. „Sagt man dies?“ versetzte Naves unbefangen, „es ist nicht wahr.“

Von vieler Bedeutung war unter diesen Umständen die Zusammenkunft, die der Kaiser auf seiner Reise gegen Ende des März mit dem Kurfürsten von der Pfalz und mit dem Landgrafen von Hessen zu Speier hatte.

Äußerlich trug sie noch einmal das Gepräge der Freundschaft. Unterwegs hatte der Kaiser die Aufmerksamkeit, der Tochter des Landgrafen, die vor einiger Zeit mit dem jungen Herzog Wolfgang von Zweibrücken vermählt und damals niedergekommen war, in Zweibrücken einen Besuch zu machen. Der Pfalzgraf brachte seine Gemahlin mit, die eine Nichte des Kaisers war.

Zunächst suchte der Kaiser den beiden Fürsten auszureden, daß seinen Verhandlungen mit Frankreich oder den Osmanen eine feindliche Absicht gegen die Protestanten zugrunde liege; das Konzilium habe er nur befördert, damit die Geistlichkeit sich selbst reformiere; was aber dort auch beschlossen werde, so sei er nicht der Meinung, darum etwa Krieg gegen die Protestanten anzufangen. Der Landgraf warnte ihn

aufs ernstlichste vor einem solchen Beginnen: würde er den evangelischen Glauben unterdrücken wollen, so würde er Hunderttausende umbringen müssen und sich zuletzt nur selbst geschwächt haben. Ihm am meisten werde es zustatten kommen, wenn er sich durch eine billige und gnädige Regierung das Wohlwollen der Stände verschaffe.

Betrachtungen, die auch dem Kaiser wohl zuweilen noch durch den Kopf gingen; noch mehr aber beschäftigte ihn die Frage, ob ein Konflikt sich vermeiden lasse. Man forderte den Landgrafen auf, sich über die Mittel einer Vergleichung in der Religion zu äußern, die dem Kaiser und seinen Räten noch unbedingt notwendig schien. Bedingungen, die dem Konzilium vorgelegt werden konnten, hätten ihm selbst eine gewisse Superiorität über die papistischen Tendenzen gegeben. Aber der Landgraf hatte kein Hehl, daß er von einem allgemeinen Konzil nichts erwarte; er sagte treffend, die Meinungen der übrigen Nationen seien von denen der deutschen zu verschieden, als daß es zu einer Vereinigung kommen könne; etwas Erträgliches lasse sich nur von einem Nationalkonzilium hoffen. Granvella antwortete, ein solches sei in Fragen des Glaubens, wie sie jetzt vorlägen, nicht an seiner Stelle; ein Verständnis für Deutschland allein würde jedoch noch möglich werden, wenn die vornehmsten Fürsten zusammenkämen, um Mittelartikel zu vereinbaren, ohne die Prediger; denn mit den eigensinnigen Menschen lasse sich nichts anfangen. Philipp

erwiderte, ohne die Theologen etwas festsetzen zu wollen, würde noch größere Verwirrung hervorbringen. Sein Rat war, daß man die Religion freigeben möge; die Protestanten würden die Messe in ihren Gebieten dulden, wenn man nicht in den anderen ihre Glaubensgenossen verfolge. Hauptsächlich aber bestand er auf einer Bestätigung der in Regensburg und Speier den Protestanten gegebenen Konzessionen ohne Rücksicht auf die Religionsvergleichung. Damit würde dann eine entsprechende Veränderung des Kammergerichts und seiner Anweisungen in Verbindung gestanden haben; die alten, auf den rechtlichen Krieg berechneten Reichsabschiede würden vernichtet worden sein. Aber dahin wollte es der Kaiser nicht kommen lassen. Die Autorität, die er noch in Deutschland ausübte, würde auf das Engste eingeschränkt, seine Stellung in der Welt, welche auf der Verbindung geistlicher und weltlicher Rechte in dem Kaisertum beruhte, beeinträchtigt worden sein.

Der Kaiser und der Landgraf schieden in sehr verschiedener Stimmung voneinander.

Der Landgraf glaubte aus allem dem, was er von dem Kaiser und dessen Räten gehört hatte, auf eine friedfertige Gesinnung schließen zu dürfen; in diesem Sinne gab er seinen Bundesgenossen von der Verhandlung Nachricht.

Der Kaiser fühlte sich tief verletzt. Er hatte den Landgrafen ersucht, in Person am Reichstage zu erscheinen, um durch sein Beisein auch andere Fürsten

zu bewegen, ebenfalls zu erscheinen und an einer Ausgleichung der Religionsverhältnisse mit zu arbeiten: „Jedermann halte sie für notwendig; niemand wolle mit ihm Hand anlegen.“ Der Landgraf hatte dies unter dem Vorwande der großen Kosten, die der Aufenthalt verursache, abgelehnt, was seine Wahrheit haben mochte, aber doch in diesem großen Falle nicht entscheiden konnte. Dreimal forderte ihn der Kaiser auf; beharrlich verweigerte es der Landgraf. Das zuversichtliche Auftreten des Landgrafen hatte für den Kaiser etwas Beleidigendes, zumal da es nicht unbegründet war. In seinen Erinnerungen erwähnt Karl V. das Gesuch des Landgrafen um sicheres Geleit; aber, fügt er hinzu, er, der Kaiser, hätte damals eher eines sicheren Geleites von dem Landgrafen bedurft, als dieser von ihm.

Eine Bemerkung von sehr doppelsinniger Natur.

Karl V. empfand den Zustand, in dem er war, wie eine Kränkung seiner Ehre; aber dagegen wurde es durch die Überlegenheit der Protestanten auch sehr gefährlich, gegen sie anzugehen. Die Idee des Kaisertums als einer universellen Autorität machte einen Kampf für dieselbe ratsam; als Oberhaupt des deutschen Reiches aber — wie wollte er das Blutvergießen, das dadurch veranlaßt werden, und die Herbeiziehung fremder Truppen, zu der er sich seiner Wahlkapitulation zuwider entschließen mußte, verantworten?

Es lagen gleichsam zwei Wege vor ihm. Er hat selbst gesagt, er habe sich in einer Verlegenheit ge-

fühlt, wie damals, als er schwankte, ob er seine unaufschiebbare Reise nach Belgien durch Frankreich nehmen sollte oder auf einem anderen Wege.

So viele Verhandlungen mit dem römischen Stuhle auch gepflogen, so weit die Verabredungen auch schon gediehen waren, so ließ sich doch noch alles zurücknehmen. Es liegt in dem Charakter des Kaisers, daß er seine Beschlußnahme bis auf den letzten Federstrich vorbereitet und dann noch damit zurückhält.

Zu Anfang des April hielt sich der englische Gesandte versichert, es sei an keinen Krieg zu denken; der florentinische bemerkt am 5. April, die Flamme, welche von anderen geschürt werde, suche Granvella noch immer auszulöschen.

Noch im Anfang des Mai ließ der Beichtvater vernehmen, die Sache gehe nicht ganz, wie er wünsche.

Eben dieser Beichtvater war der größte Beförderer der Kriegspläne; er stellte dem Kaiser unablässig und mit guten Gründen vor, wie wenig er die Protestanten zu fürchten brauche, und auf der anderen Seite, welche Verantwortlichkeit er auf sich lade, wenn der Katholizismus durch sein Versäumnis neuen Verlust erleide. Anfangs war er mit dem Nuntius und dem Kardinal von Augsburg allein. Selbst der Herzog von Alba, der um der Kriegsgefahren willen aus Spanien berufen worden war, erklärte sich lange Zeit friedlich; nach und nach aber, je weiter man in Deutschland reiste, ward auch in ihm über alle die Abweichungen, die er wahrnahm, das spanisch-recht-

gläubige Blut rege, und er schloß sich dem Nuntius an. Immer dringender erhob sich diese den Krieg fordernde Stimmung in der nächsten Nähe des Kaisers. Alle Spanier am Hofe billigten die an dem armen Diaz vollbrachte Mordtat; Sepulveda versichert, der Kaiser habe sich wenigstens nicht dagegen erklärt. Eben die Spanier waren es, auf die er besonders zählte, wenn es noch zum Kriege kam.

Wie sehr mußten ihre Ratschläge durch den Gang, den die Dinge am Reichstage nahmen, gefördert werden! Trotz der erneuerten Aufforderungen, die der Kaiser ergehen ließ, stellten sich die Fürsten nicht ein; selbst solche erschienen nicht, die es versprochen hatten. Es schien, als hätten sie sich das Wort gegeben, daß der Kaiser an diesem Reichstage nichts zustande bringen solle.

Wenn aber bei der Reichsversammlung als solcher sich nichts erreichen ließ, so fand der Kaiser doch auch bei einigen der mächtigsten Fürsten von der einen und der anderen Partei Eingang.

Von den katholischen war ohne Zweifel Herzog Wilhelm von Bayern, der jetzt, nach dem Tode seines Bruders, allein regierte, der bedeutendste. Schon vor einem Jahre hatte sich Karl V. an ihn gewendet, ihn an seine früheren Äußerungen über die Notwendigkeit, zu den Waffen zu greifen, erinnert, die Unmöglichkeit, in dem jetzigen Zustande zu verharren, auseinandergesetzt und unter der Form, als wolle er nur guten Rat vernehmen, auf ein Bündnis gegen die

Protestanten angetragen. Damals hatte er jedoch eine ablehnende Antwort empfangen. Offenbar waren auch die Umstände nicht mehr die alten. Früher wäre der Krieg auf den Grund der Reichsabschiede, im Sinne der Majorität, zu deren Gunsten geführt worden; jetzt war diese geschwächt und zersprengt; der nächste Grund des Krieges lag in den eigensten Gedanken des Kaisers, in seinen konziliaren Absichten, in seiner niederländischen Politik; das Unternehmen mußte, wenn es damit nach Wunsch ging, zum größten Vorteile desselben ausschlagen. Hatte früher der Kaiser sich unschlüssig gezeigt, so ist es kein Wunder, daß jetzt hinwiederum Bayern an sich hielt. Wir haben noch vom Januar 1546 eine überaus freundschaftliche Erklärung des Herzogs an den Landgrafen Philipp. Allein allmählich drang doch auch hier das ohnehin nie aufgegebene Prinzip einer gewaltsamen Wiederherstellung des Katholizismus und der Einfluß des Hauses Österreich durch. Bayern hatte ein Interesse, an dem es immer gefaßt werden konnte. Bei dem letzten Regierungswechsel in der Pfalz hatte es seine Ansprüche an diese Kur in allem Ernst erneuert; weitläufige Schriften wurden darüber gewechselt. So schwer es dem Kaiser werden mußte, gegen einen seiner nächsten Verwandten, Pfalzgraf Friedrich, vorzuschreiten, so versprach er doch jetzt, wofern derselbe nicht von freien Stücken zum Gehorsam zurückkehre und sich auch dem Konzilium unterwerfe, die Kurwürde ohne weiteres auf Bayern zu übertragen.

Schon längere Zeit daher war über die Vermählung der zweiten Tochter Ferdinands mit dem Erben von Bayern unterhandelt worden; Ferdinand mußte sich entschließen, ihm die ältere zuzusagen, welche der Nachfolge so viel näher stand, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß das bayerische Haus nach Abgang der männlichen Nachkommenschaft Ferdinands in Böhmen sukzedieren solle. Karl V. ließ sich gefallen, daß hiedurch seine eigenen Nachkommen ausgeschlossen wurden. So viel kostete es, um den Herzog endlich zu einer günstigen Erklärung zu vermögen. Doch schloß er sich nicht etwa offen an. Er versprach nur, eine Geldsumme zu zahlen, nicht mehr als 50 000 Gulden, Geschütz, Munition, Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen, und behielt sich vor, nach Maßgabe dessen, was er leiste, beim Frieden entschädigt zu werden. Wir sehen, absichtlich vermied er jeden nicht allenfalls wieder abzuleugnenden Anteil an dem Kriege: er wollte sich der Rache der Protestanten im Fall eines unerwünschten Ausganges nicht aussetzen. Der Kaiser ließ sich auch das gefallen; es war ihm sogar nützlich, einen Verbündeten zu haben, von dem man nicht wußte, daß er das war. Der venezianische Gesandte erzählt, der Kaiser habe sich des Herzogs durch einen förmlichen Eidschwur versichert, aber ihm erlaubt, mit den Gegnern fortwährend in Unterhandlung zu bleiben.

In einem ähnlichen Verhältnis hielten sich fast alle anderen katholischen Fürsten. Die Nähe des Kaisers

verhinderte wohl alle Manifestationen der Abweichung; Heusenstamm, der auf jedem ankommenden Briefe las, daß er nur erst der Erwählte von Mainz, noch nicht der wahre Erzbischof sei, hütete sich vor jedem zweideutigen Schritte; allein auch entschlossene Hilfe war von ihnen nicht zu erwarten, allzufurchtbar erschienen ihnen die Protestanten, die bisher in allen Zusammentreffen den Sieg behauptet.

Und der Kaiser selber hätte wohl noch immer Bedenken tragen sollen, sie anzugreifen, wäre es ihm nicht gelungen, in ihrer Mitte Verbündete zu finden. Es war der Meisterstreich seiner Politik — wir wissen aus einer Meldung an den Papst, daß er schon lange darauf gesonnen hatte — und, sagen wir, seines Glückes.

Zum Teil ward es durch den Ausgang jener letzten Braunschweiger Fehde, die Gefangennehmung des Herzogs Heinrich, veranlaßt. So protestantisch gesinnt übrigens die Herzogin Elisabeth von Kalenberg war, so rief sie doch jetzt zugleich mit ihrem Sohne Erich die Hilfe des römischen Königs an: denn unerträglich sei es, daß der altlöbliche Stamm von seinen Landen verdrängt werden solle. Der Schwiegersohn Heinrichs, Markgraf Hans von Küstrin, der die noch unvermählten Töchter des Verjagten zu sich genommen und mit diesem immer in vertraulichem Verhältnis stand, ließ ihn auch jetzt nicht fallen; wir finden ihn über diese Sache nach allen Seiten, auch mit Kardinal Madrucci, in Briefwechsel. Während

alle anderen protestantischen Fürsten sich von dem Reichstage entfernt hielten, erschienen Markgraf Hans und Herzog Erich, denen sich Albrecht von Kulmbach anschloß, in Regensburg und näherten sich dem Kaiser, von dessen Glück sie die Wiederherstellung Heinrichs erwarteten. Das hatte jedoch so viel nicht zu sagen, da diese Fürsten nur eine geringe Macht besaßen und eigentlich halb als Kriegsoberste dienen mußten. Von ganz anderer Bedeutung war es, daß sich ihnen Herzog Moritz von Sachsen, einer der mächtigsten Reichsfürsten und ebenso kriegerisch wie sie, zugesellte. Ein Ereignis von so durchgreifender Wichtigkeit, daß wir es etwas näher ins Auge fassen müssen.

Schon längst hatte der Kaiser sein Augenmerk auf ihn gerichtet. Den ersten Anlaß hat vielleicht Landgraf Philipp gegeben, der diesen jungen Fürsten, der eben sein Schwiegersohn geworden war, in das engere Verständnis aufnahm, das er 1541 mit dem Kaiser abschloß. Dann mag es zusammengewirkt haben, daß Moritz in den Irrungen über Wurzen die ganze alte Animosität seiner Linie gegen die kurfürstliche an den Tag legte und sich zugleich in dem türkischen Feldzuge von 1542 in den Waffen hervortat. Hierauf näherte sich ihm Granvella; wenigstens hat sich dieser Staatsmann immer des Verdienstes gerühmt, zuerst gesehen zu haben, was sich an Moritz gewinnen lasse. Die erste Eröffnung machte er dem Gesandten desselben, Christoph von Carlowitz, zu Nürnberg am 11. Februar 1543.

Wir wissen, mit welcher Umsicht nach allen Seiten damals der Krieg gegen Wilhelm von Kleve vorbereitet wurde; die übrigen Fürsten begnügte man sich von ihm zu trennen; dem Herzog Moritz trug Granvella eine Befehlshaberstelle gegen denselben an. Er erzählte, der Kaiser habe bei den Berichten, die er über Moritz empfangen, gefrohlockt, daß er noch einen so weidlichen jungen Fürsten im Reiche habe, der sich zu mannlichen Taten anlasse und ihm Treue und Gehorsam zeige. Habe der Herzog Lust zum Kriege, wolle er gegen Kleve oder Frankreich Dienste leisten, so werde er an dem Kaiser den besten Lehrmeister finden, den es vielleicht auf der Welt gebe. Carlowitz war gewandt genug, indem er die Teilnahme an der Unternehmung gegen Kleve ablehnte, zugleich den Punkt zur Sprache zu bringen, auf welchen hiebei alles ankam. Er meinte, es könne hauptsächlich deshalb nicht geschehen, weil sich sein Herr alsdann vor dem Schwager des Herzogs von Kleve, dem Kurfürsten von Sachsen, zu fürchten habe. Granvella fiel ein: würde sich jemand an dem Herzog vergreifen, den würde der Kaiser dergestalt strafen, daß es ihn reuen solle, er sei auch, wer er wolle. Er fügte hinzu, dem Herzog würde dies vielmehr zum Glück gereichen, und drückte sich hierüber so unumwunden aus, daß Carlowitz Bedenken trug, die Worte dem Papier anzuvertrauen. Schon zu Herzog Georgs Zeiten ist von einer Übertragung der Kur die Rede gewesen: haben sich die Worte Granvellas etwa gleich von vornherein darauf bezogen?

Fürs erste jedoch lag dies dem Herzog und seinem Rate noch zu fern, und sie kamen mit einem anderen Anliegen hervor.

Moritz lehnte nicht ab, gegen Kleve sowie gegen Frankreich zu dienen; dagegen aber begehrte er nicht allein eine erbliche Verschreibung der Stifte Meißen und Merseburg, sondern er stellte eine noch weiteraussehende Forderung auf. Er bemerkte, sein Vetter, der Kurfürst, gehe damit um, sich der Stifte Magdeburg und Halberstadt zu bemeistern, was ihn jedoch allzu mächtig machen würde; lieber möge der Kaiser ihm, dem Herzog, die Schutzherrlichkeit über die beiden Stifte anvertrauen.

Damals nun gelangte man nicht zum Abschluß hierüber. Der Kaiser eroberte Kleve auch ohne Moritz; den Reiterdienst, den ihm der Herzog im Jahre 1544 leistete, konnte er unmöglich mit so umfassenden und ungewohnten Zugeständnissen erwidern; allein er kannte nun den Preis, um welchen der Herzog zu gewinnen war.

Seitdem blieben die freundschaftlichen Verhältnisse — der Kaiser hatte nichts dagegen, daß der Bruder des Herzogs, August, zum Bistum Merseburg postuliert wurde, es in Besitz nahm und zu reformieren begann —; doch war noch kein besonderes Verständnis geschlossen.

Im Laufe des Jahres 1545, den ersten Monaten des Jahres 1546 erscheint Moritz noch nicht vom Kaiser gewonnen.

Am 10. März spricht er in einem Briefe an Philipp die Hoffnung aus, wenn es zum Schlagen komme, werde der mehrere Teil deutscher Nation bei dem Evangelio stehen; er wenigstens denke sein Vermögen dabei nicht zu sparen; wenn sie drei, Johann Friedrich, der Landgraf und er, zusammenhalten, werde man sie wohl unangegriffen lassen.

Im Mai war er in Kassel, und obwohl er zum schmalkaldischen Bunde, der ihm unbequeme Geldverpflichtungen auflegte, zu treten keine Lust hatte, so versprach er doch, zur Verteidigung der Religion ein stattliches Heer ins Feld zu stellen, Leib und Gut darüber zuzusetzen.

Im Oktober finden wir ihn bei dem Kriegszuge gegen Heinrich von Braunschweig, der, wenn nicht gegen den Kaiser gerichtet, doch auch nicht in dessen Sinne war und ihm am Hofe, z. B. von den Spät, schlecht ausgelegt ward.

Im Anfang des Jahres 1546 trug er kein Bedenken, an der Verwendung für den Kurfürsten von Köln teilzunehmen.

Da war nun das Unglück, daß zu gleicher Zeit seine alten Streitigkeiten mit Johann Friedrich unaufhörlich fortgingen. Eigentlich betrafen sie sehr unbedeutende Gegenstände: eine Säule im Amt Herbsleben, das Geleit auf der Erfurter Straße, oder den Zoll, den man den Bürgern von Leipzig bei Borna abforderte, wenn sie Kalk nach der Stadt fuhren. Aber eben in so geringfügigen Dingen zeigte sich das Auf-

wallen der alten Erbitterung. Herzog Moritz hatte nicht allein die Räte seines Oheims wieder hervorgezogen, sondern auch alte Gegner des Kurfürsten aus den Diensten Erzbischof Albrechts bei sich aufgenommen. Denen gegenüber wollten denn die kurfürstlichen Räte um so weniger auch nur das geringste von dem, was sie für ihr Recht hielten, fallen lassen. In der magdeburgischen Sache war jeder Teil eifersüchtig auf den anderen.

Waren das aber Gründe, um eine auf gemeinschaftlichem Ursprung beruhende, durch wahre und unleugbare Dienste, die von der kurfürstlichen Seite der jüngeren Linie geleistet worden, befestigte, durch ein großes Interesse gebotene Freundschaft abzubrechen? Der alte Kurfürst von Köln erinnerte die beiden Vettern, nicht untereinander zu hadern; sie wüßten noch nicht, wohin Uneinigkeit führe. Würden sie zusammenhalten, so seien sie so stark wie ein Königreich und nicht zu besiegen; würden sie sich trennen, so habe doch keiner Gnade zu erwarten; verzeihe man doch ihm nicht, der eine so gelinde Reformation vorgenommen. Er machte sogar in Beziehung auf die magdeburgischen Streitigkeiten einen Vorschlag, der sich hören ließ. Es ward ein Tag festgesetzt, wo man eine Beilegung aller dieser Gebrechen versuchen wollte. Ließ sich diese nicht wirklich erwarten?

Bei weitem härter waren die beiden Fürsten vor einigen Jahren aneinandergeraten; da hatte Luther seine Stimme erhoben, und sie hatten Frieden gemacht.

Eine große Persönlichkeit bemerkt man aber nicht allein, wenn sie gegenwärtig ist; man wird ihren Wert oft dann noch mehr inne, wenn die Stelle leer ist, die sie einnahm. Luther lebte nicht mehr.

Als er beschäftigt war, eine ähnliche Streitigkeit zwischen den Grafen Mansfeld zu schlichten, dort in Eisleben, wo er geboren worden, hatte seine Stunde ihm geschlagen.

In seinen letzten Jahren war Luther für seine Ruhe beinahe zu viel mit kleinen Händeln geplagt, in Universität und Land, in seiner Gemeinde und seinem Hause, mit allen den verschiedenen Ständen und Klassen; er glaubte wohl einmal, vom Schreibtisch ans Fenster tretend, gegenüber den Satan zu erblicken, der mit leichtfertigen Gebärden seiner unnützen Geschäftigkeit spotte: denn bei weitem nicht, wie er wünschte, griff das verkündete Evangelium durch, die Welt blieb doch immer, wie er sagte, die Welt; aber wir möchten dieser Tätigkeit nicht entbehren: Luthers Briefwechsel zeigt, mit welcher Energie und Gewalt er die Prinzipien, die er gewonnen und erkämpft, in jedem kleinen Verhältnisse durchführte und geltend machte.

Auch in den großen Angelegenheiten erhob er noch zuweilen seine Stimme. Er sah wohl, welchen Gang sie nahmen; sehr gut faßt er alle wesentlichen Elemente der künftigen Gefahr auf, immer in dem Lichte des großen uranfänglichen Kampfes zwischen Wahrheit und Lüge, Gott und Satan, in dem er lebt und

webt. Milder war er nicht geworden; von seinen Schriften gegen den Papst ist die letzte nicht allein die bitterste, mit Schmähworten am meisten angefüllte, sondern auch in sich selber heftigste, feindseligste; man möchte sagen, wenn so verschiedenartige Dinge sich vergleichen lassen, sie atme den Geist der alten Komödie, wo die Abweichung von der Regel als das Wesen des Gegenteils betrachtet, in ihrer inneren Falschheit ergriffen und in den Kot getreten wird. Für ihn freilich war die Zeit nicht da, der Entwickelung, wie sie vor sich gegangen, nachzuforschen, historische Gerechtigkeit auszuüben: die Gewalt, die er bekämpfte, entfaltete eben ihre ganze Kraft, um die Lehre zu vertilgen, die er an das Licht gebracht hatte. Bei aller seiner Heftigkeit aber, im Angesichte der wachsenden Gefahr, sieht er doch dem Gange der Dinge ruhig entgegen; denn „wir sitzen", sagt er, „unter dem Schatten des göttlichen Wortes und spotten ihrer". „Betet", ruft er aus, „betet ohne Aufhören". Er glaubt an die Kraft des Gebetes, besonders in der Gemeinde, wo denn alle Persönlichkeiten und Namen schwinden, nur noch die Christen da sind, Christus selbst unter ihnen, in seiner Gemeinschaft mit dem Weltenlenker, mit dem sieghaften Gott. Sehr merkwürdig in dieser Kombination der Dinge sind die Predigten, die er in Eisleben hielt. Gleich die erste handelt von dem Glauben, der im Paradiese seinen Ursprung genommen, von Enoch und Noah, allen heiligen Propheten fortgepflanzt, endlich von Christus und den Aposteln

gepredigt worden; dagegen aber habe sich bald von Anfang der böse Geist, der da in der Luft herrscht, mit seinen Winden und Wellen erhoben, durch mächtige Reiche und Throne, die Jahrtausende daher: er habe sich jetzt aufs neue in seinem letzten Grimm und Zorn mit allen seinen Stürmen aufgemacht; aber der Mann, der in dem Schiffe schlafe, werde zu seiner Zeit durch das Gebet der Gläubigen aufwachen, den Meeren und den Winden gebieten: der rechte und älteste Glaube werde auch der letzte sein bis ans Ende der Welt.

Er starb, indem er seine Freunde ermahnte, für Gott und das Evangelium zu beten: denn der Papst und das Konzilium zürne mit ihnen.

Ich denke wohl, eine Zusprache dieser Stimme, welche die Autorität eines Propheten des Alten Testamentes über das Volk und die Zeit besaß, würde den jungen Herzog an den großen Zusammenhang der Dinge erinnert und auf der Seite, der er angehörte, zurückgehalten haben. Jetzt aber war sie verstummt.

Dagegen gab es andere Einwirkungen, die ihn nach der entgegengesetzten Seite zogen.

Der damals einflußreichste Rat des Herzogs Moritz, Christoph Carlowitz, ein Mitglied jener Luther so verhaßten georgschen Partei im meißnischen Adel, versäumte keine Gelegenheit, um seinen neuen Herrn, wie einst den alten, in Verbindung mit dem Kaiser zu bringen.

Auf dem Reichstage zu Worms hütete er sich wohl, mit den Protestanten gemeinschaftliche Sache zu machen. Er zeigt sich sehr zufrieden, durch die Zessionsirrungen mit Bayern von persönlicher Teilnahme an den Reichsverhandlungen befreit zu sein. Er meldet seinem Herrn, auf diese Weise erwerbe er Glimpf, und ermahnt ihn, „das bevorstehende Glück nicht in die Schanze zu schlagen".

Im März 1546 finden wir Carlowitz bei dem Kaiser in Maastricht. Er meldet seinem Herrn, wie der Kaiser nach Granvellas Versicherung ihn lieber höher hinauf-, als tiefer herabzusetzen gedenke. Er verspricht, mündlich anzuzeigen, wie das Vertrauen, in dem er zum Kaiser stehe, sich nicht allein behaupten, sondern mehren lasse.

Es war ganz in dem hiedurch begründeten Sinne, wenn nun Carlowitz, gegen Ende des April 1546 aufs neue nach Regensburg abgeordnet, dort zunächst ein Wort von engerem Verständnis fallen ließ. Mit Freuden ergriff dies Granvella. Aber nicht umsonst wollte sich der sächsische Hof dem kaiserlichen anschließen: in aller Form forderte er jetzt den Erbschutz über die beiden Stifte. Wer hätte glauben sollen, daß der Kaiser in einem Augenblick, wo er die alten Formen der Kirche und des Reiches mit den Waffen aufrechtzuerhalten beabsichtigte, eines der ersten Stifte des Reiches unter den Schutz, das heißt, dem Wesen nach unter die Regierung nicht allein eines weltlichen, sondern sogar eines evangelischen Fürsten

kommen lassen würde? Allein so dringend waren die Umstände, so entscheidend der Vorteil, einen der Mächtigsten dieser Partei herüberzuziehen, daß er den Antrag nicht von sich wies. Nur meinte Granvella, schriftlich lasse sich die Sache nicht zu Ende bringen; es werde nötig sein, daß der Herzog in Person erscheine.

In der Nähe war auch die Zeit, auf welche jene Versammlung zur Aussöhnung zwischen den Erbverbrüderten angesetzt war. Jetzt mußte Moritz sich entscheiden.

Was lag alles daran, ob er dahin gehen würde, oder nach Regensburg!

Einen Augenblick schwankte er wohl, jedoch hauptsächlich darum, weil er selbst nicht meinte, daß es dem Kaiser mit jener Konzession Ernst sein könne: er erklärte, er müsse erst Sicherheit haben, er müsse wissen, worauf er hinausreiten solle.

Granvella erwiderte, es werde ihn schon nicht gereuen, wenn er komme: der Kaiser werde sich als Freund und Vater gegen ihn zeigen.

Hierauf säumte Moritz nicht länger. Er kündigte seinem Vetter die anberaumte Zusammenkunft auf, er riß sich los von seinem Blutsverwandten und der evangelischen Gemeinschaft, der er, wie Luther einst sagte, nicht allein sein Emporkommen, sondern sein Dasein verdankte, der er mit seiner religiösen Gesinnung angehörte, und begab sich nach Regensburg.

Wohl wahr, daß der Kaiser in diesem Augenblick

nichts als weltliche Absichten vorgab, Bestrafung des Ungehorsams, eines angeblichen Landfriedensbruches, Herstellung der Autorität des Reiches; aber wir haben einen Brief von ihm, worin er ganz ausdrücklich sagt, daß dies alles nur ein Vorwand sei, den ihm wohl nicht jedermann glauben, der aber doch wohl dazu dienen werde, die Gegner zu trennen: sein vornehmstes Motiv sei, den Ruin des Katholizismus zu verhüten, dem Protestantismus Einhalt zu tun.

Sollte das dem erfahrenen Carlowitz, dem mit natürlichem Scharfsinn begabten Herzog entgangen sein? Man kann es nicht glauben. Aber sie sahen auf der entgegengesetzten Seite die Oberherrlichkeit über Magdeburg und Halberstadt, die Kurwürde, den endlichen Sieg über ihre nachbarlichen Widersacher.

Am 23. Mai hätte Moritz zu der Tagsatzung mit seinem Vetter einkommen sollen; am 24. langte er in Regensburg an. Seine Ankunft, die über seine Politik keinen Zweifel übrig ließ, trug zur Entscheidung der Angelegenheiten überhaupt bei.

In diesen Tagen traf alles zusammen, um den Kaiser zu einem definitiven Entschluß zu vermögen.

Der römische Hof erklärte sich bereit, die 200 000 Skudi, welche früher an einem dritten Ort hatten deponiert werden sollen, unmittelbar an den Kaiser zahlen zu lassen. Die Erwartung war, daß er nun, wie versprochen, die ihm vorgelegte Kapitulation ohne Zögern unterzeichnen werde.

Wir finden ein Schreiben des Legaten am Konzil,

Santa Croce, worin er den Papst erinnert, von den Instruktionen, welche er dem Kardinal von Trient, der von Rom nach Regensburg ging, mitgeben könne, bestehe die beste in einem Gnadengeschenke für Granvella, würdig sowohl des Gebers, als des Empfängers: „Geld zur rechten Zeit wegwerfen, gereiche oft zum größten Gewinn“.

Auf Granvella machte ohnehin die Lage der Dinge in Deutschland, wie sie sich in Regensburg entwickelte, großen Eindruck. Eben diejenigen Fürsten blieben aus, auf deren Erscheinen alles angekommen wäre. Granvella hörte die Entschuldigungen ihrer Räte an und nahm sie hin, ohne zu antworten; aber man sah ihm an, wie empfindlich sie ihm waren. Eine Erneuerung des Kolloquiums ward von den Protestanten schlechtweg von der Hand gewiesen. Schon fing man an, die Gesetzlichkeit der gegen Köln vorgekehrten Maßregeln, als auf falscher Voraussetzung beruhend, zu bezweifeln; es leuchtete ein, daß so nicht weiter fortzukommen war.

Am 21. Mai langte der Kardinal von Trient mit seinem Bruder Hildebrand von Madrucci, dem Grafen Felix von Arco und vielen anderen Edlen aus jener Verwandtschaft, die einst so vieles zum Ausbruch des Krieges in der Schweiz beigetragen, zu Regensburg an. Der Kardinal, der früher wider die Unternehmung gewesen, erklärte sich jetzt mit Eifer dafür. Der Kaiser sagte, er finde ihn nicht von Eis, wie man gesagt, sondern von Feuer.

Um dieselbe Zeit liefen Briefe von Spanien ein (vom 8. Mai), in welchen der Prinz Don Philipp und der Staatsrat von Spanien den Kaiser aufforderten, keinen weiteren Verzug eintreten zu lassen, eine so heilige und zugleich für die Behauptung seiner eigenen Würde und Macht so notwendige Unternehmung zu beginnen; von Spanien könne er außer den in solchen Fällen gewöhnlichen Bewilligungen auch noch auf andere große Geldsummen rechnen. Der Beichtvater versicherte, daß nichts einen größeren Eindruck auf den Kaiser gemacht habe.

So hatte einst, in ganz anderer Lage der Welt, das Schreiben eines spanischen Königs, Ferdinands von Aragon, den Kaiser Siegmund bestimmt, von dem sicheren Geleit abzustehen, das er dem Johann Huß bewilligt.

Doch war im Laufe des Mai noch nichts ausgesprochen. Wir hören von einem Gastmahle bei Granvella, an welchem einige namhafte Kriegsführer teilnahmen; mit Bezug darauf sagte jemand halb im Scherz, man werde nun nicht mehr leugnen wollen, daß der Krieg ausbrechen werde; Granvella erhob sich von seinem Sitz und schwur, indem er das Zeichen des Kreuzes machte, daß der Beschluß dazu nicht gefaßt sei.

Der Kaiser hatte erklärt, er werde keine Entscheidung treffen, ehe sein Bruder, König Ferdinand, angelangt sei, was am 28. Mai geschah. Dann, in den ersten Tagen des Juni, ist die Sache von dem Kaiser aufs neue in Beratung gezogen worden, unter Teil-

nahme der Bischöfe von Trient und von Augsburg und des Herzogs von Bayern, der damals seinen Vertrag abschloß. Man erwog den Vorteil und die Gefahr, die mit der Unternehmung verbunden sein könnten, noch einmal mit allem Bedacht. Darüber konnte man sich nicht täuschen, daß eine Unterwerfung der Protestanten unter das Konzilium nimmermehr zu erwarten sei. Den größten Eindruck machte es, daß die beiden Kurfürsten von Pfalz und von Köln soeben auf deren Seite getreten waren. Wie sollen, sagte man, bei diesem Übergewicht der Gegner die Katholiken sich behaupten, oder die allgemeinen Angelegenheiten auf eine dem Kaiser genehme Weise geleitet werden können? Den einzigen Ausweg schien ein Krieg darzubieten, und zwar ein unmittelbar zu unternehmender, ehe noch eine widrige Wendung in den Verhältnissen der Welt eintrat.

„Ich habe darüber gedacht und wieder gedacht," schreibt Karl an seine Schwester, „wohlgesinnte und kundige Leute befragt, über ihr Gutachten Beratung gepflogen und bin endlich zu dem Entschluß gekommen, den Krieg zu unternehmen".

Nun erst wurden die Artikel des Allianzvertrages mit dem Papste unterzeichnet; der Kardinal-Bischof von Trient eilte, sie nach Rom zu überbringen.

Damit war denn der Kaiser, der einst durch die Stimme der Nation, im Gegensatz gegen den Wunsch des römischen Stuhles, zur Krone berufen worden, zuletzt im Laufe der Ereignisse doch wirklich zu dem

Entschluß gelangt, in Verbindung mit Rom die Waffen gegen die kirchliche Neuerung zu ergreifen, die, aus der Tiefe des deutschen Lebens hervorgegangen, von der großen Mehrzahl der Nation gutgeheißen wurde. Die Protestanten waren unter dem Schutze der Konzessionen gediehen, die ihnen der Kaiser selbst von Zeit zu Zeit, freilich immer nur auf einstweilen, bewilligt hatte. Dieses Einstweilen wollten sie sich entledigen: sie forderten eine Sicherung ihrer Existenz, die von der allgemeinen kirchlichen Gewalt, von der sie sich losgerissen hatten, nicht mehr gefährdet werden könne. Aber der Kaiser wollte sie von der Unterordnung unter diese Gewalt, an deren Ausübung im konziliaren Weg er selbst einen großen Anteil in der Hand zu behalten meinte, nicht loslassen. Die Deutschen hatten ihn zum Vogt der Kirche erwählt; als solcher ergriff er das Schwert gegen die allmählich im größten Teile der Nation zum Bewußtsein gekommene Idee der kirchlichen Absonderung.

In dem Augenblick, daß er diesen Entschluß faßte, zeigte sich auch die Schwierigkeit, der innere Widerspruch, in den er dadurch geraten sollte. In Rom ergriff man die Allianz unter der Voraussetzung, daß das Konzilium dadurch eine bewaffnete Macht zur Ausführung seiner Beschlüsse und Urteilssprüche in die Hand bekomme; unter diesem Gesichtspunkt hat der Nuntius dem Konzilium die nahe Beschlußnahme angekündigt. Aber in Deutschland konnte die Heeresmacht, auf die man zählte, nur dadurch zustande ge=

bracht werden — denn die protestantischen Fürsten waren dabei nicht zu entbehren —, daß man doch diesen wieder in bezug auf die konziliaren Beschlüsse sichernde Zusagen gab.

Indem der Kaiser den Herzog Moritz jetzt wirklich zum Konservator, Exekutor und Beschirmer der beiden Stifte Magdeburg und Halberstadt ernannte, ihm ein Provisionsgeld bewilligte und ihn in Dienst nahm, forderte er dagegen seine Unterwerfung unter das Konzilium. Er fügte hinzu, er zweifle nicht, die Versammlung werde rechtschaffen und christlich verfahren: wenn nur Moritz seine Gesandten dahin schicke, so solle deren Anbringen gehört und erwogen werden.

Auch für Herzog Moritz war dies der wichtigste Punkt. Er wußte wohl, daß seine Untertanen von den nach so vieler Drangsal erlangten reformatorischen Einrichtungen nicht wieder ablassen würden, und nur zögernd ließ er sich zu einem Versprechen bewegen.

Zuerst brachte er ein nochmaliges Gespräch in Vorschlag; aber Granvella hielt dies für eine Ausflucht und wies es zurück.

Hierauf erbot sich der Herzog Moritz, seine Abgeordneten auf das Konzilium zu schicken, um sich, wenn und worin es irgend möglich, mit demselben zu vergleichen; sollte es aber unmöglich sein, so müsse er den Kaiser bitten, mit ihm und seiner Landschaft Geduld zu haben. Granvella wollte auch davon anfangs nichts hören: denn einem allgemeinen Konzil sei jedermann,

ohne Bedingung, Gehorsam schuldig; der Kaiser müsse wissen, ob der Herzog die Schlüsse des Konziliums annehmen wolle oder nicht. Die sächsischen Räte bestanden jedoch darauf, daß ihnen eine unbedingte Unterwerfung unmöglich sei, hauptsächlich aus dem Grunde, weil den Untertanen bei der Huldigung die Erhaltung ihres Glaubens zugesagt worden. Hierauf trat Granvella einen Schritt näher: er wünschte zu wissen, welches die Meinungen seien, in denen die Untertanen nicht nachgeben möchten. Am 5. Juni gaben die sächsischen Räte eine Denkschrift ein, lateinisch und deutsch, in welcher sie diese Punkte namhaft machten. Es waren die Lehre von der Rechtfertigung, der Gebrauch des Sakramentes und die Priesterehe; sollte es darin nicht zur Vergleichung kommen, so möge der Kaiser so lange Geduld haben, bis sich später vielleicht einmal dazu gelangen lasse. Und gewiß war es etwas anderes, einen allgemeinen und vieldeutigen, als einen so ganz bestimmten Vorbehalt anzuerkennen, der in der abendländischen Kirche nicht ohne Beispiel war. Granvella zeigte sich eingehender, als man hätte erwarten mögen; über die Justifikation, sagte er, habe man sich ja schon verglichen; mit Pfaffenehe und Kommunion solle es keine Not haben. Auch über die mehr weltliche Seite dieser Dinge verständigte man sich. Granvella meinte, eine Verwendung der Klostergüter, wie man sie in dem albertinischen Sachsen getroffen, zum Besten von Schulen und Universitäten, werde der Kaiser nicht an=

fechten. Dagegen versprach Herzog Moritz, die Kapitel und Stifte weder in ihren Besitztümern zu beeinträchtigen, noch in ihren Zeremonien zu stören, auch die Schutzgerechtigkeit über Magdeburg und Halberstadt nicht bis zur Beschränkung der Wahlfreiheit auszudehnen.

Ich finde nicht, daß man nun hierüber ein Abkommen in aller Form abgefaßt und etwa unterschrieben habe; man begnügte sich wenigstens auf der sächsischen Seite, die allgemeine Übereinstimmung, zu der man gelangt war, in einem Protokoll niederzulegen.

Markgraf Hans von Küstrin, persönlich ein bei weitem eifrigerer Protestant als Herzog Moritz, ließ sich am Ende auch mit einer mündlichen Versicherung zufriedenstellen. König Ferdinand sagte ihm im Namen des Kaisers zu, er solle nicht allein bis zu dem Beschlusse des Konziliums bei seiner Religion erhalten werden, sondern auch, wenn er sich mit demselben nicht in allen Punkten einverstanden erkläre, in deren drei oder vier sich der kaiserlichen Nachsicht erfreuen. Der Markgraf wünschte dies Versprechen schriftlich zu haben. Der König fragte ihn, wenn ihm der Kaiser etwas bei seiner kaiserlichen Hoheit verspreche, ob das nicht ebenso gut sei, als wenn er ihm Brief und Siegel gebe? Sei doch damit auch Herzog Moritz zufrieden! Hierauf gab der Kaiser seine Zusage folgendergestalt. Der König wiederholte in des Kaisers und des Markgrafen Gegenwart die mündlich abgeredeten Punkte

und versicherte, der Kaiser genehmige sie. Hierauf reichte der Kaiser dem Markgrafen die Hand und sagte, was er verspreche, das wolle er kaiserlich und wohl halten.

Überschritt nun aber der Kaiser damit nicht die Schranken, die ihm durch seine Übereinkunft mit dem Papste gezogen waren? Gab er nicht doch die Autorität des Konziliums, die er zu begründen entschlossen schien, wieder auf, zwar nur in einigen Punkten, aber doch in solchen, die keineswegs die mindestwesentlichen waren?

Wir wissen, sein Sinn war, das Konzilium nach der Idee einer Reform, die ihm vorschwebte, zu leiten.

Nicht ohne die größte Mühe, aber endlich war es doch gelungen, in Trient den Beschluß durchzusetzen, daß in den Verhandlungen des Konzils die Sache der Reform so gut wie die der Lehre vorgenommen werden sollte.

Die deutschen Fürsten wurden darauf aufmerksam gemacht, wie auf diese Weise den obwaltenden Übelständen gesteuert werden könne; der Kaiser vertraute, daß er sich auch in allen anderen Fragen für die Notwendigkeit seiner Lage Gehör verschaffen werde.

Zugleich am Konzil einen für die Regeneration der alten Kirche maßgebenden Einfluß auszuüben und hier die Stände zur Anerkennung der Beschlüsse des Konziliums mit Güte oder mit Gewalt zu nötigen, das war der Gedanke, der ihn erfüllte.

Ein Gedanke, der dahin zielte, die Idee des Kaiser-

tums auf einer der alten verwandten religiösen Grundlage noch einmal zu realisieren, zugleich aber die glänzendsten Aussichten für Befestigung und Erweiterung der Macht des kaiserlichen Hauses eröffnete. Schon in diesem Moment, noch vor dem Kriege, hier in Regensburg, hat Karl V. mit seinem Bruder darüber beratschlagt — wir wissen es aus einem seiner Briefe —, wie das Reich in ihrem Hause erblich gemacht werden könne.

Zweites Kapitel.

Der schmalkaldische Krieg an der Donau.

Juni bis November 1546.

Es macht einen eigentümlichen Eindruck, dieser alles überlegenden, von fernher einleitenden, die Welt umfassenden Politik gegenüber diejenigen zu betrachten, auf deren Verderben sie zielte. Sie hatten keine Ahnung von dem, was vorging.

Der Krieg war schon beschlossen, als am 5. Juni der Reichstag mit einer Proposition eröffnet wurde, in der sogar die Hilfe zu einem Unternehmen gegen die Türken, woran doch nicht mehr zu denken war, in Erinnerung kam; so sehr suchte man noch in den gewohnten Formen zu bleiben. Der Kurfürst von Sachsen hatte wirklich kein Arg dabei. Auf die Meldung seiner Gesandten erörtert er ausführlich, weshalb die offensive Hilfe nicht auf den gemeinen Pfennig bewilligt werden dürfe. Die Anwesenheit seines Vetters in Regensburg erregte ihm noch keine ernstliche Besorgnis: er meinte, Moritz werde ihm das Kloster Dobrilugk zu entwinden suchen.

Ganz so ruhig war Landgraf Philipp mit nichten: er bemerkte wohl, daß die Dinge noch nie so sorglich gestanden; aber er gab doch noch der Vermutung Raum, der Kaiser könne es mit seinen Kriegsrüstungen

wohl auf Piemont oder von neuem gegen Algier abgesehen haben.

Auch über die Religionssache hatte sich der Kaiser in seiner Proposition eben wie früher ausgedrückt, die Reichsstände, als sei noch nichts beschlossen, nochmals zu ihrem rätlichen Bedenken darin aufgefordert. Wohl nahmen nun die Beratungen eine entschiedenere Gestalt an, als bisher. Die Altgläubigen wollten dabei von keiner Teilnahme der Protestanten mehr hören, weder die Kurfürsten — Mainz und Trier verließen sogar die Kurfürstenstube —, noch die Fürsten, die dazu von König Ferdinand besonders angewiesen zu sein erklärten. Es war dem Kaiser erwünscht, von den Ständen, die sich als das Reich darstellten, eine ganz unbedingte Heimstellung der Religionssache an das Konzilium zu erlangen. Die Protestanten schlossen jedoch daraus auf nichts weiter, als auf eine Wiederkehr der alten Hartnäckigkeit, mit der sie schon immer zu kämpfen gehabt. Sie glaubten der Sache genugzutun, wenn auch sie ihre frühere Stellung in aller Stille wiedereinnähmen. Sie verwarfen das tridentinische Konzilium aus den oft vorgetragenen Gründen und wiederholten den Vorschlag eines Nationalkonziliums: bis dahin, meinten sie, möge man nur die Beschlüsse von 1544 festhalten, ihnen selber und auch denen, welche noch zu ihrer Konfession treten würden, sicheren Frieden zugestehen. Mit treuherziger Befangenheit überreichten sie diese Antwort dem Kaiser am 13. Juni.

Dem war das doch gleichsam zu viel. Schon waren die Kriegsobersten, die er brauchte, in Pflicht genommen; den Landsknechten, die man warb, wurden die verschiedensten Musterplätze bezeichnet, zu denen sie sich sammeln sollten; Italien war von Neapel bis an die Tiroler Alpen mit Rüstungen erfüllt; ein drittes Heer sollte der Graf von Büren in den Niederlanden zusammenbringen. Es war dem Kaiser gegenwärtig, wie er überdies die Protestanten von allem isoliert, was ihnen jemals zustatten gekommen, ja sie schon in sich selbst entzweit hatte. Dennoch kamen sie ihm mit den Zumutungen wieder, die einst nur unter den größten Gefahren bewilligt worden. Als er ihre Antwort vernahm, verlor er einen Augenblick das Gleichgewicht der Stimmung und die vornehme Ruhe, die er sonst immer behauptete: er lachte.

Dies ungewohnte Bezeigen kaiserlicher Majestät war im Grunde das Erste, was den Kurfürsten von Sachsen auf die Gefahr aufmerksam machte, in der er sich befand.

Endlich fragten die protestantischen Gesandten doch nach, wohinaus die Rüstungen des Kaisers gemeint seien, die nun vor jedermanns Augen vollzogen wurden. Er antwortete, nach wie vor denke er auf Vergleichung zwischen den Ständen: wer ihm darin folge, der solle seinen allergnädigsten Willen spüren; sollte ihm aber jemand den Gehorsam verweigern, gegen den werde er sein Ansehen brauchen. Der ganze Hof sprach von der Züchtigung der ungehorsamen Fürsten.

Dem Landgrafen und dem Kurfürsten schien es kaum glaublich, daß man sie als Ungehorsame bezeichnen könne: wenn jemals von irgendeinem Fürsten des Reiches, so sei von ihnen untertäniger Wille bewiesen worden. Wirklich mußte Friedrich von der Pfalz noch einmal bei dem Kaiser anfragen, wer denn die ungehorsamen Fürsten seien. Er antwortete, es seien die, welche unter dem Scheine der Religion gegen ihn Praktiken treiben, die Rechtspflege des Reiches nicht leiden wollen, geistliche Güter einziehen und sie zu ihren Eigenliebigkeiten mißbrauchen. Schon war ohnehin kein Zweifel mehr. Schon hörte man die Spanier sagen, der Kaiser werde die Zähne zeigen und einen beißen; es sei um ein paar Meilen in den böhmischen Wäldern zu tun, so könne man auf ebener Straße nach Sachsen gelangen.

Die beiden Fürsten mußten sich zur Verteidigung rüsten; die Zeit war gekommen, wo ihr Bündnis seine Probe bestehen sollte.

An dem schmalkaldischen Bunde hatten sich nun aber, besonders in den letzten Jahren, nicht geringe Mängel herausgestellt.

Vor allem fehlte viel, daß er sämtliche evangelische Stände vereinigt hätte. Kurfürst Joachim z. B. hatte die Bestätigung seiner Kirchenordnung mit dem Versprechen erworben, den Bund zu vermeiden. Andere wollten die Verpflichtungen desselben nicht auf sich nehmen, wie Herzog Moritz alle die Jahre daher. Der

König von Dänemark hielt sich entfernt, weil man ihm im Jahre 1544 nicht die Hilfe geleistet, auf die er Anspruch machte. Markgraf Hans von Küstrin sonderte sich aus Rücksicht auf seinen Schwiegervater Heinrich von Braunschweig ab. Unter den Städten hielt Nürnberg von Anfang an immer seine eigentümliche politische Stellung fest; das nämliche war mit Regensburg, Rothenburg, Schweinfurt, Dinkelsbühl, Nördlingen der Fall.

Aber auch unter denen, die dem Bunde beigetreten, zeigte sich mancherlei Mißverständnis. Die oberländischen Stände waren mißvergnügt, daß ihnen die braunschweigische Sache, die sie wenig angehe, doch so viel gekostet; die niedersächsischen beklagten sich, daß man alle Versammlungen im Oberlande ansetze, und drohten wohl, in Zukunft bei solchen nicht zu erscheinen. Die Fürsten mit ihren mancherlei Rechtsansprüchen empfanden es als einen Übelstand, daß ein Bund, der alle ihre Kräfte in Anspruch nahm, sie doch gerade in Fragen verließ, an denen ihrer Politik das Meiste lag, z. B. den Landgrafen in der nassauischen Sache. Aber auch Johann Friedrich beschwerte sich, daß man die Einrichtungen, die er mit dem Bistum Naumburg vorgenommen, nicht auch von Bundes wegen als eine Religionssache anerkennen wolle; — nur daher, meinte er, schöpfe Julius Pflug den Mut, ihm zu widerstehen, bei dem kaiserlichen Hofe Mandate gegen ihn auszubringen. Eine ähnliche Bedenklichkeit verhinderte noch den förmlichen Beitritt des

Kurfürsten von der Pfalz: der Bund wollte sich nicht geradezu gegen die Ansprüche Bayerns auf die Kurwürde erklären. Dagegen klagten die Städte, von den Fürsten werde noch zu viel Rücksicht auf anderweite Verhältnisse genommen. Sie wünschten die Aufstellung eines Bundesrates, der immer beisammenbleibe, und zwar zu dem doppelten Zweck, die Streitigkeiten der Mitglieder zum Austrag zu bringen und die gemeinschaftlichen Geschäfte zu verwalten. Die vornehmste Veränderung, die hiebei in Antrag kam, bestand darin, daß diese Räte durch einen Eid sich verpflichten sollten, nur das allgemeine Beste der Vereinigung vor Augen zu haben. Sie wären damit, wie einst im Reichsregiment, wie im schwäbischen Bunde, der besonderen Pflicht gegen ihre Mandatare gewissermaßen entledigt worden. Es war die Absicht, das Verhältnis der Stimmen nach dem Maße der Geldbeiträge, die ein jeder leiste, festzusetzen. Genug, nach keiner Seite genügte das einfache Bedürfnis mehr. Eine feste Vereinigung und bleibende Institute fand man nötig. Alsdann, meinte man, wenn erst diesseit Ordnung gemacht worden, werde jedermann sich anschließen.

Diese Dinge beschäftigten nun um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit, da der Bund zu Ende ging und überhaupt erneuert werden mußte. Unaufhörlich ward darüber beratschlagt, im Dezember 1545 zu Frankfurt a. M., im April 1546 zu Worms, im Mai und Juni desselben Jahres zu Regensburg. Noch war

man jedoch mit nichts zustande gekommen: jener Bundesrat ward weder angenommen, noch verworfen, eine Veränderung in den Anschlägen, Aufbringung eines Bundeskriegsrates, Umgestaltung der Hauptmannschaften zwar in Vorschlag, aber noch nicht beschlossen; und wie es bei Verhandlungen dieser Art geschieht, jedes Interesse regte sich, als plötzlich die Stunde der Gefahr eintrat. Die Gegner zählten bereits auf die ausgebrochene Uneinigkeit; die Erklärungen des Kaisers, die den meisten der einzelnen Stände noch durch besondere Botschafter mitgeteilt wurden, waren darauf berechnet, den Bund vollends zu zersprengen. Bundesverhältnisse darf man aber wohl niemals nach den kleinen Irrungen beurteilen, die dabei unvermeidlich sind, wenn nur die inneren Momente sich noch gesund und kräftig erweisen. Der schmalkaldische Bund zeigte sich besser begründet, als man hätte meinen sollen. „Gott Lob," schreiben die sächsischen Gesandten am Reichstage ihrem Herrn, „wir finden allhie bei den Ständen kein Verzagen. Sie sind getrost bei der Sache." So sehr fehlte es den Städten doch nicht an politischer Einsicht, daß sie hätten überredet werden können, der Kaiser wolle allein den beiden Fürsten zu Leibe und werde sie in dem gegenwärtigen Zustande lassen. Sie wußten sehr wohl, daß die Unterwerfung unter das Konzilium, die er forderte, mit dem Prinzip, das sie bisher verteidigt, nicht zu vereinigen, unter dieser Bedingung nichts von allem, worin sie lebten und webten, seines Be-

stehens sicher war. Die Stadt Augsburg, von der man am ersten Abfall erwartete, weil so viele einflußreiche Einwohner durch Wechselgeschäfte an den Hof gebunden waren, übernahm es gerade, das von dem Kaiser angeschuldigte Verfahren der beiden Fürsten in ausführlicher Antwort zu rechtfertigen. Die Straßburger erwiderten dem kaiserlichen Gesandten, was von den Fürsten geschehen, dessen seien sie ebenso gut schuldig. Herzog Ulrich von Württemberg erklärte dem Gesandten, der auch an ihn kam, er werde bei der erkannten Wahrheit bleiben und ohne Zittern dulden, was Gott über ihn verhänge. So waren sie alle gesinnt; sämtliche Bundesgesandten versprachen einander mit aufgehobenen Händen, Leib und Gut für Freiheit und Religion zu wagen, und alles eilte zu den Waffen.

In Ichtershausen kamen die beiden Oberhauptleute des Bundes, Johann Friedrich und Philipp, zusammen. Noch konnte man nicht wissen, ob der Kaiser zunächst die oberländischen Stände, oder vielleicht von Böhmen her Sachsen angreifen würde, und die Frage entstand, ob man nicht am besten tue, seinen Angriff abzuwarten; aber die beiden Fürsten zogen in Betracht, wenn jeder für sich bleiben, nur auf das Seine sehen wolle, so werde einer nach dem anderen zugrunde gehen, und beschlossen, sich dem Kaiser mit gemeinschaftlicher Anstrengung da entgegenzustellen, wohin er seinen Angriff richten werde, ein jeder mit Hintansetzung des eigenen Landes. Schon vor vier Jahren,

bei Gelegenheit der ersten Unternehmung nach Braunschweig, hatten sie eine Verabredung getroffen, den Oberbefehl gemeinschaftlich zu führen, dergestalt, daß weder der eine noch der andere etwas für sich anordnen, im Fall einer Meinungsverschiedenheit aber die Entscheidung den Kriegsräten zustehen solle. Diese Verabredung erneuerten sie jetzt. Schon am 20. Juli dachten sie sich jenseit des Thüringer Waldes zu vereinigen, mit 16 000 Mann zu Fuß und 5000 Mann Reiterei. Namentlich auf die letztere kam es an, da man in dem oberen Deutschland daran Mangel hatte. Dem Landgrafen gelang es — denn von jeher hatte er sein Augenmerk darauf gerichtet —, in kurzem zehn Geschwader zusammenzubringen, fast durchaus fremdes und geübtes Kriegsvolk. Der Kurfürst mußte sich, wiewohl ungern und nicht ohne widerwärtige Folgen, mit seinen eigenen Landsassen begnügen.

Indessen leiteten die Kriegsräte von Württemberg, Augsburg, Ulm und Konstanz die Rüstungen im Oberlande. Württemberg allein brachte 28 Fähnlein und 600 Mann zu Pferde auf; auch jeder andere Stand tat sein Bestes. Binnen acht Tagen waren 12 000 Mann im Felde, über welche ein alter kriegsgeübter Oberst, der noch unter Kaiser Maximilian gedient und bei der Eroberung von Rom gewesen, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, den Oberbefehl übernahm.

Hilfe von außen konnten die Protestanten auf keiner Seite erwarten; aber sie hatten den Vorteil, daß sie zuerst gerüstet waren.

Darauf kam nun alles an, ob sie denselben zu benutzen verstehen würden.

Noch waren die kaiserlichen Haufen keineswegs schlagfertig. Hildebrand von Madrucci war noch zu Nesselwang, der Marchese von Marignano zu Füssen beschäftigt, Leute zusammenzubringen, was etwas langsamer vonstatten ging, als sie geglaubt hatten; keinen besseren Plan konnte es geben, als diese Versammlungen zu zerstreuen. Und auf der Stelle machten sich die ulmisch-augsburgischen Fähnlein unter der Anführung Schärtlins dahin auf. Natürlich aber sahen sich auch jene vor; als Schärtlin in ihrer Nähe bei Füssen anlangte, in der ersten Tagesfrühe des 9. Juli, waren sie auch bereits aufgebrochen und zogen vor seinen Augen am anderen Ufer des Flusses von dannen. Schärtlin begrüßte sie mit ein paar Falkonetschüssen; er zweifelte nicht, wenn er sie verfolge, werde er sie ohne Mühe zersprengen und den größten Teil zu sich herüberziehen; dann hätte ihm der Weg nach Regensburg offen gestanden, wo der Kaiser nur noch geringe Mannschaften, ein paar hundert Mann zu Fuß, ein paar hundert Mann zu Pferde, um sich hatte, mitten unter einer protestantischen, gärenden Bevölkerung. Da aber zeigte sich zuerst, welch eine glückliche Politik es gewesen war, nicht sowohl, daß er Bayern zu gewinnen gewußt, sondern noch vielmehr, daß er diesen Bund verborgen hielt. Herzog Wilhelm ließ die Kriegsräte wissen, wenn Schärtlin das bayerische Gebiet betrete, so werde er

ihr Feind werden, er, der jetzt ihr günstiger Nachbar sei. Noch immer waren die Protestanten weit davon entfernt, den Umfang der gegen sie vereinigten Feindseligkeit zu kennen; die Kriegsräte fürchteten durch Rücksichtslosigkeit zu bewirken, was doch schon geschehen war, und wiesen Schärtlin an, um Gottes willen das bayerische Gebiet nicht zu betreten. In guter Ruhe konnten nun die beiden Kriegshaufen ihre Ordnungen vollenden und den Weg nach dem kaiserlichen Hauptquartier einschlagen.

Auf dieser Seite zu seinem Verdruß zurückgehalten, faßte Schärtlin nach einer anderen hin einen nicht minder weitaussehenden Plan.

Er hatte Füssen besetzt, wo man ihm Huldigung geleistet haben würde, wenn er nur beauftragt gewesen wäre, sie anzunehmen; noch in derselben Nacht ließ er durch seinen Lokotenenten Schankwitz einen Versuch auf die nicht weit entfernte Klause machen, der auf das beste gelang. Schankwitz griff eben noch zur rechten Stunde an, als anderthalbhundert Schützen zwar zur Verteidigung bereits eingerückt waren, aber ermüdet im ersten Schlafe lagen; durch den plötzlichen Lärm aufgeschreckt, wußten sie kaum ihre Waffen zu finden und wurden ohne viel Anstrengung besiegt.

Thriumphierend berichtete Schärtlin den Ständen, daß er diesen wichtigen Platz zu ihren Handen gebracht, daß ihm der erste Schlag gelungen sei.

Sein Gedanke war nun, durch Tirol, wo er wenig

Widerstand zu erwarten hatte — eine Aufforderung der Regierung dazu war so gut wie ohne Erfolg geblieben: aus 40 Gerichten sollen sich nur 18 Mann gemeldet haben —, vorwärts zu rücken, vielleicht Trient heimzusuchen, um das Konzilium auseinanderzujagen, auf jeden Fall aber an den Grenzen von Deutschland die Truppen abzuwehren, die aus Italien dem Kaiser zuzogen, die Straßen nach Bayern so gut zu schließen, wie die nach Schwaben. Auch dies wäre noch ein großer Erfolg gewesen, der den Protestanten die Überlegenheit im Felde gesichert hätte.

Allein auch dem setzte sich die Bedenklichkeit der Kriegsräte entgegen. Hinter der Vieldeutigkeit der Rede, mit der man die Verhältnisse umkleidete, konnten sie das wahre Wesen derselben noch immer nicht erkennen. Wer sollte es glauben: sie zweifelten noch, ob König Ferdinand sich für seinen Bruder, den Kaiser, erklären würde! Um ihn nicht zum Feinde zu bekommen, verboten sie ihrem Obersten alles weitere Vorrücken. Er mußte seine Truppen von Lermoos, wohin sie vorgegangen, wieder abrufen und mit Zusagen zufrieden sein, von denen sich wohl voraussehen ließ, daß sie nicht würden gehalten werden, und den Rückweg nach Augsburg einschlagen.

Ein Kriegsgefährte vergleicht die Stimmung Schärtlins in diesem Augenblick mit der Stimmung Hannibals, als er von seiner Vaterstadt von Italien abberufen ward.

Hiedurch geschah nun aber, daß der Kaiser nicht

allein selbst ungefährdet blieb, sondern alle seine Vorbereitungen sich ohne Hindernis entwickelten.

Während die Verbündeten in Tirol vordrangen, ließ er zu Regensburg in aller Ruhe und mit den gewohnten Festlichkeiten die Vermählung zweier seiner Nichten mit dem Erbfolger in Bayern und dem Herzog von Kleve vollziehen. Noch war die ganze Gesellschaft beisammen, als er, am 20. Juli, mit der Achtserklärung gegen Johann Friedrich und Philipp hervortrat. Wir brauchen hier nicht die Gründe zu erörtern, mit denen er sie rechtfertigte. Er führte noch die Packischen Händel, die württembergische, die braunschweigische Sache an, über die er sich doch schon längst mit den beiden Bundeshäuptern verständigt. Auch hatte er der Acht nicht, wie er durch seine Kapitulation verpflichtet gewesen wäre, Urteil und Recht vorhergehen lassen; sie kann nur als ein Akt der Politik betrachtet werden. Da nun einmal das Schwert gezogen wurde, mochte es ihm an der Zeit scheinen, das ganze Gewicht seiner kaiserlichen Autorität einzusetzen. Die beiden Vorkämpfer der Feinde wurden als pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrührerische Verletzer kaiserlicher Majestät von des heiligen Reiches Frieden ausgeschlossen, alle Stände des Reiches, geistliche und weltliche, alle Herren, Ritter, Knechte, Hauptleute, bei Verlust ihrer Regalien und Freiheiten, aufgefordert, sich von ihnen abzusondern, ihre Untertanen von der Erbhuldigung und den Pflichten, die sie ihnen geleistet, losgezählt.

An dem Tage, von welchem diese Achtserklärung datiert ist, erschienen die ersten Truppen in Regensburg, die dem Kaiser zuzogen; es waren zwölf Fähnlein Spanier, die bisher in Ungarn gedient, und 500 Reiter, die Markgraf Albrecht und der Deutschmeister in Niederdeutschland geworben und durch Böhmen herbeiführten. Überhaupt gab die Nähe der österreichischen Gebiete für die Unternehmungen des Kaisers einen trefflichen Rückhalt. Von Wien fuhr Geschütz und Munition die Donau herauf, ohne alle Bedeckung, als wäre man mitten im Frieden; ein schwaches Streifkorps hätte sich desselben bemächtigen können. Im Anfang des August fühlte sich der Kaiser stark genug, um Regensburg ohne Besorgnis zu verlassen; zunächst vereinigte er sich mit den drei deutschen Regimentern, welche Madrucci, Marignano und Georg von Regensburg aufgebracht; dann ging er den Truppen entgegen, die von Italien her im Anzug waren. Wie in den alten Zeiten der salischen oder hohenstaufischen Kaiser, waren die italienischen und deutschen Streitkräfte in einen einzigen Krieg verwickelt. Nur zog diesmal kein Kaiser nach dem Süden, um einen Papst zur Anerkennung seiner Macht zu nötigen, sondern umgekehrt, südeuropäische, großenteils päpstliche Scharen, was seit vielen Jahrhunderten nicht geschehen, zogen nach Norden gewendet über die Alpen, um die Abtrünnigen des Papstes, die auch dem Kaiser widerwärtig geworden, im Bunde mit ihm zu unterwerfen. Zuerst langten die neapolitanischen

Truppen, von Apulien nach Triest übergefahren, auf deutschem Boden an. Dann erschienen die päpstlichen Völker mit den Mannschaften der Herzöge von Florenz und Ferrara in den Alpen. Was auch die Tiroler Regierung zugesagt haben mochte, ungehindert zogen sie die gerade Straße von Innsbruck und Kufstein daher. Bei Landshut, 12. August, geschah die Vereinigung. In dem Glanze eines Gonfaloniere der Kirche stellte sich Alessandro Farnese seinem Schwiegervater, dem Kaiser, dar, der ihm das Goldene Vlies mit eigener Hand um den Hals hängte. Auch ohne die niederländischen Haufen, die noch jenseit des Rheines heranzogen, hatte der Kaiser nunmehr 34 000 Mann zu Fuß, 5000 Mann zu Pferde beisammen, wenn nicht das zahlreichste, doch vielleicht das am besten organisierte Heer, das er jemals im Felde gehabt. Seiner Wahlkapitulation, welche ihm verbot, fremde Truppen ins Reich zu führen, zum Trotz, hatte er sein Fußvolk mehr als zur Hälfte aus Ausländern zusammengesetzt: man zählte 10 000 Italiener, 8000 Spanier im Heere. Fürs erste nahm er seinen Weg nach Regensburg zurück, wo er sein Geschütz gelassen, und das in diesem Augenblicke von den Verbündeten bedroht ward.

Denn indes waren nun auch der Kurfürst und der Landgraf mit den Mannschaften, die sie aufgeboten und geworben, von Thüringen daher gezogen; ihre ursprüngliche Absicht, sich der fränkischen Bistümer zu bemeistern, hatten sie, von den Oberländern täglich

zu eilender Hilfsleistung angemahnt, nur zur Hälfte ausführen können und sich mit dem Versprechen der Bischöfe, ihre Feinde nicht sein zu wollen, begnügen müssen; im Anfang des August hatten sie sich zu Donauwörth mit dem württembergischen sowohl wie mit dem städtischen Haufen vereinigt und eine Masse von 35 000 Mann zu Fuß, 6000 Mann zu Pferde gebildet. Was ihnen für ihre ganze Stellung in diesem Augenblick besonders zustatten kam, das waren die Erklärungen des römischen Hofes, die ihnen in die Hände fielen, z. B. ein Ausschreiben an die katholischen Stände der Schweiz, welches ausdrücklich dahin lautete, daß die Widersetzlichkeit der verstockten Leute in Deutschland gegen das Konzilium ihn, den Papst, veranlaßt habe, das Schwert zu ziehen: auch der fromme Kaiser habe sich entschlossen, die Verbrechung, die an dem christlichen Glauben geschehen, mit gewappneter Hand zu bestrafen; ferner der Vertrag des Papstes mit dem Kaiser, dessen wir gedacht; endlich ein Ablaßversprechen für alle die, welche auf eine bestimmte Weise und Zeit um die Ausrottung der Ketzereien beten würden, nachdem der Kaiser sich entschlossen, das Schwert gegen die Feinde Gottes zu zücken. In Briefen aus Trient war zu lesen: die, welche sich aus Petrus nichts mehr machen, werde Paulus züchtigen, und zwar mit dem Arme des Kaisers; es sei wie ein Kreuzzug anzusehen. Dadurch ward nun jeder Zweifel, ob man auch berechtigt sei, dem Kaiser Widerstand zu leisten, vollends gehoben:

man sah denselben, wie einst Luther, nicht mehr als Reichsoberhaupt, sondern als einen Gehilfen, einen Beamten des Papstes an, „der ein Volk heranführe, das von christlicher Lehre nichts wisse und nach deutschem Blute dürste“. In fliegenden Blättern wird der Kaiser als ein Herkules bezeichnet, der zu den Füßen der babylonischen Omphale sitze und dieselben küsse, als ein parodierter Äneas, der sich aufgemacht, die Götzen aus Holz und Stein zu verteidigen. Einem Dichter erscheinen die Helden deutscher Nation aus fernsten und nächsten Zeiten: Arminius, Friedrich Rotbart, Georg Frundsberg, denen er klagt, daß der, welchen die Deutschen sich freiwillig zum Kaiser gesetzt, den sie mit ihrem Beistande groß gemacht, jetzt Deutschland von seiner Freiheit bringen wolle; die Helden urteilen: weil der Kaiser sich zu dem welschen Papst geschlagen, sei die Nation frei von ihm. Oder vor dem Kaiser, der auf seinem Throne mit seinen Vertrauten Rat pflegt, stellt sich Frau Germania dar, in ehrsamer Haltung, schwarzem Gewand, und macht ihm Vorwürfe, daß nun auch er sich zu den Päpsten schlage, von denen doch die alten Kaiser so oft betrogen worden; daran erkenne sie sein heuchlerisch-falsches Herz; aber „hast du Kriegsleute“, fährt sie fort, „ich habe sie auch: Gott im Himmel, den du nicht hast, den habe ich“.

Eben dies war nun die Gesinnung der Fürsten und aller Verbündeten. Johann Friedrich und Philipp widerlegten ausführlich die Anklage des Ungehor-

sams, die in der Achtserklärung gegen sie erhoben worden; denn über alle Punkte habe man sich mit ihm in den Jahren 1541 und 1544 vertragen. Die Beschuldigung, daß sie dem Reiche Stifte und Städte entzogen, weisen sie als unbegründet zurück: vielmehr habe der Kaiser Stifte des Reiches eingezogen, wie Utrecht, und sich wohl gegen die Freiheit einer Stadt, wie Nürnberg, sehr anzüglich vernehmen lassen. Sein Bund mit dem Papst aber zeige, daß er mit demselben übereingekommen, das Wort Gottes zu dämpfen und die Bekenner desselben auszurotten. Schon seit fünfundzwanzig Jahren habe er dies im Sinne gehabt, wie sein Wormser Edikt beweise, und schreite nun endlich zur Ausführung. Aber eben darum sei man berechtigt, ihm zu widerstehen. Er habe die verbrieften und beschworenen Bedingungen, unter denen man ihm Gehorsam schuldig, selbst gebrochen: er könne nicht mehr als der Kaiser, als Obrigkeit angesehen werden, sondern als einer, der Tyrannei ausübe, mehr auf des bösen Geistes Getrieb, als nach Gottes Ordnung. Das italienische Kriegsvolk, das ihm zugezogen, verglichen sie wohl mit dem Heere des Quinctilius Varus: ebenso aber werde es ihm gehen, wie es dem gegangen durch den sächsischen Fürsten Arminius. Nicht als hätten sie sich die Überlegenheit ihres Feindes verborgen: die Gebete, die man in den Kirchen hielt, atmen das Gefühl der Gefahr „vor der Feinde Rat und Macht, vor den fremden, mörderischen Nationen, die ihre Unzucht ausüben und ihre Abgötterei

bestätigen wollen". Aber eben darum hofft man auch auf den Gott, der sein Volk im Roten Meer erhalten hat: er wird die Seinen auch gegen diesen neuen Antiochus verteidigen. Hie und da werden alle Tage um zwölf Uhr die großen Glocken angezogen. Dann treten die Hausväter mit Weib und Kind und ihrem Gesinde zusammen, um für die Erhaltung nicht allein des reinen Wortes, sondern auch der deutschen Zucht und Ehrbarkeit zu beten; der Arbeiter, der auf offenem Platz an seiner Arbeit ist, tritt davon zurück und fällt einen Augenblick auf die Knie. Denn der Grund des Krieges ist, wie die Magdeburger Prediger sagen, zuletzt nur des Teufels unablässiges Wüten wider Christum und seine Kirche. „Dort zu Rom auf seinem Stuhle sitzt das Kind des Verderbens, der Mensch der Sünde, und hat seine Freude daran, daß die Deutschen (um seinetwillen) gegeneinander in Waffen sind und ihr eigenes Blut vergießen".

Die Sache wäre wohl entschieden gewesen, wenn der Tiefe und Macht dieser Antriebe auch die Kriegführung und allgemeine Haltung der Protestanten entsprochen hätten.

Aber einmal: die Dinge der Welt standen nicht ganz, wie sie meinten; so war das Verhältnis des Papstes nicht, wie sie es faßten; man betrügt sich mit dem idealen Inhalt der Gegensätze, sowie man ihn auf das unmittelbar Vorliegende anwendet. Wie gefährlich ohne allen Zweifel das Vorhaben des Kaisers für sie war, so lag doch der Charakter, den sie ihm zuschrieben,

keineswegs für jedermann zutage. Solange Fürsten von so unzweifelhaft evangelischer Gesinnung wie Markgraf Hans von Küstrin, der sogar seinen Prediger mit sich hatte, in dem kaiserlichen Lager dienten, mußte die öffentliche Meinung schwanken.

Und ferner: sobald sie einmal die Waffen gegen den Kaiser erhoben, war nicht allein von der Religion und ihrer Erneuerung, sondern von der Zukunft des Reiches überhaupt die Rede. Der Grund des Krieges war die Verteidigung der mit so viel guter Befugnis unternommenen Religionsveränderung, der nächste Zweck die Ausführung der speierischen Beschlüsse von 1544, die Sicherheit der Religion vor Konzilium und Kammergericht. Allein schon waren sie selber hiebei nicht stehen geblieben: sie erkannten den Kaiser in diesem Augenblicke nicht mehr an; wie nun, wenn es ihnen gelang, ihn zu besiegen, zu verjagen? Welche Form wollten sie dann dem Reiche geben? Niemand hätte es sagen können; sie selber hatten keine Entwürfe darüber. Es gereicht den Protestanten moralisch zur Ehre, daß es so war — ihre Absicht beschränkte sich auf die Verteidigung —; aber vorteilhaft konnte es ihnen nicht werden. Den Fortgang ihrer Waffen sahen Neutrale, obwohl Protestantischgesinnte, wie der Kurfürst von Brandenburg, nicht ohne Besorgnis an. Dagegen gab dem Kaiser die Idee des Reiches und der bestehenden Ordnung der Dinge, die doch zuletzt an seine Person sich knüpfte, des ge-

wohnten Gehorsams, an und für sich eine gewisse Macht.

Das protestantische Heer war von den religiösen Ideen wohl berührt und ergriffen, aber keineswegs durchdrungen: es bestand aus Söldnern, die um Lohn dienten, nicht anders als das kaiserliche, und ebensowenig den Eindruck religiöser Zucht und Ordnung machten.

Und hiebei trat denn auch der Übelstand ein, daß die Heerführung keine Einheit darbot. Es war wie ein Schicksal, daß Johann Friedrich, der sonst seiner Leibesbeschaffenheit wegen es vorzog, in seinem Lande zu bleiben, diesmal hauptsächlich dadurch, daß er aus Mangel an Soldreitern seine Lehnsmannschaft hatte aufbieten müssen, bewogen worden war, selbst mit zu Felde zu gehen. Da es an Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Anführern nicht fehlen konnte, da dann die Kriegsräte zu entscheiden, die Befehlshaber des städtischen und des württembergischen Heeres mitzureden hatten, so ward jedes Vorrücken und Zurückziehen, jede Bewegung ein Gegenstand der Besprechung, selbst eines Schriftwechsels. Für den Frieden und den gewöhnlichen Lauf der Dinge mögen Beratschlagungen taugen; soll aber ein Heerführer sein Talent entwickeln können, so darf er nicht erst in den entscheidenden Momenten durch Rücksprache mit anderen Gleichberechtigten zu erforschen haben, ob er demselben vertrauen dürfte. Der Genius ist seiner Natur nach selbstherrschend: Gemeinschaft kann ihn nur lähmen.

In diesem Augenblicke hatten die Protestanten eine großartige militärisch-strategische Position. Sie beherrschten das rechte Rheinufer, zu dessen Verteidigung eine gute Anzahl Fähnlein unter Reiffenberg abgeordnet war, das linke Donauufer und den unteren Lech; sie konnten noch immer mit den alten Deutschen, mit denen sie sich verglichen, wetteifern, die in ähnlicher Stellung so unzählige Male den Römern widerstanden. Nach jener Vereinigung der verschiedenen Heerhaufen in Donauwörth fühlten sie sich stark genug, um den Mut zu fassen, dem Kaiser eine Feldschlacht anzubieten.

Doch bemerkte man auch dann noch in ihrem Verhalten eine gewisse Zurückhaltung.

Man hatte ihnen geraten, den Kaiser nicht weiter anzuerkennen, ihn nur als König von Spanien zu bezeichnen, ihre Fahnen im Namen des Reiches in ihrem Lager fliegen zu lassen; aber sie würden sich damit selbst als das Reich aufgestellt haben. So weit zu gehen, wagten sie nicht. In der Verwahrungsschrift, die sie ihm zuschickten (eine Art von Absagebrief), hielten sie ihre Stellung als Stände der Augsburgischen Konfession mit legaler Korrektheit inne. Allerdings wagten sie, ihm zu sagen, er habe sich durch seine Verletzung der Verträge mit ihnen des Kaisertums selbst entsetzt, und kündigten ihm aus diesem Grunde ihre Lehen und Pflichten auf; aber sie behandelten ihn immer als den allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten römischen Kaiser. Karl V. war

zu stolz, um ihnen darauf zu antworten. Dem jungen Edelmann und dem Trompeter, die ihm die Absage überbrachten, ließ er bedeuten, er wolle ihnen das Leben schenken, das sie verwirkt hätten; nur die Urheber alles Übels denke er zu züchtigen.

Er meinte, es sei darauf abgesehen, ihn aus Deutschland zu verjagen; aber in seiner Seele war er entschlossen, als Kaiser in Deutschland zu leben oder zu sterben.

Er selbst drückt seine Verwunderung aus, daß die Protestanten zuerst, statt nach Füssen zu gehen, ihn nicht in Regensburg angegriffen hatten, wo er noch wenig gerüstet war, und daß sie nicht wenigstens jetzt in ihrer Übermacht unverweilt auf ihn losgingen; sie würden dann seine Heerhaufen, ehe sie sich vereinigten, einzeln haben vernichten können: er meinte, Gott habe sie mit Blindheit geschlagen. Sie hatten damals Rain und Neuburg eingenommen. Schärtlin versichert, es wäre nur auf einen Entschluß angekommen, so würden sie sich Ingolstadts bemächtigt haben, das ja hauptsächlich gegen sie befestigt worden war; wenigstens hat das Herzog Wilhelm dem römischen Hofe oft genug gesagt. Aber die Fürsten waren von dem Glauben an die bayerische Neutralität und von der Besorgnis, den Herzog zu dem Bunde mit dem Kaiser, der doch längst geschlossen war, erst zu veranlassen, nicht weniger gefesselt als die Kriegsräte in Ulm. Sie hielten Schärtlin zurück, zufrieden mit der Versicherung, daß ihnen von da weder die Zufuhr

gehindert noch der Übergang über den Fluß abgeschlagen werden solle. Darauf bauend, setzten sie sich endlich gegen Regensburg in Bewegung, wohlbedächtig jedoch auf dem linken Ufer der Donau, um nicht etwa von ihren Landschaften abgeschnitten zu werden. Sie zweifelten nicht, daß sie die Stadt nehmen, oder, wenn der Kaiser heranrücken würde, um sie zu entsetzen, auch ihn schlagen würden. Aber indes war der Kaiser schon wieder dahin zurückgegangen und hatte dieselbe nicht allein in Verteidigungsstand gesetzt und die für die fernere Kriegführung erforderlichen Anordnungen getroffen, sondern sich sofort auf dem rechten Ufer auf den Weg gemacht, um ihnen bei Ingolstadt zuvorzukommen. Auf diese Kunde kehrten auch die Protestanten wieder um; sie beklagen sich, daß ihnen auf ihrem ohnehin beschwerlichen Marsche die Zufuhr von den Bayern abgeschnitten worden sei; sie eilten, über die schwierigen Pässe hinwegzukommen, wo ihnen ein Angriff des Feindes hätte gefährlich werden können. Dem Kaiser gelang es, die feste Position in der Nähe von Ingolstadt, die sie eben verlassen hatten, vor ihnen zu erreichen und sein Lager daselbst aufzuschlagen. Er war Meister in seinem Heere wie in seinem Kabinett und brauchte keine hemmende Rücksicht zu nehmen; sein Ziel stand ihm in jedem Augenblick deutlich vor den Augen, und er ging immer unverzüglich darauf los; der Herzog von Alba unterstützte ihn mit Hingebung und Energie.

In diesen Zügen auf dem Schachbrett des Kriegs-

schauplatzes hatte der Kaiser offenbar die Oberhand. Seine Stellung war nicht allein für ihn selbst unschätzbar, sondern sie bedrohte auch die Verbindung der Protestanten mit Schwaben, von wo sie ihre Lebensmittel empfingen. Aber so ganz schlecht, wie man gesagt hat, war auch deren Führung nicht. Um die schwäbischen Städte und vor allem Württemberg zu decken, nahmen sie dem Kaiser gegenüber bei Nassenfels ebenfalls ein festes Lager ein.

So standen die beiden großen Feldlager einander gegenüber, in deren einem sich die auf eine europäische Kombination gestützte, mit dem Katholizismus verbundene Macht des Kaisers, in dem anderen die protestantische Tendenz eines Bündnisses der deutschen Reichsstände, isoliert von jeder anderen Verbindung, darstellte. Von dem Kaiser mit Verachtung zurückgewiesen und nun erst mit der gegen sie ergangenen Achtserklärung bekannt geworden, erklärten ihm die Protestanten, indem sie ihn als den, der sich Kaiser nenne, bezeichneten, daß sie hier seien, um die Exekution der Acht, die er gegen seine Pflicht, auch gegen die, mit der er Gott verwandt sei, über sie ausgesprochen habe, zu erwarten.

In diesem Sinne erschienen sie, ein vorliegendes Moor überschreitend, am 30. August auf dem weiten, offenen Felde, vor dem kaiserlichen Lager, in der Hoffnung, er werde zu einem „ritterlich tapferen" Treffen herauskommen: denn er sei ja stärker an Macht. Sie näherten sich ihm auf einen Falkonettschuß. Die

Rechte hatte der Kurfürst inne; ihm schloß sich der Landgraf an, weiter zur Linken Schärtlin; die Fußvölker wurden durch reisige Schützen gedeckt; vor der Schlachtordnung zwischen den Abteilungen stellte man das Geschütz auf, namentlich auf einem Hügel zwischen Schärtlin und den Hessen eine Anzahl Schlangen, welche das Volk die zwölf Apostel nannte, aus denen man das feindliche Lager begrüßte. Ihrem Aufmarsch gegenüber waren aber auch hier die Mannschaften in Schlachtordnung aufgestellt worden; die Linke nahmen die Spanier ein; dann folgten deutsche und italienische Fußvölker; vier Geschwader Reiterei hielten sich in starker Stellung zur Abwehr eines Angriffes fertig. Der Kaiser war zu Pferde gestiegen und erschien bald bei der einen, bald bei der anderen Nation; er sprach wohl ein paar anmahnende Worte; aber noch wirksamer war, daß er auf die Kugeln nicht achtete, die um ihn her flogen; so ließen auch die Mannschaften, meistens geübte Kriegsleute, keine Anwandlung von Furcht blicken. Die Herausforderung der Protestanten, eine Feldschlacht anzunehmen, lag dem Kaiser fern: er hätte es unter seiner Würde gehalten. Die Frage war nur, ob sie nicht gegen ihn anrücken und ihn in seinem Lager aufsuchen sollten. In ihrem Rate ist die Rede davon gewesen. Schärtlin hielt es für ratsam: denn eine ähnliche Gelegenheit werde der kluge und rasche Kaiser nicht sobald wieder bieten; man sollte ihn unter dem Dampf und Staub des Geschützes anfallen, der Tapferkeit der Kriegsleute und

der göttlichen Gnade vertrauen. Auch der Landgraf soll gesagt haben, er würde es tun, wenn er allein wäre, wie einst im württembergischen Zuge. Aber dazu war man doch am Morgen nicht ausgezogen. Der Kurfürst und die Kriegsräte fürchteten, nachdem sie besser eingesehen, wie die Verhältnisse mit Bayern standen, die Geschütze von Ingolstadt möchten auf die andringenden Verbündeten abgehen, ohne daß selbst ein teilweises Handgemenge mit den Kaiserlichen dies verhindern könne.

Den zweiten Tag darauf erneuerte der Landgraf, der eine nahe Anhöhe eingenommen hatte, die Beschießung des Lagers; aber indes war dies durch böhmische Schanzgräber erst recht befestigt worden; die Wirkung auf den Kaiser war noch geringer. Er hörte die Messe in den Schanzen; in seinem Zelt hatte er den Astronomen Peter Apian bei sich und ließ sich an einem Himmelsglobus den Lauf der Planeten erklären. Eine Kugel schlug neben ihnen nieder; der Kaiser bat den Astronomen, in seiner Erklärung ruhig fortzufahren. Bald wagten sich die kecken Spanier wieder aus den Schanzen hervor. Man sah ihnen von fern her zu, wie sie sich mit den leichteren Deutschen im Felde herumjagten, sich um ein steinernes Haus in der Nähe oder um ein Stück Geschütz schlugen, bald gewannen, bald verloren; die spanischen Berichte fassen das ganz gut als einen Wettkampf in Gewandtheit und Verwegenheit auf: an eine große Entscheidung war nicht mehr zu denken.

Indem sich dabei dergestalt der Kaiser auf dem linken Donauufer behauptete, gewannen seine noch entfernten Truppen auch das rechte Rheinufer.

Den Fähnlein der Verbündeten, die am Mittelrhein aufgestellt worden waren, zum Trotz bewerkstelligte Maximilian von Büren seinen Übergang. Man behauptet, der Viztum von Bingen habe sein Wort verpfändet gehabt, es nicht zu gestatten; Friedrich von Reiffenberg, der bei Kastel stand und es noch hätte verhindern können, habe indes bei einem Schmause gesessen, den ihm einige Mainzer Domherren gaben. Genug, einer schlecht angebrachten Gutmütigkeit gesellte sich die äußerste Fahrlässigkeit zu. Hätte man die Kaiserlichen nur so lange aufgehalten, bis Christoph von Oldenburg, der mit einer stattlichen Landsknechtschar bis nach Frankfurt gekommen, vollends herangerückt wäre! Jetzt aber vermochte er nichts auszurichten. Er hatte nur 1000 Mann zu Pferde, Büren dagegen 7000 Mann zu Pferde, überdies 10 000 Mann zu Fuß.

Die Erwartung dieses Ereignisses hatte schon zu dem Rückzuge nach Ingolstadt mitgewirkt, um den Kaiser an der Donau festzuhalten. Wie oft hatte dann auf die Kunde davon der Kurfürst von Sachsen vorgeschlagen, zwei Heere zu bilden, um mit dem einen das Oberland vor dem Kaiser zu schützen, mit dem anderen dem Grafen Büren zu begegnen! Er fand damit jedoch keinen Beifall: der Beschluß war, beisammenzubleiben; man hoffte, auch so sie auseinander-

zuhalten und entweder mit dem einen oder mit dem anderen allein zu schlagen. Aber die Bewegungen, die man machte, auf unzureichende Berichte gegründet, führten nicht zu diesem Ziele. Ohne auf irgend ein Hindernis gestoßen zu sein, vereinigte sich Büren am 17. September mit dem Kaiser.

Damit aber änderte sich das ganze Verhältnis der beiden Heere; Karl V. hatte nun alle seine Streitkräfte beisammen; nun erst hielt er es für angemessen, selber zum Angriff zu schreiten.

Nachdem er Neuburg eingenommen und sich dadurch vollends zum Meister der Donau gemacht, faßte er die Absicht, den Krieg aus Bayern nach Schwaben zu versetzen.

Zuerst richtete er sein Augenmerk auf Nördlingen, von wo er sich den Weg nach Württemberg zu öffnen gedachte, und da die Stadt seiner Aufforderung kein Gehör gab, erhob er sich mit gesamter Macht, sie zu bezwingen. Man erzählt, die Stadt habe dem Landgrafen eine bestimmte Frist gesetzt, binnen der sie unterstützt sein müsse, wenn sie sich halten solle; und so schwer, ja unmöglich dies geschienen, in der bestimmten Stunde sei dieser mit dem ganzen, nunmehr ebenfalls durch die rheinischen Truppen verstärkten Heere angelangt. Am 4. Oktober zogen die beiden Heere gegen Nördlingen heran, ohne voneinander zu wissen; als sich der Nebel erhob, wurden sie einander ansichtig. Die Protestanten hatten den Vorteil, daß sie auf den Höhen vorrückten; trotzdem faßten die

Kaiserlichen die Absicht, sie auf dem Marsche anzugreifen; es war der Tag des heil. Franziskus, von welchem man sich mit der Prophezeiung trug, er werde den Kaiser zum Herrn von Deutschland machen. Auf einer Anhöhe, von wo man die Landschaft überblicken konnte, hielten die Führer Rat mit dem Kaiser; und da man sagte, es scheine, als sei der Feind geneigt, eine Schlacht anzunehmen, so gab er sein Wort dazu; die Vorhut unter Büren setzte sich in Bewegung, um das Gewässer, das zwischen ihm und dem Feinde war (Bach Eger), zu überschreiten, was denn, wiewohl nicht ohne Mühe, bewirkt wurde. Aber indem wurde der Kaiser, der zu seinem eigenen Regiment zurückgekehrt war, von einem Großen seines Hauses aufmerksam gemacht, wie gefährlich dies Unternehmen sei: die ganze Armee könne dabei zugrunde gehen. Der Kaiser, der dafür bekannt war, daß er sich von jeder Lokalität eine genaue Kunde zu verschaffen suchte, war durch einen Gichtanfall an dieser Stelle verhindert worden (noch trug er den Fuß in einer Leinwandbinde statt Steigbügels); aber die Gründe, die man ihm vortrug, leuchteten ihm ein: er gab auf der Stelle Befehl, umzukehren, was denn ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten geschah.

Der Kaiser selbst bemerkt in seinen Aufzeichnungen mit Zufriedenheit, wie er sich späterhin überzeugt habe, daß der Angriff zum Ruin hätte führen müssen; die Spanier hätten nie gestanden, daß es an ihnen lag, wenn es nicht zur Schlacht kam. Alba ließ dem

Landgrafen entbieten, warum er sich auf den Höhen halte. Wolle er schlagen, so möge er auf die Ebene kommen. Der Landgraf erwiderte: er habe bei Ingolstadt fünf Tage auf dem weiten Felde gehalten; dennoch sei der Kaiser nicht dahin zu bringen gewesen, sein verschanztes Lager zu verlassen. Weder durch die Verwüstung des Landes noch durch die Besetzung benachbarter kleiner Städte, wie Donauwörth, Lauingen, Höchstädt, ließen sich die Protestanten bewegen, aus ihrer glücklich eingenommenen Stellung zu weichen.

Hierauf, nach einigen anderen Scheinbewegungen, nahm der Kaiser eine Richtung gegen Ulm. Am 13. Oktober finden wir sein Lager zwischen Sontheim und der Brenz, von wo sich seine leichten Reiter am Morgen des 14. auf den Weg machten, um die Stadt zu berennen. Aber an dem mächtigen Ulm mußte den Protestanten noch viel mehr gelegen sein als an Nördlingen; schon waren auch sie aufgebrochen und ganz in der Nähe; als jene Reiter auf den Höhen nach Ulm zu anlangten, wurden sie zu ihrem Erstaunen von ein paar Falkonettschüssen des Kurfürsten begrüßt. Der Kaiser schien seinen Plan darum nicht aufgeben zu wollen; in der nächsten Nacht war in seinem Lager alles in Bewegung, um, wie es sich anließ, am anderen Morgen doch gegen die Stadt vorzurücken. Und wenigstens die Protestanten hätten sich nichts Besseres gewünscht. Ulm war durch einige Schweizerfähnlein gegen den ersten Anlauf gesichert; im Besitz des Rießes und der Württemberger Steige hätten sie den Kaiser

zwischen zwei Feuer nehmen können. Aber ohne Zweifel zog dieser dies auch selber in Betracht; am Morgen des 15. erließ er den Befehl, daß man im Lager bleiben solle.

Auch die Protestanten bezogen ein festes Lager bei Giengen.

Zuweilen machten sich die leichten italienischen Reiter an die Futterwagen der Deutschen oder erschienen neckend bei dem Gehölz am Lager; dann brachen auch die deutschen Reiter hervor in ihren schwarzen Panzern und geschlossenen Helmen; besonders der kleinen, zwei Spannen langen Faustbüchse wußten sie sich auf das geschickteste zu bedienen. Bald waren die einen, bald die anderen im Nachteil; die Anhöhen bei dem Lager, die Wiesen an der Brenz waren täglich mit diesem Lärmen erfüllt. Indessen wandten sich die beutesüchtigen Spanier nach der anderen Seite hin, etwa nach einem reichen Kloster in der Nähe von Ulm; allein auf der Stelle vereinigten sich die Ausreiter der Stadt mit den Landsknechten des Bundes; bald waren die Spanier auf den Glockenturm zurückgetrieben, wo sie sich endlich ergaben, aber erst dann, als man Anstalt machte, Feuer anzulegen. Einst in der Nacht wollte der Kaiser einen Überfall, eine Incamisata nach dem Muster Antonio Leivas, ausführen; die spanischen Fußvölker, mit weißen Hemden über die Rüstung, wurden von deutschen Reitern begleitet; auch der Kaiser war dabei, der kalten Nacht halber mit einem Wolfspelz be=

deckt; aber als er in die Nähe kam, sah er, daß die Scharwachten in dem feindlichen Lager verdoppelt waren; man bemerkte Fackeln, die sich hin und her bewegten; auch diesmal hielt er es für das Beste, sich wieder zurückzuziehen.

Hatten die Evangelischen einst zur Zeit ihrer Überlegenheit Bedenken getragen, den Kaiser anzugreifen, so konnte sich der Kaiser, obwohl er jetzt ohne Zweifel der Stärkere war, doch auch zu keinem ernsten Anfall auf das evangelische Lager entschließen. Die Fehler, welche die ersten begingen, waren hauptsächlich politischer Art; sie entsprangen aus freund-nachbarlichen Rücksichten, oder weil sie sich förmlich hatten täuschen lassen; militärisch aber ward die Sache so schlecht nicht geführt, wie man wohl häufig annimmt; war der Angriff nicht glücklich, so ließ sich doch nichts gegen die Verteidigung sagen; — bis in den Anfang des November hatten die Kaiserlichen noch nichts Wesentliches gewonnen.

Mit der vorrückenden Jahreszeit gerieten sie vielmehr in Nachteil. Den Spaniern, aber noch mehr den Italienern, war das deutsche Klima verderblich; die kalten Nächte brachten die Italiener um: man fand ihre Leichen zuweilen ganz schwarz um ein ausgebranntes Feuer her liegen. Überdies litt man viel vom Regen; im Lager stand der Kot einen Schuh hoch; tödliche Krankheiten griffen um sich, namentlich die rote Ruhr, und man wollte berechnen, daß das kaiserliche Heer nur durch Scharmützel und Krank-

heiten mehr als 15000 Mann verloren habe. Überdies näherte sich die Zeit, wo die Kapitulation mit dem Papst endete und man den Abzug der italienischen Truppen erwarten konnte.

Wahrscheinlich rechneten die Protestanten auf den Eindruck, den diese Dinge bei dem Kaiser schienen hervorbringen zu müssen, wenn sie nun doch demselben noch einmal Friedensanträge machten. Ihre Hauptbedingung war, daß es keinem Stande verwehrt sein solle, sich zu der Augsburgischen Konfession zu halten; der Friede, den man abschließe, müsse dann durch förmliche Eidesleistung bekräftigt werden, damit kein Teil ihn wieder breche. Wir sehen, sie kehrten auf ihren alten Standpunkt zurück. Aber indessen hatte der Kaiser den seinen vielmehr noch erweitert. Mit Vasallen, die ihn als vermeinten Kaiser, als Karl von Gent bezeichnet, wolle er kein Abkommen treffen, ohne ihre völlige Unterwerfung. Er antwortete ihnen, sie möchten erst sich selbst sowie ihr Land und Leute in seine Gnade und Ungnade ergeben, dann wolle er die Unterhandlung mit ihnen pflegen.

Was ihn zu einer so wegwerfenden Antwort vermochte, war aber wohl nicht angeborene Standhaftigkeit allein, so sehr das seine Tugend ist; erst in diesen Tagen entwickelte die Politik, die er von Anfang an eingeschlagen, alle ihre Folgen; jetzt erst griff Herzog Moritz von Sachsen in die allgemeinen Angelegenheiten ein.

Nach seiner Rückkunft von Regensburg hatte Moritz

noch eine Zeitlang den Schein einer neutralen Stellung behauptet.

Als die Achtserklärung erschienen war und König Ferdinand an den böhmischen Grenzen Truppen zusammenzog, fragte Elisabeth von Rochlitz bei Moritz an, ob er nicht das Land des Kurfürsten beschützen werde. Auf die Erklärung des Herzogs, daß er von der Gemahlin und den Kindern seines Vetters darum ersucht zu werden erwarte, versäumten diese nicht, ihm kundzutun, daß der Kurfürst sie angewiesen habe, sich in jeder Gefahr des Landes an ihn zu wenden; sie ersuchten ihn, dies Vertrauen zu rechtfertigen und die Grenzen der sächsischen Lande dem Kurfürsten zum Besten zu besetzen. Elisabeth scheint sogar eine Zeitlang die Hoffnung gehegt zu haben, Moritz noch ganz auf die Seite des Bundes zu ziehen. Sie meinte, wenn man dem Kaiser in den Rücken falle, so werde ihm wohl der Ernst vergehen, und er werde begreifen, daß die deutschen Fürsten keine „westfälischen Bauern" seien. Sie gab dem Herzog zu verstehen, er selber würde den Böhmen wohl ein ebenso annehmlicher König sein wie Ferdinand.

Und gewiß, hätte sich Herzog Moritz zu seinen Blutsfreunden und Glaubensverwandten gehalten, hätte er etwa wirklich einen Angriff auf Böhmen gewagt, dessen Erfolg bei der Stimmung der Utraquisten im Lande nicht zweifelhaft war, so würde der Krieg noch jetzt zugunsten der Protestanten entschieden worden sein.

Aber wir wissen, welch eine ganz andere Richtung, eben am meisten wider seinen Stammesvetter, sein Ehrgeiz genommen, welche Verabredungen er mit dem Kaiser getroffen hatte. Wenn er noch zögerte, sie auszuführen, so lag das nur an einigen Schwierigkeiten, auf die er noch stieß.

Einmal glaubte man in seinem Lande, daß der begonnene Krieg die Religion bedrohe. Auf eine Anmahnung des Herzogs, des Kaisers nicht in Ungutem zu gedenken, erwiderten die Prediger, daß ihnen das unmöglich sei, da der Kaiser wider das Evangelium zu Felde liege. Sie fügten hinzu, wer sich in dieser Sache nicht recht halte, der habe zeitliches und ewiges Verderben zu erwarten. Der Herzog konnte keinen Schritt tun, wenn er nicht fürs erste die religiösen Befürchtungen beseitigte. Auf dem Landtage zu Freiberg, im Oktober 1546, erschien er in der Tat mit einer Erklärung des Kaisers, worin dieser versprach, das Land von der christlichen Religion, in der es jetzt sei, und von dem Worte Gottes nicht zu dringen. Es findet sich nicht näher, wie der Kaiser zu dieser Erklärung bewogen worden ist. Schwerlich verstand er darunter etwas anderes als was er schon in Regensburg zugestanden hatte; auch waren die sächsischen Staatsmänner nicht ganz damit zufrieden; sie trugen am kaiserlichen Hofe gleich darauf selbst, wiewohl vergeblich, auf eine unzweideutigere Fassung an; allein wie sie hier auf dem Landtage vorgelegt und erläutert

wurde, war sie allerdings geeignet, die Gemüter zu beruhigen.

Aber auch dann, sollte wohl die Landschaft sich entschließen, zu einer Unternehmung wider den befreundeten Nachbar ihre Einwilligung zu geben? Es war ein sehr stürmischer Landtag. Wir finden wohl, daß später Moritz einige widerspenstige Mitglieder desselben gefangenhält. Johann Friedrich klagt, seine erbittertsten Feinde, die Vierundzwanzig, die einst als Landesregenten aufzutreten gedacht, seien daselbst im Übergewicht gewesen. Wie dem auch sei, genug, der Fürst stellte vor, welch eine Gefahr für das Gesamthaus darin liege, wenn ein anderer, etwa König Ferdinand, mit den Ansprüchen von Böhmen die Acht gegen Johann Friedrich ausführe. Angeblich um dieser Gefahr zuvorzukommen, billigten die Stände, daß die Landschaft des Kurfürsten aufgefordert oder auch genötigt werden solle, sich dem Herzog zu ergeben.

Nun erst fühlte Moritz festen Grund unter seinen Füßen; unverzüglich eilte er nach Prag, um sich hier mit Ferdinand zu verständigen.

Ferdinand hatte bei den böhmischen Ständen ein ähnliches Verfahren eingeschlagen, wie Moritz bei den sächsischen. Er hatte ihnen vorgestellt, die Anrechte der böhmischen Krone an die Landesteile, welche Johann Friedrich von derselben zu Lehen trage, seien in Gefahr, wenn Moritz die Acht gegen Johann Friedrich allein vollstrecke, indem er sich mit dem übrigen Lande auch dieser Lehen bemächtigen werde; wie dort

der Landtag in Freiberg, hatten hier Landoffiziere und Landrechtsbeisitzer den Beschluß gefaßt, daß man dies nicht geschehen lassen dürfe.

Die Stimme des Volkes erklärte hier und dort die Sache Johann Friedrichs für die bessere; den beiden Fürsten gelang es jedoch, bei ihren Landständen zu bewirken, daß sie gegen ihn vorzuschreiten ermächtigt wurden.

Leicht verständigten sie sich selbst untereinander. Sie bestimmten, was einem jeden von ihnen zufallen sollte. Während Johann Friedrich dort bei Giengen die schwäbischen Reichsstädte und Württemberg gegen den vordringenden Kaiser zu beschützen sich anstrengte, ward hier sein Land von eben dem, auf dessen Schutz er gerechnet, und dem Bruder des Kaisers geteilt. Schon ward auch die Würde, auf die er stolz war, eben jenem Vetter zugesprochen. Carlowitz ist es gewesen, der zuerst ein Formular dieser Übertragung entworfen und es dem römischen Könige vorgelegt hat. Von dem ward es dem Kaiser zugesendet, und dieser hat es am 27. Oktober in seinem Lager zu Sontheim ausfertigen lassen und unterzeichnet. Die Kurwürde wird darin dem rebellischen Johann Friedrich feierlich abgesprochen und auf denjenigen übertragen, der sich als ein Bekämpfer besagter Rebellion gezeigt habe. Mit großem Eifer hatte Ferdinand auf diese Ausfertigung gedrungen. Ohne die Übertragung der Kur, sagte er, würde der Herzog den Vertrag, der jetzt mit ihm geschlossen worden, schwerlich ausführen; geschehe sie

aber, so sei niemals wieder an eine Versöhnung zwischen ihm und Johann Friedrich zu denken.

Auch ließ Herzog Moritz nunmehr alle weiteren Bedenklichkeiten fahren; jetzt war ihm alles gewährt, was er fordern konnte: die Oberherrlichkeit über die beiden Stifte, die Kurwürde, der größte Teil der Lande seines Vetters; in der Tat um einen nicht geringen Preis verkaufte er seine Mitwirkung.

Am 30. Oktober überschritten die böhmischen Truppen die sächsische Grenze; ihre Stärke bestand besonders in der leichten Reiterei der Husaren, die im Kampfe gegen die Türken die Waffen führen gelernt; ohne Mühe warfen sie das in Eile zusammengeraffte vogtländisch-thüringische Landvolk auf den Höhen von Adorf über den Haufen. Ein allgemeiner Schrecken ergriff die friedlichen, unbefestigten Städte der Nachbarschaft. Herzog Moritz versprach ihnen seinen Schutz, aber nur unter der Bedingung, daß ihm selber die Huldigung geleistet würde, wogegen er die Verpflichtung übernahm, sie bei ihrer Religion zu schützen und sich gegen seinen Vetter nach aller Gebühr zu halten, wofern derselbe sich mit kaiserlicher Majestät versöhne. Diesen Vertrag nahmen sie an, eine nach der anderen, auch Zwickau, auf das der Kurfürst besonders gerechnet. Hierauf unterwarfen sich Borna, Altenburg, Torgau. Der Herzog hatte sich mit seinem Kriegsvolke den Böhmen und Ungarn zugesellt. In kurzem mußte das ganze Land in seine Hände fallen.

Hiemit erst traten die Gedanken, mit denen der Kaiser den Krieg unternommen, vollständig ins Leben. Die Nachricht von dem bei Adorf erfochtenen Vorteil traf am 6. November in seinem Lager ein. Nicht mit Unrecht ließ er sie durch ein allgemeines Lösen seines größeren Feldgeschützes feiern. Sie mußte für den gesamten Krieg entscheidend werden.

Einen Augenblick schien es zwar, als würde die verstärkte Gefahr die Protestanten nur um so enger vereinigen. Auf Bitten der Kriegsräte entschloß sich der Kurfürst, nicht sogleich aus dem Felde zu weichen, der Sache noch einen Augenblick zuzusehen; aber gar bald zeigte sich, daß es doch nicht zu vermeiden sein werde.

Nässe, Kälte, schlechte Lebensmittel, einreißende Krankheiten hatten auch in dem protestantischen Lager allgemeinen Unmut hervorgebracht. Der vornehmste Übelstand aber war, daß alle Geldmittel erschöpft waren. Die oberländischen Städte hatten im Laufe des Feldzuges zum Teil 12, zum Teil 18 Doppelmonate erlegt; es zeigte sich, daß man mit dem Grundsatz, den Krieg mit dem Kämmereivermögen zu führen, nicht weiter fortkommen könne. Die Kammerräte zu Ulm, welche das Geldwesen besorgten, wußten keinen Rat mehr. Man war den Landsknechten einen, zwei, drei Monate schuldig; haufenweise liefen sie davon. Die Stände hatten Unterhandlungen mit Frankreich eröffnet; aber der König forderte, entweder sie sollten erst einen anderen Kaiser ernennen, was in der Lage,

in der sie sich befanden, auf keine Weise anging, oder sie sollten ihm die definitive Überlieferung von Boulogne auswirken, was nun vollends nicht in ihrer Macht stand. So mußte sich alles zerschlagen.

Und konnte wohl der Kurfürst seine Landsassen hier im Lager zurückhalten, während ihre eigenen Besitzungen in ihrem Vaterlande angegriffen wurden?

Die Meinung erhob sich, daß man das Oberland durch ein Winterlager schützen, dem Kaiser indes durch Besetzung eines oder des anderen Stiftes, z. B. von Würzburg oder von Mainz, sowie durch Wiedereroberung der verlorenen sächsischen Lande Schaden genug zufügen und auf das Frühjahr den Krieg mit frischen Kräften erneuern könne.

Man sah sehr wohl und hatte oft überlegt, welche gefährlichen Folgen es haben müsse, wenn man sich trenne; allein man glaubte endlich, daß es nicht zu vermeiden und dabei doch die Sache noch keineswegs verloren sei; genug, man faßte endlich diesen lange vermiedenen Entschluß.

Montag, am 22. November, setzte sich das Lager bei Giengen in Bewegung; Dienstag, am 23. des Morgens, ward der Abzug vollzogen.

Der Kaiser, der seit den Nachrichten von den Ereignissen in Sachsen nichts anderes erwartete, mit seinem Lager schon eine Strecke Weges näher gekommen war und täglich kleine Anfälle machen ließ, erschien am ersten Abend in Person mit einigen Reitergeschwadern; aber auch der Landgraf hatte nicht

versäumt, sich vorzubereiten; von einer günstigen Stellung auf einer Anhöhe begrüßte er den Vorrückenden mit seinem Geschütz. Der Kaiser eilte zurück, brachte in der Nacht auch sein Fußvolk in Bewegung und erhob sich zur Verfolgung seiner Gegner; aber es sei nun, daß die Protestanten sich zu früh davongemacht, wie man auf seiner Seite sagte, oder daß er vielmehr zögerte, wie diese behaupteten — denn von ihnen sei allerdings der helle Tag erwartet worden —, genug, er erreichte sie nicht.

Es bezeichnet ganz gut den schlechten Zustand, in welchem beide Teile waren, und die gegenseitige Achtung, die sie einander eingeflößt, daß die Protestanten die Meinung aussprachen, sie würden alle verloren gewesen sein, wenn sie der Kaiser an dem ersten Abend ernstlich angegriffen hätte, während es die italienischen Berichte als ein Glück für den Kaiser betrachten, daß er die Abziehenden des anderen Tages nicht erreichte; wäre es zu einem Treffen gekommen, so wäre er wahrscheinlich selber geschlagen worden.

Wie sie einander gegenüberstanden, ein Teil dem anderen gewachsen, jeder gleich unangreifbar, so wichen sie jetzt voneinander.

Daß dies aber geschah, daß die Protestanten es waren, die das Feld verließen, darin lag nun doch ein unermeßlicher Vorteil des Kaisers. Die Häupter des Bundes waren gekommen, um die minder mächtigen Stände des Oberlandes gegen ihn zu schützen; jetzt überließen sie ihm den Platz.

Der Umgebung des Kaisers war es wie ein Traum. Noch soeben hatten sich alle im elendesten Zustande, dem Verderben nahe gefühlt; mit einem Male sahen sie, daß sie die Herren im Felde waren.

Ein späterer großer Fürst und Feldherr sagt, in großen Angelegenheiten gebe allein Beharrlichkeit den Ausschlag. Ein Grundsatz, dessen Wahrheit selten ein Feldzug so gut bewiesen haben wird wie dieser. Nachdem Karl V. nur einmal nach langem Zögern zum Entschlusse gekommen, ist auch unter den mißlichsten Umständen kein Schwanken noch Zagen in ihm zu bemerken gewesen, weder als er fast unbewaffnet in Regensburg lag, noch der Übermacht der feindlichen Geschütze bei Ingolstadt gegenüber, noch in den Widerwärtigkeiten des Lagers von Sontheim: er zeigte immer eine großartige Ruhe und Siegeszuversicht.

Die Hauptsache tat dabei ohne Zweifel die politische Überlegenheit, deren er sich bewußt war. Es gibt auch eine politische Strategik; durch diese waren die Protestanten besiegt, ehe der Krieg noch begann. Daß sie die Mittel und Wege ihres Feindes nicht kannten, machte sie verworren und unschlüssig. Als sich dieselben endlich entwickelten, mußten sie verzweifeln, ihre Stellung zu behaupten, und wichen aus dem Felde.

Drittes Kapitel.

Aussöhnungen und Unterwerfungen im Dezember 1546.

Indem die Fürsten des Bundes die Donaugegenden verließen, meinten sie, wie gesagt, keineswegs ihren Widerstand fallen zu lassen.

Ihre Absicht war, das Oberland durch ein Winterlager von 6000 Mann zu Fuß und etwa 1500 Mann zu Pferde, das bei Ellwangen aufgeschlagen werden sollte, und durch eine gute Verwahrung der württembergischen Steige und Alb zu beschützen. Indessen dachten sie wohl in den stiftischen Gebieten noch etwas auszurichten; Johann Friedrich zweifelte nicht, daß er sein Land sofort wieder einnehmen werde.

Schon hatten die Städte bewilligt, anderthalb Monat einer neuen Anlage aufzubringen; außerdem aber war man übereingekommen, eine allgemeine Kontribution unter dem Namen eines gemeinen Pfennigs auszuschreiben.

Auch die auswärtigen Angelegenheiten gewannen nunmehr einen besseren Anschein.

Im Juni hatten England und Frankreich Frieden gemacht, und die beiden Könige begannen den Gang der Dinge in Deutschland, der auch für sie sehr ge=

fährlich werden konnte, besser ins Auge zu fassen. Schon im Lager von Giengen war viel von einer Geldsumme die Rede, welche in Lyon flüssig gemacht werden und den Protestanten zugute kommen sollte. Jetzt erschien ein französischer Gesandter bei Johann Friedrich, um unter den nötigen Versicherungen für die Rückzahlung noch andere Geldunterstützung zuzusagen.

Und diesem politischen Interesse trat das religiöse zur Seite. Unter der Hand wandten sich die Oberländer an die Eidgenossenschaft, zunächst nur, um eine ernstliche Verwendung der Tagsatzung zu erlangen, jedoch nicht, ohne auch das Wort Einigung verlauten zu lassen. Im Osten näherten sich Preußen und Dänemark.

Der Kaiser war in diesem Augenblick Meister im Felde; seine Unternehmung aber hatte er noch bei weitem nicht durchgeführt: Sieger konnte er sich noch lange nicht nennen. Die Protestanten durften hoffen, ihm im nächsten Frühjahr erfrischt und verstärkt, besonders auch wieder mit Geld versehen, im Felde zu begegnen.

Es leuchtet ein, daß für ihn alles daran lag, dies zu verhindern.

Da kam ihm nun von Anfang an zustatten, daß die Protestanten nicht, wie sie beabsichtigt, sich in Franken festsetzten. Der Landgraf eilte nach Hessen voraus. Der Kurfürst führte das Heer auf weiten Umwegen über Heilbronn und Neckarsulm, wo er ein

paar Tage verweilte, nach der Bergstraße, dem Stifte Mainz, der Abtei Fulda. Er nahm die Gelegenheit wahr, sich von den Prälaten zu Aschaffenburg und Fulda starke Brandschatzungen zahlen zu lassen, mit denen er seine Truppen einigermaßen befriedigen konnte; aber seines Bleibens war nirgend: jeden Tag erhielt er aus seinem Lande Nachrichten von größeren Verlusten und dringenderen Gefahren; dahin eilte er unverzüglich zurück.

Hiedurch bekam der Kaiser, der gleich nach dem Abzug Giengen, Nördlingen, Rothenburg besetzt hatte und jetzt keinen Feind weiter erblickte, die beste Gelegenheit, sich gegen die bei weitem wichtigeren schwäbischen Städte zu wenden.

Und hier hatte er wieder den Vorteil, daß der Abschied von Giengen nicht ordentlich zur Ausführung gebracht wurde.

Vor allem: die Reiter, deren man, wie wir wissen, dortzulande hauptsächlich bedurfte, waren nicht zurückgeblieben, wie man verabschiedet hatte. Landgraf Philipp behauptet, das habe darin seinen Grund, daß man denselben von städtischer Seite zu geringen Sold geboten.

Dann war das Winterlager überhaupt gar nicht zustande gekommen.

Der Bürgermeister und die fünf Geheimen von Ulm behaupten, der Fehler habe an den übrigen Städten gelegen, welche ihre Einwilligung nicht zugeschrieben. Es ist ihnen wohl entgegnet worden, es hätte keines

Zuschreibens bedurft, da der Beschluß an sich klar gewesen sei. Der Grund des Übels lag darin, daß Ulm keine Neigung hatte, neue Vorschüsse und Auslagen zu machen, die ihm früher nur säumig waren wiedererstattet worden.

Überhaupt ließ sich in dieser Stadt, die bisher die religiöse Angelegenheit mit dem größten Eifer gefördert, eine gewisse Verstimmung bemerken, die sich von den Bürgern auch auf die anwesenden Bundesgesandten ausbreitete. Man berichtete dem Kaiser, man habe sie mit gesenkten Köpfen, mit allen Zeichen des Mißverständnisses und der Entmutigung von dem Rathause kommen sehen.

Dahin nun konnte das den Kaiser nicht führen, daß sich etwa auch Ulm und Augsburg, wie Heilbronn und Hall taten, auf eine gefahrdrohende Bewegung seiner Truppen ihm unterworfen hätten. Waren aber nicht die Dinge vielleicht dazu angetan, um einer Unterhandlung und billigen Mitteln Eingang zu verschaffen?

Den Fürsten, die ihn jetzt auch persönlich beleidigt, hatte Karl das Verderben geschworen; im Lager von Sontheim hatte er nicht mehr vom Kurfürsten und Landgrafen, sondern nur von Johann Friedrich von Sachsen, Philipp von Hessen hören wollen; mit den Städten aber, die sich früher immer gut kaiserlich gezeigt, konnte er wohl auf die Eröffnungen zurückkommen, die er ihnen vor dem Kriege gemacht hatte.

Städtischerseits glaubte man über die Fürsten, be-

sonders den Landgrafen, gerechte Beschwerde führen zu können; die erwähnte Anfrage derselben bei dem Kaiser schien auch zu eigenen Unterhandlungen zu ermächtigen.

Ohne Zweifel bildete es ein weiteres Motiv für sie, daß der schmalkaldische Bund in kurzem zu Ende ging und seine Erneuerung unter den obwaltenden Umständen die größten Schwierigkeiten darbot.

Durch die Vermittelung zweier geborener Ulmer, David und Johann Baumgärtner, welche Blutsverwandte des ulmischen Bürgermeisters Georg Besserer waren und in dem besten Verhältnis mit Granvella standen, geschahen die Eröffnungen.

Ein Gedanke, der anfangs angedeutet worden, als sei es um eine gemeinschaftliche Unterhandlung mit sämtlichen oberländischen Fürsten und Städten zu tun, ward doch bald darauf von den kaiserlichen Ministern verworfen. Nicht mit dem Bunde, auch nicht mit einem Teil desselben, sondern nur mit einzelnen Ständen wollten sie zu schaffen haben. Einen nach dem anderen hofften sie herbeizubringen; zum Anfang hatten sie sich eben Ulm ausersehen.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage dieser Stadt näher, so war sie folgende.

Von der protestantischen Seite liefen täglich neue Zumutungen ein. Johann Friedrich forderte Mitversicherung der von Frankreich angebotenen Summen; Philipp riet eine Unternehmung auf einige minder gut besetzte Plätze an der Donau; Augsburg

trug auf gemeinschaftliche Besetzung von Mindelheim an; Eßlingen rief um Hilfe. Indessen rückten ein paar noch unbezahlte Fähnlein des Bundesheeres geradezu in das ulmische Gebiet, um die Rückstände ihres Soldes gleichsam mit Gewalt einzutreiben.

Dagegen ließen es die Kaiserlichen nicht an Drohungen fehlen: Einziehung und Vergabung der Herrschaften auf dem Lande; förmliche Belagerung, die vollends alles verderben müsse, zu der schon die Kanonen von Rothenburg im Anzuge seien. Würde dagegen die Stadt sich fügen, so versprach man ihren Kaufmannsgesellschaften die Wiedereröffnung aller kaiserlichen und königlichen Lande, Herausgabe aller festgehaltenen Warenballen, die Gnade und Huld des Kaisers.

„Vor eurer Türe", schrieb ihnen der ferdinandeische Rat Georg Gienger, „stehen Friede und Krieg, Glück und Unglück, Segen und Fluch. Zwischen denen habt ihr zu wählen."

Man wird es einer deutschen Kommune schwerlich zutrauen, daß sie unter solchen Umständen festhalten sollte. Hingebung aller ohne Ausnahme und die entschlossenste Führung hätten dazu gehört.

Auch das aber wird man von einer Kommune dieser Zeit nicht erwarten, daß sie, nachdem sie den Krieg bestanden, das große Interesse, um deswillen sie ihn unternommen, hätte vergessen sollen.

Die ersten Vorschläge, welche Granvella machte, wurden zurückgewiesen, weil darin der Religion nicht

gedacht worden. Die Fünf erklärten, ihre Absicht sei nie eine andere gewesen, als sich vor dem Gehorsam gegen den Papst und dessen Glauben zu schützen; der gemeine Mann in der Stadt werde Leib und Leben, Gut und Blut lieber wagen, als davon ablassen. Mit den zweideutigen Versicherungen, welche im Anfang des Krieges gemacht worden, wollten sie sich noch immer nicht begnügen.

Auch nach dem gefährlichen und siegreichen Feldzuge, den der Kaiser gemacht, stellte sich ihm doch die religiöse Forderung, die er zu beseitigen gedacht, wenn nicht mit der alten Heftigkeit, doch mit Energie entgegen.

Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der in diesen Tagen in die Nähe gekommen, hauptsächlich um seine Teilnahme am Kriege mit der Geringfügigkeit derselben — er hatte nur dem Herzog von Württemberg kraft alter Traktate ein paar hundert Mann zugeschickt — zu entschuldigen, entwickelte dem Kaiser, wie leicht sich ihm Deutschland jetzt unterwerfen werde, wenn er Gnade ergehen lasse, hauptsächlich in einem Artikel, dem der Religion. So tiefe Wurzeln habe die neue Lehre in Hohen und Niedrigen geschlagen, daß es nicht mehr möglich sei, sie zu vertilgen. Alles rufe ihn an, nur in diesem Punkte keine Gewalt auszuüben; in jedem anderen wolle man Gehorsam beweisen.

Es war, wie wir wissen, eben der Punkt, auf den es dem Kaiser am meisten ankam. Allein auch jetzt

noch war er nicht in der Lage, gerade damit durchzugreifen.

Herzog Ulrich, dem nun auch Eröffnungen waren gemacht worden, forderte ebenfalls, „bei der wahren evangelischen Lehre erhalten zu werden“.

Einen zweiten Vorschlag, den Granvella vorlegen ließ, wiesen die Ulmer, zwar auch wegen einiger Bestimmungen über den Gehorsam gegen den Kaiser, die man verfänglich fand, hauptsächlich aber wegen der Religion von sich. Sie forderten die Zusage, bei der Religion, die sie angenommen und noch haben, ruhig gelassen zu werden bis auf ein freies christliches Konzil in deutscher Nation, zu dem alle Stände berufen und dabei gehört würden.

Johann Baumgärtner erschrak nicht wenig über diese Forderung, als welche nicht bewilligt werden könnte, und riet ihnen nochmals unbedingte Unterwerfung.

Bei Granvella jedoch machten die Erinnerungen ihren vollen Eindruck. Er sah wohl, daß er ohne religiöse Zugeständnisse keinen Schritt weiter kommen könne.

Und gab es nicht ein leichtes Mittel, hierüber eine vorläufig befriedigende Bestimmung zu treffen? Die Ulmer selbst haben darauf aufmerksam gemacht, daß man ihnen die Zusicherung, wenn sie nicht in den Traktat zu bringen sei, in einer Nebenverschreibung gewähren möge, wie solche dem Herzog Moritz und den brandenburgischen Fürsten zuteil geworden.

Am 12. Dezember hatten die Ulmer den Gegenentwurf eingereicht, der ihre Forderungen enthielt; am 13. erwiderte Granvella, nicht allein gedenke der Kaiser sie nicht weiter zu verpflichten, als nach den alten Eidesleistungen, sondern überdies in dem Artikel des Glaubens halber solle es keinen Mangel haben: der Kaiser werde ihnen in einer Nebenversicherung zusagen, sich darin gegen sie zu halten, wie gegen Herzog Moritz und die Fürsten von Brandenburg. Nur fügte er hinzu, daß der Kaiser dies nicht als eine eigentliche Bedingung ansehen wollte; es würde sonst den Schein haben, als habe er den Krieg doch der Religion wegen unternommen. Nach Granvellas Wunsch sollte es so aussehen, als habe der Kaiser nie etwas Anderes beabsichtigt.

Baumgärtner riet ohnehin, nicht eigentlich eine Kapitulation auf bestimmte Artikel, sondern nur „einen heimlichen Verstand“ mit dem Kaiser zu schließen, ihm zu vertrauen, wie ja den beiden Hauptleuten des Bundes vertraut worden sei.

Und hierauf nun gingen Bürgermeister und Fünf der Stadt Ulm ein. Allerdings waren sie weit entfernt von dem Ziele, welches ihnen im Beginn des Krieges vorgeschwebt; allein die Ungewißheit, ob dies überhaupt jemals zu erreichen, verleidete ihnen die Beschwerden und Gefahren des Krieges: sie glaubten mit Zugeständnissen, die so mächtigen Fürsten genügten, zufrieden sein zu können.

Am 14. Dezember ward der Rat versammelt und

ihm zum erstenmal von den bisherigen Verhandlungen Nachricht gegeben.

Der Rat beschloß, ganz wie man ihm vorschlug, sich „in höchster Unterwürfigkeit" vor dem Kaiser zu demütigen und Sr. Majestät ohne alle weitere Disputation, auf die Versicherung der Religion, wie sie gegen Herzog Moritz und Brandenburg geschehen, zu vertrauen.

Der Bürgermeister Georg Besserer und Jos Weikmann, damals einer der in den weitesten Verbindungen stehenden Ulmer Kaufleute, wurden zu Gesandten gewählt, um die Sache zu Ende zu bringen. In Neresheim gesellte sich ihnen David Baumgärtner zu, der sich als den Begründer dieser Sache betrachtete und ihnen „durch das geheime Mittel", das er nicht weiter entwickelt, bei Granvella nützlich zu sein versprach. Einige Tage mußten sie auf das sichere Geleit warten; am 22. Dezember früh trafen sie in Hall ein, wo sich der Kaiser und seine Räte befanden; den ganzen Tag unterhandelten sie mit Granvella. Die Differenzen betrafen jetzt weniger die Religion, als die Ausgleichung mit den in Nachteil geratenen Geistlichen, die Geldzahlung, die der Kaiser zu eigener Schadloshaltung forderte, die weitere Unterhandlung mit anderen Ständen; sie konnten nicht alle geschlichtet werden. Da aber der Kaiser am 23. Dezember Hall zu verlassen gedachte, entschlossen sich die Gesandten nichtsdestominder, den Akt der Demütigung zu vollziehen, zu welchem sie von dem Rat der Stadt

bevollmächtigt waren. Der Kaiser nahm sie in seine Huld wieder auf, fügte aber hinzu, „wenn er der Stadt weiter in Gnaden etwas auflege, so versehe er sich eines solchen Gehorsams, daß er dadurch zu ferneren Gnaden bewogen werde".

So weit aber ging ihr Zutrauen doch nicht, daß sie sich nicht Gewißheit darüber hätten verschaffen sollen, welche Bedingungen der Kaiser hiemit meine. Nach ihrem Berichte waren es folgende: Verzichtleistung auf den schmalkaldischen Bund und Versprechen, in keinen anderen zu treten, in welchem nicht der Kaiser und der König mitbegriffen seien — Zurückgabe alles dessen, was seit dem Anfange des Krieges Geistlichen oder Weltlichen entrissen worden — Entlassung des Kriegsvolkes — Gehorsam gegen das im Reiche aufzurichtende Kammergericht — eine Geldstrafe. Was aber die Religion als den vornehmsten Punkt anbelangt, sagen sie, so habe sich der Kaiser erboten, „einen ehrsamen Rat bei seiner habenden Religion bleiben zu lassen, sowie Herzog Moritz, Herzog Erich und das Haus Brandenburg, und ihn weder mit dem Schwert, noch mit anderer Gewalt davon zu bringen".

So geschah, daß sich die mächtige Stadt, welche als der Herd der gesamten Bewegung im Oberlande hatte angesehen werden können, dem Kaiser unterwarf.

Für diesen Fürsten war dies einem neuen Siege gleich. Die Kette des schmalkaldischen Bundes war in ihrer Mitte gesprengt und ein Beispiel des Abfalles aufgestellt, welches notwendig Nachfolge finden

32*

mußte. Ulm selbst bot die Hand zu Unterhandlungen mit den übrigen oberländischen Städten; im Anfang des Januar versammelten sich hier die Gesandten derselben, wenigstens zum Teil ganz bereit — vor allen Memmingen und Biberach —, sich ebenso auszusöhnen, wie Ulm getan.

Auch war das unvermeidlich, da Ulm eine der wichtigsten militärischen Positionen für das gesamte obere Deutschland darbietet. Württemberg wie Augsburg gerieten dadurch in unmittelbare Gefahr. Der Kaiser ward durch die gute Luft, die ihm die Baumgärtner rühmten, veranlaßt, selbst ein paar Wochen in Ulm Wohnung zu nehmen.

Überdies eröffneten sich auf diesem Wege pekuniäre Hilfsquellen. Der kaiserliche Hof faßte den Gedanken, niemanden zur Aussöhnung zuzulassen, der nicht dem Kaiser eine ebenso große Abtragssumme zahle, als dieser im Kriege gegen ihn aufgewendet. So wörtlich ließ sich das nun nicht ausführen; aber nicht weit davon entfernt war es wenigstens, wenn Ulm 100 000 Gulden zahlen mußte. Es schien kein Vorteil, wenn der Kaiser ein ansehnliches Geschütz samt Pulver und Munition als Abschlag annahm. So zahlte auch Heilbronn 20 000, Eßlingen 40 000, Reutlingen 20 000 Gulden. Man nahm den Grundsatz an, daß von jedem hundert Gulden Vermögen der Bürger 1 Gulden Abtrag gezahlt werden müsse. Hätten sie sich entschlossen, nur die Hälfte davon in das Lager von Giengen zu zahlen, so wäre es nie so weit gekommen.

Unter diesen Umständen konnte nun auch der Herzog von Württemberg sich nicht behaupten.

Es scheint, als habe er anfangs, als noch von einer gemeinschaftlichen Unterhandlung für die gesamten Oberlande die Rede war, erträglichere Bedingungen hoffen können; wenigstens hielt Granvella den Rat des römischen Königs, Doktor Gienger, ausdrücklich deshalb von dem Geschäfte fern, damit er nicht die Ansprüche seines Herrn zu unbequemer Zeit rege mache; allein da jene Unterhandlung sich zerschlug, Ulm sich unterwarf, ergingen gegen ihn, und zwar an demselben Tage, da dies geschah, die härtesten Drohungen, und die kaiserlichen Truppen rückten in sein Gebiet ein. Der Herzog entwich nach Hohentwiel und ließ durch seinen Kanzler Gültlinger Bedingungen der Unterwerfung vorschlagen; aber der Kaiser wies sie zurück und legte selbst einen Vertrag vor, auf dessen unverweilter Annahme er bestand. Der Herzog sollte 300 000 Gulden zahlen, eine Hälfte in 14, die andere in 25 Tagen, seine festen Häuser Hohenasperg, Schorndorf und Kirchheim kaiserlichen Truppen einräumen, ohne daß eine Zeit der Rückgabe bestimmt worden wäre, und vor allem dem Könige Ferdinand wegen aller Ansprüche, die er an den Herzog machen könne, Rede stehen. Noch ein Glück, daß wenigstens der cadanische Vertrag bestätigt ward, der das Bestehen des Landes und die Religion sicherte. Herzog Ulrich mußte sich selbst zu persönlicher Abbitte herbeilassen. Als der Kaiser in den Saal eintrat, wo diese geschehen

sollte und der Fürst seiner wartete, ging er an ihm vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Nach vollzogener Zeremonie sprach er seine Verzeihung aus, nicht ohne eine Warnung hinzuzufügen.

Hierauf konnte auch Augsburg nicht länger widerstreben. Aus dem Briefwechsel der dreizehn Verordneten des Krieges mit Ulm sehen wir zwar, mit wie vielem Mut und gutem Willen man dort die Wendung der Angelegenheiten lange Zeit ansah; man wollte nicht zugestehen, daß der Krieg schlecht geführt worden sei: von Fremden werde wohl der Widerstand bewundert, den man dem mächtigen Kaiser geleistet habe; sei es wirklich wahr, daß die niedersächsischen Städte ihrer Pflicht nicht nachgekommen, so möge man sie das verantworten lassen und nur selber zur Sache tun, die gefaßten Beschlüsse auszuführen. Der tapfere Kriegsmann Schärtlin vermaß sich, die Stadt Jahr und Tag zu halten: derweile könne dann Deutschland Atem schöpfen und sich rüsten; sollte es ja zuletzt schlecht gehen, so werde man noch nach Jahrhunderten in den Chroniken lesen, daß andere sich ohne Not ergeben, Augsburg aber für das göttliche Wort und die deutsche Freiheit bis zuletzt mutig gestritten; an leidlichem Vertrage werde es auch dann nicht fehlen. Aber allmählich machte sich auch hier der Einfluß der großen Kaufherren bemerklich, die sich anfangs entfernt hatten, jetzt aber wiederkehrten; Anton Fugger, Schwager Hans Baumgärtners, ward mit der Unterhandlung beauftragt, und am 29. Ja-

nuar 1547 unterwarf sich auch Augsburg. Es mußte 150 000 Gulden zahlen, 12 Stück Geschütz, eine kaiserliche Besatzung aufnehmen, und was dem mehr ist, in Hinsicht der Religion sich mit der mündlichen Versicherung Granvellas begnügen, daß es bei dem jetzigen Zustande derselben sein Verbleiben haben solle.

Indessen war auch schon in weiterer Ferne ein nicht minder bedeutender Abfall von der protestantischen Sache erfolgt. Als der Graf von Büren mit dem niederländischen Volke, das er nach Hause führte, in die Nähe von Frankfurt gelangte, regte sich in dieser Stadt ebenfalls eine mächtige Partei, die auf unverweilte Aussöhnung drang. Die Zünfte und die Prediger waren dagegen; allein die Mehrheit des Rates erklärte sich dafür. Die Mannschaften des Grafen sahen nicht sehr streitbar aus; sie waren von Krankheit heimgesucht, Belagerungsgeschütz führten sie nicht bei sich; dessenungeachtet ergab sich ihnen eine wohlbefestigte, mit allen Bedürfnissen auf lange Zeit versehene Stadt. Der Grund war die Überzeugung, daß der Kaiser doch zuletzt den Platz behalten und an allen, die sich nicht beizeiten unterworfen, Rache nehmen werde. Namentlich fürchtete Frankfurt den Verlust seiner Messen, und ich finde in der Tat, daß die Stadt Worms sich schmeichelte, dieselben an sich zu ziehen. Der Graf versprach sein Fürwort auch in Hinsicht der Religion: er würde dem Kaiser selbst nicht länger dienen, wenn diese angegriffen werden sollte. Schon am 29. Dezember 1546 zogen die Kaiser=

lichen in Frankfurt ein; am 21. Januar 1547 leisteten die Bürger dem Kaiser einen neuen Huldigungseid.

Und unter diesen Auspizien ward nun auch die große Angelegenheit, die den Ausbruch des Krieges hauptsächlich mit veranlaßt hatte, die kölnische, zu Ende gebracht.

Es ist ganz in der Art und Weise der Regierung Karls V., daß die päpstliche Exkommunikation gegen den Erzbischof schon im April 1546 ausgesprochen war, der Kaiser sich aber wohl gehütet hatte, ihr Folge zu geben. Auf dem Wege nach Regensburg hatte er noch einmal die vertrautesten vom Klerus seiner Hilfe versichern, den Rat in seiner streng katholischen Haltung bestärken lassen; den Erzbischof hatte er aufs neue gewarnt, aber ihn übrigens glimpflich behandelt. Man wußte wohl, daß Hermann seine Gesandten auf die Zusammenkünfte, später in das Lager der Protestanten geschickt, daß dagegen protestantische Abgeordnete bei ihm gewesen, sein Geschütz, seine Verteidigungsmittel überhaupt untersucht hatten. Wäre er so entschieden bedroht worden, so würde er sich doch vielleicht zu einer ernstlichen Anstrengung seiner Kräfte ermannt haben, die er bisher vermied und die vielleicht ein Gewicht in die Wagschale hätte werfen können. Man muß wohl urteilen, daß er es auch so hätte tun sollen. Denn wie die Sachen zwischen ihm und dem Kaiser nun einmal standen, so durfte er nicht zweifeln, daß seine Existenz von dem Erfolg der protestantischen Waffen abhing. In demselben Mo=

ment, wo sich das Glück im Felde für den Kaiser entschieden, im November, ward dem Erzbischof die gegen ihn ergangene Sentenz kundgetan. Mochte er dagegen immerhin seine alten Einwendungen wiederholen, sowie die ersten Unterwerfungen in Schwaben erfolgt waren, schickte der Kaiser sich an, die päpstliche Sentenz zu vollstrecken. Aus seinem Feldlager in Schwaben entsandte er zu dem Ende seinen Kommissar Viglius van Zuichem, dem sich der Gouverneur von Geldern, Graf Hoogstraten, zugesellte, nach Köln.

Worauf hiebei alles ankam, das war die Haltung, welche die Stände des Erzstiftes, die sich ihrem Führer zugesellt hatten, behaupten würden. Sie wurden auf den 24. Januar 1547 zu einer Versammlung nach Köln eingeladen.

Es wäre noch immer sehr möglich gewesen, daß der Moment der Krise zu einer lebhaften Manifestation für den Erzbischof bewogen hätte, wodurch vielleicht eine günstige Bewegung selbst in der Stadt, wo noch viele für denselben waren, hervorgerufen worden wäre. Gab es doch auch hier Beschwerden gegen die Geistlichkeit genug, welche eben bei dem Wechsel der Regierung zur Sprache kommen mußten.

Die Sorge der Kommissare ging nun dahin, jede Bewegung zu vermeiden, ihren Auftrag ganz im Frieden zu vollziehen.

Die Absicht des Kurfürsten war, zu dem anberaumten Tage selbst in der Stadt zu erscheinen. Die Kommissare stellten dem Rate vor, daß daraus leicht eine

Bewegung des gemeinen Volkes, eine „Verstörung und Verhinderung ihrer Kommission“ erfolgen könne, und baten, den Fürsten durch ein förmliches Schreiben von seiner Absicht abzumahnen, weil sie keinen Auftrag an ihn hätten. Obwohl das Schreiben, das einer der Bürgermeister in diesem Sinne aufgesetzt, bei dem Rate nicht durchging, aus formellen Anständen, so hörte doch der alte Herr so viel von den gegen ihn getroffenen Vorkehrungen, daß er vorzog, wegzubleiben.

An seiner Stelle erschienen Abgeordnete mit dem Auftrage, wie sie erklärten, „ihre Notdurft vorzuwenden und, wenn es nötig, eine Appellation aufzuschlagen“; die kaiserlichen Kommissare wiederholten aber die Einwendungen, die sich gegen die Anwesenheit des Fürsten erhoben, auch gegen die Vergleichung seiner Abgeordneten: die würde den Gegnern nur Mut machen, und was könne daraus entstehen, wenn ihnen gestattet werde, zu einer feierlichen Appellation zu schreiten? Die Bürgermeister folgten auch hierin ihrem Rate.

So geschah, daß die Stände sich ohne ihren Fürsten und dessen Räte versammelten.

Die Versammlung fand im hohen Chore des Domes statt: auf der einen Seite standen die kaiserlichen Kommissare und, etwas tiefer, die klevischen Räte, die eben zu diesem Akt herbeigekommen, auf der anderen der Koadjutor in seinem Röckel und Beff und die Mehrheit der Domkapitulare, in der Mitte die

weltlichen Mitglieder der Ständeversammlung. Nachdem die Heil.-Geist-Messe gesungen war, eröffnete Dr. Viglius die Verhandlungen mit einer ausführlichen Proposition, in welcher er davon ausging, daß durch die Exkommunikation des Papstes alle Untertanen des Stiftes vom Gehorsam gegen den bisherigen Erzbischof entbunden seien; dahin laute auch ein kaiserliches Dekret, wenn nicht der Erzbischof von seinem Vornehmen ablasse, wovon man wisse, daß er es nicht getan; und da nun schon längst das Stift mit einem Koadjutor versehen sei, der den Ständen bereits vorgestellt und von ihnen angenommen worden, so sei des Kaisers ernstlicher Wille, daß der Koadjutor von den Ständen als erwählter Erzbischof und natürlicher Fürst anerkannt und ihm aller Gehorsam geleistet werde.

Afterdechant und Kapitel versäumten nicht, auch von ihrer Seite eine förmliche Präsentation des Koadjutors den Ständen vorzutragen.

Die Stände waren jedoch nicht sogleich dieser Meinung. Die klevischen Räte und die kaiserlichen Kommissare unterhandelten mit ihnen den ganzen Tag; aber sie blieben dabei: obwohl sie der Kaiser und der Papst ihres Eides entbunden, könnten sie doch als ehrliche Deutsche sich desselben noch nicht erledigt erachten, wofern nicht ihr alter Fürst einwillige und ihnen ausdrücklich die Erlaubnis gebe, sich einem neuen Herrn zu unterwerfen. Sie forderten eine Frist, um dessen Meinung zu vernehmen. Schon ward das

Volk ungeduldig, das sich, mit dem Rate der Stadt keineswegs ganz einverstanden, wiewohl durch dessen Strenge bisher im Zaum gehalten, in Harnisch und Wehr um den Dom gesammelt hatte.

Eben darum ließen sich auch Kommissare und Kapitel durch keinen Widerspruch abhalten, den Koadjutor wirklich einzusetzen. Unter dem Gesange des Te Deum, von der Orgel begleitet, ward Adolf von Schaumburg auf den Hochaltar gesetzt und dem Volke als der neue Erzbischof dargestellt.

Wohl sah nun Hermann von Wied, daß er sich nicht behaupten würde. Was konnte ihm auch, einem achtzigjährigen Greise, gesinnt, wie er war, und nur noch lebend in religiösen Gedanken, so viel daran liegen? Er faßte die Absicht, die Erhaltung der Religion, die er eingeführt, zum Preise seiner Abdankung zu machen. Er forderte die Zusicherung, daß in dem Zustande der Religion nichts verändert und derjenige Teil des Kapitels, der es mit ihm gehalten, wieder in seine Rechte hergestellt werde.

Vielleicht mochte sich der Erzbischof schmeicheln, ein Zugeständnis auszuwirken, wie den oberländischen Städten bewilligt worden; allein hier hatte der Kaiser andere Rücksichten: die Kommissare erwiderten, daß in ihrer Instruktion von diesen Dingen nichts enthalten sei. Adolf von Schaumburg erklärte, er werde sich in der Religion so verhalten, wie Gott und die beiden höchsten Gewalten es billigen würden.

Da waren aber auch die Stände keinen Schritt

weiter zu bringen. Zuweilen glaubte man eine oder die andere ihrer Äußerungen als genügend betrachten zu können; aber näher betrachtet, enthielten sie doch immer den alten Vorbehalt. Im Anfang des Februar verließen sie nach und nach die Stadt: der Landtag löste sich ohne Abschied auf.

War der Koadjutor schon ohne Einwilligung der Stände inthronisiert worden, so nahm er nun auch keine Rücksicht weiter auf ihren fortgesetzten Widerspruch. Mit bewaffnetem Gefolge — einer Schar von 100 Reitern — brach er am 7. Februar von Köln auf, um das Erzstift förmlich in Besitz zu nehmen. Am 8. Februar ward der evangelische Prediger aus Brühl entfernt. Am 10. Februar ward in der Kirche des heil. Kassius zu Bonn wieder die Messe gelesen. So ging es weiter im Lande.

Unter diesen Umständen aber, da der evangelische Gottesdienst bereits überall umgestürzt wurde, konnte auch der Erzbischof nicht mehr auf der Erhaltung desselben bestehen. Von den Ständen des Stiftes zwar nicht verlassen, aber doch auch nicht unterstützt, — ohne Aussicht auf Hilfe der einst mächtigen Verbündeten, denen er sich zugesellt hatte, von Gewalt bedroht, resignierte er am 25. Februar 1547.

Eine so gewaltige Wirkung hatte es, daß in dem Kapitel infolge einiger wenigen Stimmen niederer Geistlicher sich keine evangelische Majorität bilden konnte. Da vielmehr der alte Glaube im Besitz eines im ganzen gesetzlichen Ansehens blieb, so konnte er

Anspruch auf die Unterstützung des Kaisers und Papstes machen. Er behauptete sich nicht allein; unter den günstigen Umständen eroberte er ein beinahe verlorenes Gebiet wieder.

Indessen waren, ausgenommen Konstanz, alle anderen oberländischen Städte mit dem Kaiser ausgesöhnt. Am härtesten war es der Stadt Straßburg gefallen, die, von einem Bürgermeister geleitet, der an den allgemeinen Angelegenheiten des Protestantismus den lebendigsten Anteil genommen, auch nach dem Abzuge der beiden Fürsten aus dem Felde an den Grundsätzen des Bundes festhielt und andere zum Widerstande mahnte. Auch hier aber machte man doch zuletzt die Betrachtung, daß man der kaiserlichen Übermacht auf die Länge nicht widerstehen werde, es wäre denn, man hätte sich an Frankreich anschließen wollen — ein Gedanke, den diese Zeiten noch verabscheuten und womit ihnen nicht einmal geholfen gewesen wäre —, daß der Wohlstand der Stadt auf den auswärtigen Handelsgeschäften beruhe, worin ihr der Kaiser mit einem einzigen Federstrich unwiederbringlichen Abbruch tun könne, endlich, daß der Kaiser die ordentliche Obrigkeit sei. Es läßt sich denken, in welche trübe Stimmung die leitenden Mitglieder des Rates hierüber gerieten. „Ich habe," schreibt Butzer, „unsern Herrn Jakob Sturm mit vielen Tränen Gott bitten sehen, ihm einzugeben, was er raten solle, damit es der Stadt zu Nutzen und Wohlfahrt gereiche." Endlich aber behielt auch hier der allgemeine Zug der

Dinge die Oberhand. Jakob Sturm war selbst in der Gesandtschaft, die an den Kaiser abgeordnet wurde, um sich zu unterwerfen. Es war für ihn ein bitterer Augenblick: er bat Gott um seinen Tod in derselben Stunde; aber er konnte sich nicht weigern und mußte die Gesandtschaft übernehmen. Doch erhielt Straßburg etwas glimpflichere Bedingungen, als die übrigen Städte: es ward ihm keine Besatzung aufgedrungen; es brauchte nur 30 000 Gulden zu zahlen; in dem Begnadigungsbriefe werden den Bürgern ihre löblichen Gebräuche und Herkommen, wie sie die in Gebrauch haben, mithin auch die religiösen, obwohl sie nicht ausdrücklich genannt sind, zugesichert.

Dergestalt war auch die vierte große Hauptstadt dem Kaiser unterworfen; geistliche und weltliche Fürstentümer am Rhein und in Schwaben gehorchten ihm wieder. Schon erhoben die fehdelustigen Kriegshauptleute, die unter Herzog Heinrich gedient, auch in dem niederen Deutschland die Waffen in des Kaisers Namen; im Februar fiel Minden in ihre Hand.

Karl V. war in diesem Kriege ganz grau geworden; seine Krankheit griff ihn mit ungewöhnlicher Heftigkeit an; man bemerkte es fast mehr an der Bewegung seiner Lippen, als an dem schwachen Ton seiner Stimme, wenn er redete; wer ihn sah, so leichenblaß, an allen Gliedern gelähmt, ward von Mitleiden ergriffen. Aber eben dies war der Augenblick, wo er Herr zu werden begann, wo das unbesiegte Deutschland ihm zu gehorchen anfing: von allen Seiten

kamen Fürsten und Herren und die Gesandten so vieler Städte, um sich vor ihm zu demütigen. Man sah sie knien, „die ehrenfesten, hochgelahrten, fürsichtigen und weisen", wie die Urkunden sie nennen, die ihm so oft Widerpart gehalten, in der Mitte des versammelten Hofes, einen hinter dem anderen in langer Reihe, mit niedergeschlagenen Augen, bis dann einer von ihnen das Wort nahm und Seine Kaiserliche Majestät um Gottes des Allmächtigen und seiner Barmherzigkeit willen anflehte, die gegen sie gefaßte, allerdings wohlverdiente Ungnade fallen zu lassen. Nachdem der Kaiser nicht selbst, sondern durch den Mund seines Vizekanzlers ihnen dies zugesagt, „aus angeborner kaiserlicher Milde und weil er das Verderben der Reichsstände nicht wolle", gelobten sie dafür untertänigen Gehorsam, so für ihre Nachkommen als für sich selbst, in den demütigsten Ausdrücken, die sich finden ließen; obwohl man sie aufstehen hieß, so wagten sie das doch nicht eher, als bis der Kaiser selbst ihnen mit einem Wink seiner Hand dazu das Zeichen gab.

Gewiß ein Glück, daß er es so weit gebracht; aber soviel leuchtet auch ein, wenn wir unseren Blick nach einer anderen Seite richten, daß die Art und Weise, wie er dahin gelangte, ihn in neue Schwierigkeiten verwickeln mußte.

Nur mit protestantischer Hilfe hatte er den Krieg wider die Protestanten unternommen; doch, wissen wir wohl, nicht ohne Bedingungen war ihm dieselbe ge-

währt worden. Je mehr nun diese Hilfe zur Entscheidung beigetragen, um so weniger waren die religiösen Zugeständnisse wieder zu beseitigen, mit denen man sie erworben. Aber ohne ähnliche Zugeständnisse würden sich auch die Städte nicht unterworfen haben. Zwar waren dieselben nicht ausdrücklich in die Verträge aufgenommen; aber nichtsdestominder waren sie geschehen und wurden eifrig festgehalten.

Schon hiedurch geriet der Kaiser mit dem päpstlichen Hofe in Weiterung. Der Nuntius glaubte bei allen diesen Verhandlungen eine entscheidende Stimme zu haben; er war gar nicht einmal um seine Meinung gefragt worden.

Aber auch überdies hatte das indes versammelte Konzilium einen Gang genommen, der den Wünschen und Bedürfnissen des Kaisers mit nichten entsprach. Eben in den Zeiten, in welchen wir stehen, kam es zu einem Ausbruch von Mißverständnissen, welcher die bedeutendsten Folgen haben mußte. Ehe wir den Kaiser zur Fortsetzung seiner Kriegsunternehmungen begleiten, müssen wir diese Verhältnisse ins Auge fassen. Wir würden sonst zu keinem Mitgefühl des Momentes gelangen.

Viertes Kapitel.

Fortgang des tridentinischen Konziliums.

Während die Heere des Kaisers und des Papstes gegen die Protestanten zu Felde lagen, hatten ihre Theologen und Prälaten sich in Trient vereinigt, um im Namen der allgemeinen Kirche über die großen Streitfragen, welche Deutschland und die Welt entzweiten, entscheidende Beschlüsse zu fassen.

Das tridentinische Konzilium, wie es sich im Frühjahr 1546 beisammenfand, dürfte doch kein Mensch als eine Repräsentation der christlichen Welt im Sinne der alten Kirchenversammlungen betrachten: die Diözesen sämtlicher dort versammelten Bischöfe betrugen nach einer Berechnung, die man damals angestellt hat, einen sehr geringen Teil der Christenheit. Es waren fast nur Spanier und Italiener zugegen. Wie hätten die deutschen Bischöfe erscheinen können, in einem Augenblick, wo ein Krieg ausgebrochen, in welchem ihr ferneres Bestehen bedroht war? Eine Verordnung des Papstes, welche den Prälaten verbot, sich durch Prokuratoren vertreten zu lassen ohne die dringendsten Entschuldigungen, machte es für eine große Anzahl von Diözesen unmöglich, in Trient repräsentiert zu werden. Aus großen Reichen, die noch am Papsttum festhielten, wie Frankreich und Polen,

war nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von ihnen erschienen.

Und nicht anders stand es mit den Theologen, die zur Seite der Prälaten eine noch nie in ähnlicher Weise auf einem Konzilium dagewesene Korporation bildeten. Deutsche, auf die es vor allen angekommen wäre, fanden sich eigentlich gar nicht unter ihnen. Von den deutschen Bischöfen hatte ein einziger, Otto, Truchseß von Augsburg, einen Gelehrten herübergeschickt; aber auch der nicht einmal war ein Deutscher; es war ein Savoyard, Claudius Jajus, von der Gesellschaft Jesu. Überdies aber waren diese Theologen fast durchaus Mönche. Von der Theologie der Mönchsorden, welche die Universitäten beherrschten, sich loszureißen war einer der vornehmsten Gedanken der ersten Reformationszeiten gewesen; eben diese Theologie trat nun, mit wenig fremdartiger Versetzung, wesentlich vorherrschend in Trient auf: es waren Franziskaner, Karmeliter, Servi; der Augustinergeneral Seripando suchte sich umsomehr durch Strenge und Eifer hervorzutun, da in einer Kongregation seines Ordens die Bewegung zuerst entsprungen war; in besonderer Stärke erschien der Orden der Dominikaner, welcher noch überall die Lehrstühle innehatte. In der Kongregation für das tridentinische Konzilium zu Rom saßen drei Dominikaner. Das unter ihrem Einfluß soeben in Spanien sich durchsetzende scholastische System war von Domenico Soto und Bartolomeo Carranza, welche dasselbe in Valladolid und Sala-

manca vortrugen, in dieser besonderen nationalen Färbung vertreten. Zu ihrer Seite, noch ganz mit ihnen einverstanden, erschienen einige feurige Jesuiten, Salmedon und Lainez, ebenfalls Spanier, welche ihrer dogmatischen Strenge durch eine aszetische Außenseite Nachdruck verliehen. Der Legat Cervino studierte nichts so eifrig wie die Schriften des h. Thomas, vor allem die Summa: er machte Exzerpte daraus.

Es leuchtet ein, daß die Versammlung im Grunde nichts anderes repräsentierte, als die zwischen Kaiser und Papst in diesem Augenblick geschlossene Vereinigung und die im Besitz ihres maßgebenden Ansehens gestörte mönchische, hauptsächlich dominikanische Theologie. Das hinderte sie aber nicht, sich doch selbst die „hochheilige, ökumenische, allgemeine, in dem heiligen Geiste gesetzmäßig versammelte Synode" zu proklamieren.

Nun wissen wir aber, daß Kaiser und Papst wohl in dem Gedanken übereinstimmten, den Protestantismus zurückzudrängen, aber weder über das Wie einig waren, noch auch sonst ihre Zwistigkeiten geschlichtet hatten.

Die Meinung des Kaisers war von jeher, nicht allein die Abweichungen vom Glauben, sondern auch die Mißbräuche der Verfassung zur Sprache zu bringen: denn auch auf diese stützte sich der Irrtum der Protestanten. Er drang zugleich auf eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, wie sie von jeher gefordert worden war. Wohin aber konnte das führen?

Das Prinzip der Herrschaft des Papsttums selbst hätte dabei in Frage gestellt werden können. Wir erinnern uns, daß diese Tendenzen bei den Verhandlungen, die dem Frieden von Crespy vorangingen, hervorgetreten waren; um einem Konzilium der Potentaten zuvorzukommen, hatte der Papst Paul seinen Zögerungen ein Ende gemacht und die Berufung nach Trient beschleunigt. Alles kam ihm nun darauf an, die Verhandlungen des Konzils seinerseits in der Hand zu behalten und zu beherrschen.

Von vornherein war es ein großer Gewinn für ihn, daß in Trient die einfache Majorität entscheiden sollte. Wie wäre an eine Abteilung von Nationen zu denken gewesen, da so viele Nationen hier keine Repräsentanten gegenwärtig hatten? Man glaubte fast, jene Verordnung, welche die Prokuratoren verbot, sei aus dieser Rücksicht und absichtlich erst später erlassen worden; es schien, als wolle der Papst das Konzilium nicht allzu zahlreich.

Dazu kam, daß den Legaten das Recht der Initiative zustand. Es ist keine leere Formel, wenn es im Eingange der Dekrete heißt: sie seien auf den Vorschlag der Legaten ergangen; sie behaupteten dies ihr Recht ausschließend und auf das strengste.

Nicht bei dem Vorschlag aber blieben sie stehen: sie übernahmen auch die Vorbereitung. Sie teilten die gesamten Prälaten in drei Klassen ein, nicht etwa Deputationen, von denen jede ihre besonderen Geschäfte zu erledigen gehabt hätte; diese waren viel-

mehr überall die nämlichen. Die Legaten haben gar kein Hehl, daß sie diese Maßregeln hauptsächlich deshalb ergriffen, um Bewegungen zu vermeiden, wie sie in einer größeren Versammlung leicht eintreten, plötzliche Wirkung einer überlegenen Beredsamkeit, Bildung fester Parteien. Bei ihnen kam man zusammen; sie leiteten die Besprechungen; die Zusammensetzung der Klassen selbst war auf so umsichtige Weise getroffen, daß jene Gefahren auch nicht einmal im Kleinen besorgt werden durften.

Anfangs war es die Absicht der Legaten, diesen Konferenzen auch die Theologen beiwohnen zu lassen; aber die Prälaten weigerten sich, mit Mönchen zu Rate zu sitzen. Die Legaten versammelten hierauf die Theologen in einer besonderen Kongregation. Von diesen war, wie die Dinge standen, am wenigsten Opposition zu erwarten. Die Theologen konnten nichts wünschen, als die Sanktion ihrer Doktrinen durch die päpstliche Autorität und das unter dem Schutz derselben versammelte Konzil. Schon am 19. Februar 1546 — merkwürdigerweise gerade den Tag nach Luthers Tode — vereinigten sich die Legaten, über kein Dogma Beschluß fassen zu lassen, es wäre denn vorher mit diesen Theologen überlegt.

Die Deutschen hatten einst ein Konzilium gefordert, im Sinne des Baseler, aber noch entschiedener deutsch, wo die Geistlichen von ihrer Pflicht gegen den Papst erledigt und auch die Laien ein entscheidendes Votum führen sollten; da hofften sie die alten

Streitigkeiten der Nation mit dem römischen Stuhle zu schlichten und sich über die Glaubensirrung zu versöhnen.

Statt dessen bot man ihnen nun dieses Konzilium an. Es war fast eine Täuschung, daß man es nach Trient berief, jenseit der Berge. In diesem für die Deutschen bestimmten Konzilium fanden sich beinahe keine Deutschen. Man hatte gemeint, der hierarchisch-dominikanischen Entwickelung des Dogma Einhalt zu tun; in Trient waren nur die eifrigsten Verfechter eben dieses Dogma versammelt. Man hatte davon geträumt, das Papsttum zu beschränken; in Trient hatte, wie wir sehen, der Papst einen vollkommen überwiegenden Einfluß.

Schon war, wie wir wissen, beschlossen worden, Reform und Dogmen nebeneinander zu behandeln; wie sich denken läßt, begann man mit den Dogmen.

Und da zeigte sich der Sinn, in welchem man überhaupt verfahren wollte, gleich bei dem ersten Schritte.

Sehr methodisch fing die Versammlung von Trient damit an, sich über Schrift und Tradition zu erklären. „Wir müssen,“ sagte Kardinal Poole, „uns erst mit Waffen versehen, ehe wir den Kampf mit dem Feinde beginnen.“

Die einzige Frage, welche in Hinsicht der Heiligen Schrift aufgeworfen werden konnte, betraf den Unterschied zwischen den kanonischen und den in die gewöhnlichen Sammlungen aufgenommenen apokryphen

Schriften. Und allerdings kam dieser Unterschied zur Sprache; aber der Antrag, ihn zu erörtern, ward von der Hand gewiesen. Sehr charakteristisch ist der Grund, weshalb. Im Jahre 1441, auf dem Konzil zu Florenz, hatte Papst Eugen IV., als sich jener Abt Andreas im Namen der jakobitisch-ägyptischen Kirche, wir untersuchen nicht, mit welcher Befugnis, der römischen anschloß, auch die Titel der von dieser angenommenen Schriften Alten und Neuen Testamentes verzeichnen lassen. Dem Konzil von Trient schien es gleichsam eine Pflicht, dabei stehen zu bleiben, indem nach altem Ausspruch eine Art von Gottlosigkeit darin liege, Dinge, die einmal entschieden worden, in Zweifel zu ziehen und darüber zu disputieren. Kardinal Monte erklärte, einen Streit über die Prinzipien dürfe er überhaupt nicht zugeben. Aus Eusebius und Origenes kann man lernen, welche Zweifel die älteste Kirche über einige dieser Bücher gehegt hat. Darauf zurückzugehen hätte man aber hier beinahe für ein Verbrechen gehalten, nachdem bereits jenes Konzil darüber entschieden. Man begnügte sich mit einer einfachen Aufzählung der in die Sammlung aufgenommenen Schriften und belegte alle mit gleichem Fluch, die eins oder das andere von ihnen, zu welcher von beiden Kategorien es auch gehören möchte, nicht für heilig und kanonisch halten würden.

Und eben so fest hielt man an der Form, in welcher diese Schriften in der lateinischen Kirche bisher in Gebrauch gewesen: man erklärte die herkömmliche

lateinische Übersetzung, die Vulgata, für authentisch. Kardinal Cervino behauptete, der griechische Text sei durch die Arianer korrumpiert worden; ein anderer Grund war, man wollte den Grammatikern nicht Anlaß geben, sich zu Meistern des Glaubens zu machen. Würde ein Irrtum in der Haupturkunde zugegeben, deren man sich bediene, so dürften Dogmen und Zeremonien, die man daraus gezogen, ebenfalls angegriffen werden. Genug, man setzte fest, daß bei allen öffentlichen Verhandlungen, Disputationen, Predigten nur die Vulgata zugrunde gelegt werden solle.

Indessen war man auch schon zur Erledigung der Frage über die Tradition geschritten.

Bei der Stimmung, welche die erwähnten Beschlüsse verraten, konnte es keine Wirkung machen, wenn ein einzelner Prälat, wie der Bischof von Chiozza, behauptete, daß in den Evangelien alles enthalten sei, wessen man zum Heil bedürfe; die Legaten antworteten wohl, das seien Einwürfe, die einem in Wittenberg Ehre machen könnten. Als eine andere Stimme die Frage überhaupt fallen zu lassen riet, weil darüber noch kein Streit obwalte, so antwortete man, wenn sie noch keinen Streitpunkt bilde, so müsse man einen daraus machen: die Welt müsse nach allen Seiten hin erfahren, daß man mit den Gegnern nicht übereinstimmen könne. Und in Wahrheit, Melanchthon hatte sich schon längst gewundert, daß man auf diesen Punkt bisher so wenig gedrungen. Das Konzilium setzte fest, daß es eine Tradition gebe, die sich

vom Munde Christi und der Apostel bis zum heutigen Tage fortgepflanzt, die man mit ebensoviel Ehrfurcht zu betrachten habe, wie das geschriebene Wort selbst. Auseinanderzusetzen, welches diese Überlieferungen seien, welches ihre Kennzeichen, hielt es jedoch nicht für nötig. Alles lag vielmehr daran, daß das Prinzip ganz im allgemeinen anerkannt wurde; Kardinal Cervino bemerkte mit Wohlgefallen, daß dadurch auch die Konzilien bestätigt würden.

Es würde der Natur der Sache widersprechen, wenn man von dieser Versammlung freie Untersuchungen erwarten wollte. Was allen Festsetzungen zugrunde liegt, ist der Begriff von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche, wie sie nun einmal geworden. Das Konzilium spricht nur aus, was zur Behauptung dieses Begriffes notwendig ist. Die Protestanten hatten für nötig gehalten, zu den ältesten, echtesten Quellen religiöser Belehrung aufzusteigen, die im Laufe der Jahrhunderte unter dem Vorgeben fortdauernder Inspirationen eingetretenen Festsetzungen an der Wahrheit des Evangeliums zu prüfen, nur das damit Übereinstimmende zu behalten, alles andere zu entfernen. Nach der Meinung des Konziliums lag aber eben hierin ihr Abfall. Es ging davon aus, daß der Kirche allein das Recht beiwohne, die Schrift zu erklären. Ein älterer Konzilienschluß reichte ihm hin, jeden Zweifel zu heben.

Dergestalt war zuvörderst die Methode der Protestanten vollkommen beseitigt, und man konnte nun

ohne Furcht auf die Lehrstücke übergehen, die in der letzten Zeit streitig geworden.

Der Kaiser hätte lieber gesehen, daß das noch unterblieben wäre; Granvella drückte sich sogar spöttisch über die kleine Anzahl welscher Bischöfe aus, denen man unmöglich die wichtigsten Entscheidungen überlassen dürfe; aber sie konnten es nicht verhindern.

Auch in Trient wurden nun die Artikel vorgenommen, welche früher die Religionsgespräche beschäftigten. Es versteht sich, daß das in dem nämlichen Sinne geschah, welcher dort zuletzt auf der altgläubigen Seite den Platz behauptet hatte. Längst war die Zeit vorüber, wo eine Annäherung möglich erschienen. Die Löwener Artikel, die Äußerungen Malvendas in Regensburg waren ganz entgegengesetzter Natur; dabei blieb es nun auch in Trient.

In der Lehre von der Erbsünde verdammte das Konzil die Meinung, daß die Taufe nicht alles hinweggenommen habe, was man eigentlich Sünde nennen könne.

Bei dem Artikel von der Justifikation kamen alle diejenigen schlecht weg, welche von der imputativen Gerechtigkeit viele Worte machten; sie wurden dem römischen Hofe als solche bezeichnet, welche sich nicht katholisch ausgedrückt. Der Spanier Domenico Soto, der auf die Entscheidung dieser Fragen besonderen Einfluß ausgeübt hat, bemerkte, ihm sei die ganze Lehre verdächtig; sie bewirke nur, daß man die Satisfaktionen verachte, aus der Mitteilung der Gnade

durch die Sakramente weniger mache. Die Ansicht der Protestanten ward in allen ihren näheren Bestimmungen verworfen.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, wenn ich behaupte, daß der Protestantismus bei der Wendung, die diese Verhandlungen nahmen, an dem Vorteil seiner ursprünglichen Richtung nicht wenig verlor.

Die lutherische Justifikationslehre hatte, wie wir sehen, eine doppelte Quelle: tiefere Religion, die nach einer anderen Sicherheit der ewigen Seligkeit verlangt, als das Bewußtsein inwohnender Gnade verleihen kann, und Widerwille gegen die Äußerlichkeiten der als objektiv verdienstlich betrachteten kirchlichen Handlungen. Sie wirkte darum so gewaltig, weil sie einem Bedürfnis tieferer Geister, das sich schon lebhaft regte, entgegenkam und zugleich der Tendenz der Neuerung, die aus den unleugbaren Mißbräuchen entsprang, religiöse Begründung gab.

Und dabei stützte sie sich auf so helle Sprüche der Schrift.

Der Nachteil nun, in den diese Doktrin bei den gelehrten Verhandlungen geriet, bestand zunächst darin, daß die tieferen religiösen Antriebe, die ein persönliches In-sich-gehen voraussetzen, sich nur schwer als Argumente behandeln lassen, gültig auch für die, in welchen ein Bewußtsein der Unzulänglichkeit der dargebotenen Heilslehre überhaupt nicht erwacht ist. Noch wirksamer aber war folgendes. Wenn von der Rechtfertigung allein durch Gnade, ohne gute Werke,

die Rede war, so dachte man jetzt nicht mehr an jene kirchlichen Handlungen, deren Verdienstlichkeit vor Gott von Luther und seinen Anhängern ursprünglich bestritten worden, sondern an sittlich-gutes Leben, Wohlverhalten überhaupt, dessen Notwendigkeit kein Mensch weniger in Zweifel gezogen hatte als Luther, nur daß er in dem Glauben das Ursprüngliche sah, die Quelle, aus der alles andere fließt. Indem aber der Streit auf dieses Gebiet überging, verlor die protestantische Ansicht an ihrer unmittelbaren Wirksamkeit, an ihrer, ich möchte sagen, oppositionellen Kraft; sie schien nur noch ein transszendentales Interesse zu haben, welches bei weitem minder einleuchtete. Vielmehr bekam auf diesem Boden die Ansicht der Scholastiker, welche die Rechtfertigung allmählich geschehen läßt, durch die Mittel, welche die Kirche darbietet, einen praktischen, gewissermaßen pädagogischen Wert. Auch wurde sie jetzt um vieles besser vorgetragen, als früher; die krassesten Auswüchse wurden entfernt; wie die Protestanten bemerkten, auch ihre Gegner hatten nun reden gelernt; sie drückten sich in einer zugleich dem Jahrhundert verständlichen und der Heiligen Schrift gemäßeren Sprache aus; überall zeigte sich die Rückwirkung der in den letzten Jahren angeregten Zweifel; in dem System stellte sich ein innerer, das ganze Leben, das freilich um so mehr beichtväterlicher Leitung bedurfte, umfassender Zusammenhang heraus, ohne den es sich wohl nicht würde so lange behauptet haben.

Die protestantische Lehre nimmt ihren Standpunkt in der Anschauung der unnahbaren Vollkommenheit des göttlichen Wesens, hauptsächlich der abgewichenen Menschheit gegenüber; nur von seinem Erbarmen rührt die Erlösung, nur von seiner unmittelbaren Einwirkung alle Heiligung her; nur darin besteht die Freiheit des Willens, daß er sich dem göttlichen hingibt; an die feste Zuversicht auf jene geheimnisvolle Gnade knüpft sich die Wiedergeburt. Der tridentinischen Lehre dagegen ist der Abfall des Menschen durch die Erlösung von vornherein aufgewogen; in der nach der Taufe zurückbleibenden Begier sieht sie keine Sünde; der Erlöser hat die Rechtfertigung nicht vollzogen, nur möglich gemacht: niemand dürfte auf die geschehene Erlösung eine unbedingte Zuversicht haben; die Rechtfertigung geschieht vielmehr allmählich, unter Leitung der Kirche und freier Mitwirkung der Menschen. Die protestantische Lehre ist tiefsinniger, tröstlicher, die katholische verständlicher, minder abstrakt, eingänglicher. Wer aber in diesen Differenzen das Wesen der beiden großen welthistorischen Gegensätze sehen wollte, der würde irren. Sie berühren es wohl; aber sie machen es nicht aus. Der Gegensatz ist und bleibt auf der einen Seite das im Laufe der Jahrhunderte zustande gekommene, Himmel und Erde umfassende, als göttlich und unfehlbar betrachtete priesterlich-hierarchische Institut, auf der anderen Verwerfung der göttlichen Berechtigung dieses Institutes, das vielmehr als eine menschliche und zwar in Irr-

tümern befangene, ihrem ursprünglichen Zwecke sogar widersprechende Einrichtung erscheint, — Zurückgehen, theoretisch, auf die Urkunden religiöser Belehrung, in denen sich die Gottheit den Menschen offenbart hat, praktisch, auf das unmittelbare Verhältnis zu dem Erlöser, dem einzigen Haupte seiner Gemeinde. Dort der Partikularismus der in den letzten Jahrhunderten ausgebildeten, durch Schulmeinungen und Autorität festgesetzten Formen; hier das Bestreben, das ursprüngliche allgemeine christliche Bewußtsein, das diesen Entwickelungen voranging, herzustellen, die überkommenen Formen bis zur Übereinstimmung mit dem evangelischen Worte zurückzuführen. Wären Bestrebungen, wie sie sich im Jahre 1541 zeigten, durchgedrungen, wäre vielleicht ein Papst von der Innerlichkeit und dem religiösen Genius aufgetreten, die ihn fähig gemacht hätten, an den Bedürfnissen aller, seiner Obhut anvertrauten Nationen lebendig teilzunehmen, ihnen entgegenzukommen, so würde der jene Form selber auf das Maß des Haltbaren, Schriftgemäßen und allgemein Gültigen zurückgeführt und dadurch erst der lateinischen Kirche die Möglichkeit gegeben haben, die Welt zu bekehren. Aber eben das Gegenteil geschah. An dem tridentinischen Konzilium zeigte sich eine Mehrheit, deren Haß gegen die Protestanten die Legaten zuweilen selber in Erstaunen setzte. Alles Alte sollte gerechtfertigt, behauptet werden. In der Justifikationstheorie gelang es, diese wichtige Frage, welche alle Geister beschäftigte und dem alten Systeme

verderblich zu werden gedroht hatte, auf eine Weise zu beantworten, daß sie demselben nicht allein nicht widersprach, sondern vielmehr einen neuen Gegensatz gegen den Protestantismus bildete.

Eben darum konnte aber dem Kaiser nicht damit gedient sein.

Wollte er die Protestanten zur Unterwerfung unter das Konzil bewegen, so war es ein Hindernis auf seinem Wege, wenn dies ihre Tendenz und Ansicht so vollkommen verwarf; denn das wußte er wohl, daß er mit Anwendung der Gewalt allein nicht zum Ziele kommen würde.

Da man aber dennoch fortgeschritten und die Beschlüsse gefaßt hatte, so forderte er wenigstens einen Abschub in der öffentlichen Bekanntmachung.

Die Trienter Versammlung wandte ein, ihr Ansehen werde leiden, wenn Beschlüsse, über die so lange Beratung gepflogen worden, geheimgehalten würden. Aber der Kaiser bestand darauf, daß man die Deutschen nicht mit Dekreten eines ihnen so widerwärtigen Inhalts in Aufregung bringen dürfe, zumal da diese Nation keinen Anteil an deren Abfassung genommen, weder der katholische noch der protestantische Teil. Ungern, aber am Ende fügten sich der Papst und seine Prälaten diesen Vorstellungen.

Schon traten nun aber die beiden Oberhäupter auch in anderen Dingen einander entgegen.

So wenig es in der Sache austrug, daß das Konzilium in Trient gehalten ward, so kam es doch

Paul III. wie ein Abbruch an seinem Ansehen vor, daß er sich dazu hatte verstehen müssen. Es mißfiel ihm, daß der Ort, wo das allgemeine Konzil versammelt war, unter österreichischer Gerichtsbarkeit stand, gewissermaßen unter dem Kaiser, der eine ihm unbequeme leitende Einwirkung darauf in Anspruch nahm. Sehr streng hielt jedoch der Kaiser darüber. Im August 1546 ließ er den Kardinal Cervino förmlich zur Rede setzen, daß er den Gedanken einer Verlegung des Konziliums in Anregung bringe. „Sollte der Kardinal dahin wirken, ohne vom Papst ausdrücklich beauftragt zu sein, so solle er wissen, daß er eine Sache tue, die an sich böse sei und dem Kaiser höchlich mißfalle, die er aber auch einst zu bereuen haben werde. Sollte der Papst versäumen, ihn zu bestrafen, so werde er, der Kaiser, ihn, wo er sich auch aufhalte, zu finden und dafür zu züchtigen wissen". Daß Trient einer deutschen Regierung angehörte, darin lag, wie wir wissen, eins der vornehmsten legalen Motive, die sich bei den deutschen Fürsten, welchen eine Kirchenversammlung in deutscher Nation versprochen worden, für die Anerkennung der damaligen geltend machen ließen. Nichtsdestoweniger ward bald nachher der Antrag auf eine Verlegung bei der Versammlung in aller Form erneuert. Von dem Lager von Sontheim aus, dort, wo das Schicksal des deutschen Krieges sich überhaupt entschied, am 27. Oktober, demselben Tage, an dem die Übertragung des Kurfürstentums auf Herzog Moritz unterzeichnet worden ist, protestierte der

Kaiser auf das ernstlichste wider dies Vorhaben. Eine Translation, sagte er, werde die Katholiken zur Verzweiflung bringen, die Protestanten ermutigen, den Fürsten, denen man bereits das Versprechen abgewonnen, sich dem Konzilium zu unterwerfen, Gelegenheit geben, dasselbe nicht zu erfüllen; man werde ihn anklagen, daß er die am Reichstage geschehenen Zusagen nicht halte. Er wolle nicht leugnen, daß dem Papste am Ende die Befugnis dazu beiwohne; aber als der, welcher die Waffen führe, als das Glied der Kirche, das er wirklich sei, könne er nicht unterlassen, Seine Heiligkeit auf die schlimmen Folgen aufmerksam zu machen, die ein solches Verfahren unfehlbar nach sich ziehen werde.

Indem kamen auch schon an dem Konzilium selbst Fragen in Gang, welche den Papst an jene Absichten einer durchgreifenden Reform mahnten, die der Kaiser immer gehegt, er dagegen immer gefürchtet hatte.

Eine der vornehmsten, dem römischen Stuhle widerwärtigsten betraf die Notwendigkeit der Residenz der Bischöfe; der Papst fürchtete, man wolle ihm das Recht streitig machen, Kardinäle mit kirchlichen Pfründen zu versehen und sie dabei doch in seinem Dienste zu brauchen. Schon ward auch der Rechte des Bistums im Verhältnis zum römischen Stuhle gedacht: der Bischof von Fiesole, einer von den wenigen Italienern, die eine eigene Meinung verfochten, erklärte, er könne nicht dulden, daß eine fremde Gewalt in seine Diözese

eingreife. Er schien den apostolischen Stuhl als eine fremde Gewalt zu bezeichnen; die Anhänger von Rom behandelten ihn dafür beinahe als Ketzer. Aber auch die Spanier wollten die Eingriffe des Papsttums in die bischöfliche Gewalt beschränkt wissen; sie wurden nicht müde, über die schlechte Verfassung der Kurie zu schelten und die Anordnungen zu tadeln, welche das letzte Laterankonzilium „mehr zur Entstellung, als zur Herstellung der Kirche“ gemacht habe. Sie gaben zu verstehen, daß ein Konzilium größere Freiheit haben müsse, daß es rechtlich über dem Papste sei. Unter dem Titel „Zensuren“ stellten sie einige Forderungen auf, welche sämtlich Beschränkungen der päpstlichen Macht in sich schlossen. Um nicht Widerspruch hervorzurufen, hielten die Legaten für gut, sich über die Autorität des römischen Stuhles nur behutsam auszudrücken; allein das zeigt am besten, welche Besorgnisse sie hegten. Man wußte aus Erfahrung, ein Spanier tue keinen Schritt, ohne hundert folgende im voraus berechnet zu haben.

In diesem Augenblick war der Kaiser in Oberdeutschland Herr geworden: alle Städte unterwarfen sich.

Bei den Kapitulationen, die er mit ihnen abschloß, zog er den päpstlichen Nuntius nicht zu Rate. Er machte aufs neue religiöse Konzessionen, zwar nur mündlich und insgeheim, aber allein, auf seine eigene Hand; es ist gar nicht zu denken, da darüber so viel hin und her geschrieben ward, daß sie dem Nuntius

nicht bekannt geworden seien. Sie bezogen sich zuletzt alle auf die Absicht des Kaisers, dem Konzilium noch einmal eine andere Richtung zu geben.

Eine Zeitlang hatte man in Rom gehofft, der Kaiser werde, wenn nicht die Verlegung, doch die Suspension des Konziliums gestatten; allein obgleich er die bisherige Tätigkeit desselben nicht billigte, so gewannen doch alle seine Unternehmungen dadurch einen gewissen Nachdruck und Rückhalt, daß es beisammen war; seine Antwort auf diesen Antrag fiel völlig abschlägig aus.

War nicht zu vermuten, daß er, sobald er nur in Deutschland zu Ende gekommen, selber in Italien erscheinen würde, wie seine Gesandten öfters gedroht, um das Konzilium persönlich zu leiten und von allen Beschlüssen desselben etwa zuerst diejenigen zur Ausführung zu bringen, welche sich auf die Reform, namentlich des römischen Hofes, bezögen?

Der Papst beschloß, dies nicht zu erwarten.

Zuerst, um jedem künftigen Einfluß des Kaisers auf die dogmatischen Festsetzungen vorzubeugen, wies er seine Legaten an, mit der Bekanntmachung der einmal gefaßten Beschlüsse ohne weitere Rücksicht vorzuschreiten. In der Kongregation, die darüber gehalten ward, erklärte sich zwar ein volles Drittel der Stimmen dagegen; allein hier kam es nur auf die einfache Mehrheit an: diese war doch auf seiner Seite. Man behauptet, bedeutende und gefährliche Gegner seien noch besonders durch Geschenke gewonnen wor-

den. Am 13. Januar endlich wurden jene dogmatischen Dekrete wirklich publiziert; — es war die Session, welche im Angesicht der protestantischen Lehre auch die katholische Ansicht hinwiederum fixierte und die beiden Systeme auf immer trennte. Sie war, wie die Zeitgenossen sehr wohl fühlten, eine Feindseligkeit zugleich gegen den Kaiser.

Und indem dergestalt eine Vereinigung mit den Protestanten fast unmöglich gemacht wurde, entzog der Papst zugleich, so viel an ihm war, dem Kaiser die Mittel, sie zu besiegen. Die sechs Monate waren um, auf welche er seinen Bund mit dem Kaiser geschlossen, und er ließ sich nicht bewegen, denselben weiter auszudehnen; er rief vielmehr seine Truppen von dem kaiserlichen Lager ab.

Der Kaiser, unter den Schmerzen einer peinlichen Krankheit, in jedem freien Moment mit dem Gedanken beschäftigt, die Einheit der lateinischen Christenheit aufrechtzuerhalten, sah sich plötzlich von eben dem verlassen, der ihn — nach der offiziellen Ansicht der Sache — dabei am meisten hätte unterstützen sollen, mit dem er verbündet war. Er klagte laut, daß der Papst ihm von Anfang durch unzeitige Bekanntmachungen geschadet und ihn niemals gehörig unterstützt habe; jetzt lasse er Dekrete publizieren, die noch nicht gehörig gereift seien, und rufe seine Truppen zurück; seine Absicht sei wohl von Anfang an nur gewesen, ihn in einen gefährlichen Krieg zu verwickeln und mitten darin zu verlassen. Aber er gedenke, möge

es dem Papste lieb sein oder leid, die Unternehmung, in der er begriffen, mit Gottes Hilfe zu Ende zu führen; er wolle sein Amt besser verwalten, als der Papst das seinige.

Das Mißverständnis brach ganz offen aus, und zugleich zeigten sich sehr umfassende politische Folgen.

Der Papst trat mit dem französischen Hofe wieder in engere Verbindung, worüber sich der Kaiser sehr gröblich vernehmen ließ: mehrenteils ziehe man sich das französische Übel in der Jugend zu; der Papst bekomme es in seinem Alter. Schon geriet ganz Italien in Gärung. Im Januar 1547 machte ein junger Fiesco in Genua einen Versuch gegen die unter kaiserlicher Autorität vor einigen Jahren eingeführte Ordnung der Dinge und gegen das mit dem Kaiser auf das engste verbündete Haus Doria. In Siena weigerte man sich, die Einrichtungen, die Granvella angeordnet, definitiv anzunehmen; die Anwesenheit Peter Strozzis in Rom brachte ganz Toskana in Gärung. In Neapel regten sich Unruhen, die bald darauf zum Ausbruch des vollen Aufruhrs führten. Alle diese Bewegungen aber hatten ihren Mittelpunkt am römischen Hofe: Fiesco, Strozzi, die neapolitanischen Mißvergnügten standen mit dem Hause Farnese in fortwährender, wenig verstellter Verbindung. Auch in Venedig erhob sich Besorgnis vor der anwachsenden Macht des Kaisers; unaufhörlich stellte der Nuntius vor, daß der Kaiser nach der Herrschaft der Welt strebe, und brachte einen Bund gegen ihn in Vorschlag.

Die Autorität des Kaisers war noch so groß, sein Glück so gut, daß alle diese Versuche mißlangen.

Schlimm genug, was der Papst allein und ganz auf seine Hand in den geistlichen Geschäften ihm zu Leide tun konnte!

Paul III. schritt nun doch zu der dem Kaiser so widerwärtigen Translation des Konziliums. Kaum zeigte sich eine Krankheit in Trient, die in den ersten Tagen Besorgnisse erregen konnte, aber dann sehr rasch vorüberging — in der großen Pfarre St.-Peter kamen in einer ganzen Woche nur zwei Todesfälle vor, der eine eines Kindes, der andere eines Wassersüchtigen —, als die wohlinstruierten Legaten dies zum Vorwand nahmen, die Sache ins Werk zu setzen. Die Minderheit war dagegen; aber sie klagt, ihre Vota seien gar nicht einmal geöffnet und gelesen, geschweige denn erwogen worden. Der kaiserliche Gesandte versichert, nicht allein eine Anzahl Prälaten, sondern auch die Ärzte habe man durch allerlei Mittel für die Absichten der Legaten gewonnen. Am 11. März, einem nach der Stellung der Gestirne Glück bedeutenden Tage, ward darüber Sitzung gehalten; die Mehrheit, wie es denn nicht anders sein konnte, entschied nach dem Wunsche der Legaten. Und darauf wäre sie keinen Augenblick länger geblieben; tags darauf verließen die meisten Prälaten Trient, wo ihnen Klima und Lebensweise ohnehin längst verhaßt waren, und nahmen ihren Weg nach Bologna.

Diesmal aber fügte sich die Minorität nicht so un=

bedingt wie bisher: dem Willen des Kaisers gemäß verharrte sie zu Trient. Aus der Verlegung entstand eine vollkommene Spaltung des Konziliums.

Wer sah nicht, daß es keine innere Notwendigkeit war, sondern die Interessen des Kaisers und des Papstes, was die Versammlung entzweite?

An dem römischen Hofe war jedermann zufrieden: „Ihr seid ein Erzausbund von Leuten", schreibt ein Vertrauter dem Kardinal-Legaten, „daß ihr diese unerwartete Gelegenheit des allgemeinen Heiles ergriffen habt; ich hoffe, unserem alten Papste werde noch so viel Zeit bleiben, um dies übel eröffnete und gut transferierte Konzilium wieder zu schließen".

Als die Sache in dem Konsistorium zur Sprache kam und doch einige Stimmen sie mißbilligten, zeigte sich der Papst ungehalten, daß es in diesem Kollegium noch so viele Anhänger des Kaisers gebe.

Auf die Anmahnungen von kaiserlicher Seite antwortete er, das Konzilium sei frei: wolle es nach Trient zurückkehren, so möge es das tun; er habe nichts dagegen. „Das heißt", sagt der spanische Gesandte in seinem Berichte, „er will es nicht."

Und nun kann man denken, wie der Kaiser dies aufnahm. Der Nuntius legte ihm eines Tages die Gründe vor, durch welche der Papst gehindert werde, die Rückkehr des Konziliums nach Trient anzuordnen. Der Kaiser antwortete: er wisse sehr gut, daß der Papst und der Kardinal Cervino die Sache vorlängst beabsichtigt; nicht den Worten glaube er, sondern den

Taten. „Der Papst", sagt er, „ist ein hartnäckiger Alter; wir wollen aber wohl noch Mittel gegen dies Übel finden: es soll zuletzt an einem Konzilium nicht fehlen, das die Welt befriedigt."

In dem kaiserlichen Hauptquartier, in der Umgebung des Herzogs von Alba sprach man von einer Unternehmung nach Italien wie von einer gewissen Sache. Man meinte: da werde niemand seines Leibes oder seines Geldes schonen; ein jeder werde mitzuziehen begierig sein.

Ich finde keinen Beweis, daß der Kaiser selbst diesen Gedanken gehegt habe. Wäre dies aber auch der Fall gewesen, so würde er sich doch in der Notwendigkeit gesehen haben, die ihm näher liegenden Feindseligkeiten von Norddeutschland, die sich allmählich wieder sehr gefährlich anließen, zuvor zu beseitigen.

Fünftes Kapitel.

Feldzug an der Elbe.

In den ersten Monaten des Jahres 1547 hatte Johann Friedrich noch einmal eine recht bedeutende Stellung eingenommen.

Mit ungefähr 20 000 Mann, die ihm aus dem Oberlande folgten, war er in der Mitte des Dezember 1546 in seinem Thüringen erschienen und hatte die schwachen Heerhaufen, die Herzog Moritz dort aufgestellt, ohne Mühe zerstreut. Nicht allein sein eigenes Gebiet hatte er erobert, sondern auch die daran grenzenden Landesteile seines Vetters, eine Menge kleiner Städte und Bergfesten. Die Harzgrafen unterwarfen sich ihm aufs neue; Hans Georg von Mansfeld verlor das feste Haus Heldrungen; Julius Pflug, der den günstigen Augenblick wahrgenommen, um sich im Bistum Naumburg festzusetzen, mußte es wieder verlassen.

Hierauf wendete er sich, Neujahr 1547, nach dem Stifte Magdeburg.

Unter den Motiven der eilenden Rückkehr Johann Friedrichs zählte es vorzüglich mit, daß sein Nebenbuhler Moritz soeben Anstalt machte, kraft der kaiserlichen Vergünstigung sich in den Besitz der beiden Stifte Magdeburg und Halberstadt zu setzen.

Ohne Widerstand zu finden, gelangte Johann Fried-

rich nach Halle. In allem reichsfürstlichen Pomp, von zwei Herzögen von Braunschweig und Lüneburg, einem Fürsten von Anhalt, einer zahlreichen Schar von Grafen und Herren, seinem Bruder und einem seiner Söhne begleitet, zog er daselbst ein; zuerst, nach alter burggräflicher Gewohnheit, umritt er den Roland, der wieder am roten Turm aufgestellt worden. Hierauf trug er kein Bedenken, in bester Form Besitz zu ergreifen. Rat und Bürgerschaft leisteten ihm die Huldigung; ein gleichzeitiger Bericht versichert, lange sei keine so gern, so „frisch" geschehen. Der Erzbischof Johann Albert, der in Halle zugegen war, mußte sich bequemen, nicht allein auf die Stadt, sondern auf die beiden Stifte geradezu Verzicht zu leisten, gegen eine Rente von jährlich 10000 Gulden. In einem sogenannten Auflaßbriefe an Kapitel und Stände sprach er die Untertanen von der Pflicht los, mit der sie ihm bisher verwandt gewesen, und wies sie damit an seinen Herrn und Oheim, den Kurfürsten von Sachsen. Einige Tage darauf erschienen die Lehnsleute beider Stifte zu Halle und leisteten dem Kurfürsten wirklich den Eid der Treue.

Man wird nicht anders erwarten, als daß dies alles mit neuen Vorteilen des Protestantismus verbunden war. Im Merseburgischen wurden die bisher noch geduldeten Reste des Papsttums abgeschafft. Die Stadt Magdeburg setzte sich nunmehr auch in den Besitz des Domes und ließ daselbst den evangelischen Gottesdienst beginnen.

Und nun wandte sich der Kurfürst gegen die oberländischen und meißnischen Gebiete seines Vetters.

Leipzig zu erobern gelang ihm nicht. Moritz hatte die Verteidigung einem tapferen Hauptmann, namens Wallwitz, anvertraut, dem es Ernst damit war. Dagegen würde es, wenn es wahr ist, was man damals allgemein behauptete, den kurfürstlichen Anführern eher leid gewesen sein, Leipzig mit Gewalt nehmen und dabei einer Plünderung aussetzen zu müssen, nicht aus Menschlichkeit, sondern weil sie ihr Geld dort untergebracht hatten. Sonderbar, wenn hier wie im Oberlande sich das Geldinteresse den protestantischen Waffen so nachteilig erwiesen hätte.

Denn daran kann kein Zweifel sein, daß die Masse der Bevölkerung auf seiten Johann Friedrichs war. Moritz selber klagt, alle seine Untertanen seien Anhänger seines Feindes, in welchem sie den Verteidiger des Evangeliums erblicken. Er würde es nicht wagen, das Landvolk unter die Waffen zu rufen, er müßte fürchten, seine eigenen Feinde zu versammeln. Einer seiner Amtleute meldet ihm, er wisse nicht zwanzig Menschen, denen zu trauen sei. Moritz besorgt beinahe, aus seinem Lande verjagt zu werden und niemals dahin zurückkehren zu dürfen.

Die Gesinnung war es, was dem Kurfürsten Johann Friedrich überhaupt noch einmal eine Stellung machte.

Es scheint, als sei auch von den niederdeutschen Städten einen Augenblick eine Annäherung an den

Kaiser versucht worden, ohne Zweifel, weil so viele andere die ihnen zuteil gewordene Religionsversicherung für hinreichend hielten; aber bald faßten sie eine andere Meinung. In einem ihrer Bundesentwürfe drückten sie die Überzeugung aus, das Vorhaben der Gegner sei doch, die wahre christliche Religion auszurotten, deren Bekenner mit Gewalt oder heimlichen Tücken um Leib und Leben und Ehre zu bringen. Sie sagten alle, zuerst Magdeburg, dann die vier Städte Bremen, Hamburg, Lüneburg und Braunschweig, endlich auch Goslar, Hildesheim und Hannover, dem Kurfürsten zu, bei Gottes Wort und den erlangten Freiheiten deutscher Nation bleiben zu wollen. Zunächst hatten es die Kaiserlichen auf Bremen abgesehen, das an seinen Nachbarn, dem Erzbischof selbst, Oldenburg, Kalenberg, alte Feinde hatte; dahin richteten einige Kriegsanführer, dieselben, die früher unter Heinrich von Braunschweig gedient und jetzt in kaiserlichen Diensten standen, zunächst ihren Angriff. Aber die Bürger setzten ihre Mauern und Wälle in Verteidigungsstand und waren, wie ihre einheimische Chronik sagt, in Gott wohl getrost, ihre Gerechtigkeiten zu verteidigen. Die übrigen Städte brachten zunächst wenigstens soviel zusammen, daß es den Grafen Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld möglich wurde, mit einer Gegengarde, wie es Johann Friedrich nannte, im Felde zu erscheinen.

Und indem zeigte sich noch eine andere Bundes-

genossenschaft, welche die größten Erwartungen erregte, in den Ländern der Krone Böhmen. Auch in den Lausitzen, in Schlesien waren starke Regungen zu bemerken; in Prag erhob sich eine Bewegung der drohendsten Art. Auf die Aufforderung, sich zum Kriege zu rüsten, antwortete zuerst die Gemeinde der Altstadt dem Könige: wider den Kurfürsten von Sachsen könne sie nicht mit zu Felde gehen, da derselbe Leib und Blut Christi, wie sie, unter beiderlei Gestalt genieße und samt seinen Untertanen in den meisten Artikeln mit ihr gleichförmig sei. Der Altstadt traten Neustadt und Kleinseite bei; auf ihren Marktplätzen, durch ein Tedeum, feierten sie diese ihre Vereinigung. Nun hatte der König seine Vasallen nach Leitmeritz beschieden, um gleich von da den Zug nach Sachsen zu unternehmen; aber hier brach die Widersetzlichkeit ganz offen aus. Nur der katholische Adel schloß sich an Ferdinand; allein er war eher in der Minderzahl: die meisten traten auf die Seite der Prager Städte. Gleich darauf sah man die utraquistischen Herren und Edelleute aus zehn Kreisen in großen Scharen wieder in Prag ankommen; auch viele städtische Abgeordnete erschienen; die große Glocke am Tein, das alte Zeichen der Empörung, erscholl aufs neue; man begeisterte sich durch Absingen der eifrigsten hussitischen Lieder, z. B. Wierni Christiane, worin die Hierarchie als ein Werk falscher Propheten verdammt wird; allesamt vereinigten sie sich, an dem ungerechten Kriege des Königs keinen Teil zu nehmen.

Mit den religiösen Gefühlen erwachte die Erinnerung an die alten politischen Rechte, die ständische Unabhängigkeit. Da König Ferdinand abgeschlagen hatte, einen Reichstag zu berufen, so schritten die in Prag Versammelten auch ohne ihn dazu. Sie betrachteten sich auch allein als das Reich und stellten wirklich ein Heer ins Feld, vor allem, um das Eindringen „des fremden unchristlichen hispanischen Volkes“ zu verhindern.

Nicht um Johann Friedrich zu stürzen, sondern um sich nur selber gegen ihn zu behaupten, mußte jetzt der König seine Kräfte anstrengen.

Dazu reichten sie nicht aus, daß er selber hätte zu Felde gehen können; aber er vermochte doch dem Herzog Moritz einige Hilfstruppen zu schicken, mit welchen dieser eine feste Stellung zu Chemnitz einnahm.

Von der anderen Seite ließ der Kaiser den Markgrafen Albrecht von Kulmbach mit 10 Fähnlein und 1200 Reitern anrücken, der sein Hauptquartier in der Stadt Rochlitz aufschlug, dem Leibgedinge der Herzogin Elisabeth, Schwester des Landgrafen. Elisabeth hatte dem Herzog Moritz den Ort niemals eröffnen wollen, sogar einmal Geschütz auf ihr Schloß führen lassen, um es im Notfalle zu verteidigen; dem kaiserlichen Befehlshaber konnte sie das aber nicht versagen.

Die beiden Fürsten faßten nun die Absicht, ihre Heerhaufen am 2. März zu vereinigen und mit vereinten Kräften auf Johann Friedrich loszugehen, der sein Lager bei Altenburg aufgeschlagen hatte.

Johann Friedrich, der durch die Gunst der Einwohner mit besseren Nachrichten versehen ward, als seine Gegner, kam diesem Angriff jedoch zuvor. Er wußte, daß der Markgraf die Fastnachtsvergnügungen dort an dem kleinen Hofe in die Fasten hinein fortsetzte, daß er seiner Truppen nicht vollkommen mächtig sei, weil er sie nicht gehörig besolde und alle Vorsicht versäume. Am Morgen jenes 2. März erschien er vor Rochlitz und hatte die Höhen eingenommen, die den Ort beherrschen, ehe der Markgraf von seiner Ankunft etwas erfuhr. Zwar ließ dieser nun aufblasen und aus den Toren rücken; aber seine Reiter hatten keine Lust, gegen die feindliche Übermacht ernstlich anzugehen. Zu gleicher Zeit wurde die Brücke, die über die Mulde führt, genommen, und in der Vorstadt kam Feuer aus; in dem allgemeinen Wirrwarr, der hierüber entstand, war an keine Verteidigung zu denken. Der streitbare, freudige Markgraf ward selber gefangen; seine Leute mußten schwören, binnen sechs Monaten nicht gegen den Kurfürsten zu dienen.

Unter den kleineren Waffentaten wird sich selten eine finden, die ein so allgemeines Aufsehen erregte. In allen Korrespondenzen der Zeit wird ihrer als eines wichtigen Ereignisses gedacht.

Das machte: die Stellung, welche Johann Friedrich dem Kaiser gegenüber einnahm, war von einer universalen politischen und religiösen Bedeutung.

Bis auf einige feste Plätze fiel jetzt das ganze Gebiet des Herzogs Moritz in seine Hand. Als einen

letzten Zufluchtsort befestigte derselbe in diesem Augenblicke Königsberg; Johann Friedrich bezeichnete ihn schon als verjagt.

Aus den Lausitzen zog eine Anzahl erbgesessener Vasallen, die der König aufgerufen, dem Kurfürsten zu. Die Leute der Sechsstädte, welche dem Gebot des Königs fürs erste Folge leisteten, sangen doch Schmählieder auf ihn und schwuren, niemals gegen den Kurfürsten zu streiten.

Die böhmischen Stände traten mit Johann Friedrich in offene Unterhandlung; sie hatten nichts dagegen, daß die kurfürstlichen Truppen Joachimstal besetzten. Zwischen beiden Teilen ward nicht allein über die Erneuerung der alten Erbeinigung zwischen der Krone und dem Kurhause, sondern über die Errichtung eines förmlichen Kriegsbündnisses, kraft dessen kein Teil ohne den anderen einen Vertrag eingehen sollte, unterhandelt. Böhmische Gesandte erschienen im Lager des Kurfürsten.

Wir sehen: nicht in einer bloßen Verteidigung war Johann Friedrich begriffen; das ganze Elbgebiet erkannte ihn in diesem Augenblicke als seinen Vorfechter an. Unermeßliche, wiewohl unbestimmte Aussichten breiteten sich vor ihm aus.

Er mußte sie freilich ergreifen und verwirklichen. Er mußte die böhmischen Stände, die schlesischen und lausitzischen Herren und Städte zu einem Entschluß treiben, der keinen Rückweg übrigließ; ohne dies

waren sie so gut wie er verloren. Er durfte sich mit dem untätigen Anteil, den die Populationen ihm widmeten, nicht begnügen; jetzt war die Zeit gekommen, wo alles an alles gesetzt werden mußte, wo der Krieg nicht mehr mit den Überschüssen der Kammergüter und der Kämmereikassen geführt werden konnte, sondern alle Kräfte, auch der Privatleute, in Bewegung zu setzen waren. Alles betrachtet, hatte er keine Wahl mehr: er war verloren, oder er mußte sich vorsetzen, Kaiser zu werden, ein Kaiser der protestantischen Stände, Städte und Bauern.

Aber einmal leuchtet ein, daß das Unbestimmte und Weitaussehende dieser Stellung ihm in seinen Nachbarn neue Feinde machen mußte — wie denn unter anderen Joachim II. sich jetzt ernstlich dem Kaiser zuwandte, demselben sogar von seinem Sohne mit ein paar hundert Mann einen Reiterdienst tun ließ —, und sodann: Johann Friedrich, der keinen entschiedenen Ehrgeiz nährte, der alles von der Vorsehung erwartete, die Waffen nur zur Verteidigung in der Hand hielt, war nicht der Mann, um sich in eine Rolle dieser Art auch nur zu finden; er faßte wohl keine der vor ihm liegenden Möglichkeiten, weder des Glückes noch des Unglückes, in ihrer ganzen Wahrheit auf.

Dagegen faßte der Kaiser die Gefahr, die in der Entwickelung dieser Aufstellungen des Gegners für ihn lag, in voller Präzision.

Er hatte anfangs gemeint, den Kampf mit dem Kurfürsten den Nachbarn desselben, zu denen er einen

Teil seiner eigenen Truppen stoßen ließ, zu überlassen und indessen nach Frankfurt zu gehen, um von da aus einen Angriff auf Hessen zu machen, zugleich aber dort einer Versammlung der deutschen Städte beizuwohnen, auf der er einen Bund, dem alten schwäbischen ähnlich, zustande zu bringen hoffte, auf den er sich in den deutschen Irrungen stützen könne, und für die allgemeinen Angelegenheiten Sorge zu tragen. Schon war er der Franzosen nicht mehr sicher. Der Papst sprach von der Notwendigkeit, den Frieden zu befestigen; aber die Vermittelung, die er dabei übernehmen zu wollen sich bereit erklärte, war damals keineswegs im Sinne des Kaisers. Wußte man doch, daß sich der Papst des Widerstandes freue, den der Kaiser noch fand. Eine allgemeine Agitation ließ sich bemerken. König Franz hatte in diesem Augenblick den Protestanten wirklich eine nicht unbedeutende monatliche Beihilfe für die fernere Dauer des Krieges versprochen. Am 28. Januar war Heinrich VIII. gestorben; die Testamentsvollstrecker versprachen, ebensoviel zu leisten wie die Franzosen.

Da traf den Kaiser die Nachricht von jenem Ereignis in Rochlitz. Was hätte sich aber in Oberdeutschland oder auch zur Beruhigung von Europa überhaupt ausrichten lassen, solange Johann Friedrich selbst noch zu Felde lag und ein Umschlag des Glückes zu erwarten stand? Selbst in Rom freute man sich an der Gegenwehr, die er leistete.

Das Allernotwendigste war, den Kurfürsten von

Sachsen mit aller Macht ohne Zeitverlust niederzuwerfen.

Schon mußte man fürchten, die böhmische Unruhe möchte in die Bahn der alten Rebellion geraten. Ferdinand schrieb in einem Tone, als sei alles verloren. Piero Colonna, den der Kaiser dahin geschickt, um Erkundigungen über die Lage der Dinge einzuziehen, berichtet ihm, seine eigene Anwesenheit sei dringend vonnöten, die Person des Kaisers sei mehr wert als 25 000 Mann.

Hierauf entschloß sich Karl V. Er vergaß seine Krankheit und den Rat seiner Ärzte, noch eine Zeitlang der Luft von Ulm zu genießen, seine Kur abzuwarten: „infolge des dringenden Verlangens unseres Bruders," schreibt er am 20. März an Maria, „und aus Furcht, die Dinge möchten sonst in jenen Gegenden in volle Verwirrung geraten, will ich morgen aufbrechen." Seinem Bruder meldet er, er werde ihm zuziehen mit allen Truppen, die er bei sich habe, und zwar so bald als möglich, in so langen Tagemärschen, als nur immer ausführbar. Soeben gelang ihm auch, Straßburg zur Unterwerfung zu bringen, so daß er in seinem Rücken nichts zu fürchten brauchte. Am 24. März traf er in Nürnberg ein, um das seine Armee sich bereits gesammelt hatte.

Noch einmal ward hier ein Vermittelungsversuch gemacht. Der Herzog von Kleve hoffte, es werde ihm gelingen, seinen Schwager noch in diesem letzten Moment mit dem Kaiser zu versöhnen. Daran

knüpfte sich in einem und dem anderen die Meinung, daß dann die ganze Bewegung sich gegen Italien und den Papst entladen werde.

Allein wie wäre hier an ein Übereinkommen zu denken gewesen? Hätte man jemals erwarten dürfen, daß sich Johann Friedrich in Bedingungen fügen sollte, wie sie Herzog Moritz angenommen, die zwar nicht eine volle Unterwerfung in sich schlossen, aber doch auch die religiöse Sicherheit bei weitem nicht gewährten, welche sein Gewissen hätte befriedigen können? Johann Friedrich versprach wohl, die Rechtspflege anzuerkennen, welche der Kaiser einrichten werde, aber mit einem Vorbehalt, der noch immer auf die Beschlüsse des Reichstages von Speier hindeutete. Und ebensowenig konnte man von Karl V. erwarten, nachdem er einmal Herzog Moritz als Kurfürsten anerkannt, daß er dies wieder zurücknehmen würde. Er blieb dabei, daß sich Johann Friedrich auf Gnade und Ungnade ergeben, sogar seine Festungen überliefern sollte.

Wenn er um sich sah, erhob sich in ihm das Gefühl des unzweifelhaften Übergewichts.

Der Tod seines alten Nebenbuhlers Franz I., dessen letzter Akt jene Zusage an Sachsen gewesen war, kam ihm eben zur rechten Zeit. In dem Moment eines Regierungswechsels war von dort an keine nachhaltige Hilfe zu denken.

Auch von den Böhmen war kein ernstlicher, entschlossener Widerstand zu erwarten. Allerdings hatten

sie die großen Straßen durch Verhaue verlegt; aber ihr Anführer Kaspar Pflug von Schlackenwalde war seiner Sache nicht so gewiß, daß er auch nur dies Unternehmen vollständig ausgeführt hätte. Was dem Kaiser in diesem Kriege überhaupt sehr zustatten gekommen, die Autorität seiner Würde, trotz aller geistlichen Antipathie, darin lag auch der Vorteil seines Bruders. Gewiß war es nicht Verräterei an den Ständen, auch wohl nicht Furcht, was Kaspar Pflug so unschlüssig machte, sondern innere Verlegenheit. Sei Johann Friedrich der Religionsverwandte der Böhmen, sagte er, so sei doch Ferdinand ihr König; entweder sei das Reich oder die Religion in Gefahr.

Ohne Hindernis gelangte Kaiser Karl nach Eger; auch Ferdinand und Moritz wurden nicht abgehalten, sich dort mit ihm zu vereinigen. Der Kaiser beging das Osterfest daselbst; bei dem feierlichen Hochamte, mit dem das Fest begangen ward, sah man neben den Kriegsbefehlshabern und Ober-Hofbeamten des Kaisers, die in dem Goldenen Vlies prangten, auch die deutschen Fürsten Moritz und seinen Bruder August so gut wie den Herzog von Kleve; der Bischof von Arras, der jetzt in Abwesenheit seines Vaters die Geschäfte verwaltete, las die Messe.

Und von hier aus faßte nun der Kaiser den Feind ins Auge, der jetzt der vornehmste für ihn in der Welt geworden. Zunächst lag am Tage, daß der Fall desselben den Gehorsam von Böhmen in sich schloß.

Für Johann Friedrich war aber nichts verderblicher als eben diese seine Verbindung mit den Böhmen.

Wenn er früher seine Kräfte mit denen des Kaisers verglich und die Möglichkeit eines weiteren Widerstandes überlegte, so war sein Gedanke, nicht sein ganzes Land, sondern nur seine Festungen, vor allen Wittenberg und Gotha, zu verteidigen, sich da auch nicht einmal selbst einzuschließen, sondern sich nach Magdeburg zurückzuziehen, wo er hoffen durfte, am ersten seine Sache herstellen zu können. Es war darüber mit den beiden Bürgermeistern Heine Aleman und Levin von Emden unterhandelt worden. Die Stadt hatte sich sehr bereit erklärt, ihn mit seiner Familie aufzunehmen, und dazu bereits ein Haus in Vorschlag gebracht, wenn er mit ihr allein erscheine. Sollte er dagegen alle seine Truppen mitbringen, was er andeutete, so hatten sie auf einige Bedingungen angetragen, die jedoch keine Schwierigkeiten machen konnten, da sie hauptsächlich die Abwendung der von Herzog Moritz über die Stifte in Anspruch genommenen Schutzgerechtigkeit betrafen.

Was den Fürsten in der Ausführung dieses sehr vernünftigen Planes irremachte, war im Grunde allein das Verhältnis zu den Böhmen. Um mit denen in unmittelbare Verbindung zu treten, war ein Teil seines Heeres nach den Bergstädten gezogen und hatte das Gebirge überschritten; mit den übrigen stellte er

sich an der mittleren Elbe, bei Meißen, auf; hier, hoffte er, werde er das böhmische Heer am leichtesten an sich ziehen können.

Hatten aber die Böhmen nicht gewagt, dem Kaiser ihr Gebiet zu verschließen, so erhoben sie sich noch viel weniger zu dem Entschluß, außerhalb ihres Landes einem Heere desselben entgegenzugehen.

So geschah, daß sich Johann Friedrich mit zerstreuten Kräften an ungünstiger Stelle im Felde betreffen ließ.

Niemals vielleicht waren Heere, deren Kampf über ein großes Weltinteresse entscheiden sollte, an Kräften so ungleich. Der Kaiser hatte 17 000 Mann zu Fuß, 10 000 Mann zu Pferde. Durch die Anstrengungen des Feldzuges, die mancherlei Besatzungen, die Unternehmung nach dem Erzgebirge und nach Böhmen war dagegen das Heer, das Johann Friedrich unmittelbar bei sich hatte, auf 4000 Mann zu Fuß, 2000 Mann zu Pferde herabgebracht worden.

Der Kaiser betrat die sächsische Grenze ungefähr eben da, wo vor dem Jahre die Böhmen und Hussiten eingedrungen waren, am 13. April. Sein erstes Nachtlager nahm er zu Adorf, das zweite zu Plauen; aus dem Vogtlande rückte er nach dem Osterlande vor, nach Altenburg, Kolditz; nirgend fand er Widerstand; 15 sächsische Fähnlein wurden unterwegs aufgehoben; „wo der Kaiser hinzieht,“ schreibt Ulrich Zasius aus seinem Lager, „gibt sich alles: nie hat man ein solches Vorrücken gesehen.“ Durch die Linie, die er beschrieb,

schnitt er den Gegner zugleich von dessen thüringischem Hauptlande ab und ging ihm selber zu Leibe.

Denn noch immer wartete Johann Friedrich in der Gegend von Meißen der böhmischen Hilfe, die man ihn hatte hoffen lassen.

Welch eine andere Heeresmacht, die jetzt von den böhmischen Grenzen her gegen ihn vordrang!

Endlich mußte er erkennen, daß ihm nun doch nichts übrig bleibe, als sich nach seiner Festung Wittenberg zurückzuziehen.

Aber schon war er in dem Nachteil, daß, indem er an dem rechten Ufer der Elbe hinabzog, die Feinde in denselben Gegenden an dem linken erschienen und nur hauptsächlich durch den Fluß von ihm getrennt waren.

Am 23. April gönnte sich der Kaiser, nachdem er zehn Tage unausgesetzt fortgezogen, einen Rasttag zwischen Oschatz und Lommatzsch auf einem schleinitzischen Gute, genannt zum Hof, an der Jahna, in einer Gegend, die schon einmal durch den Kampf zwischen Heinrich I. und den von den ungarischen Bewegungen ergriffenen Daleminziern in der deutschen Historie namhaft geworden. Noch war er der Meinung, die Brücke bei Meißen, welche Johann Friedrich abgebrochen hatte, wiederherzustellen und denselben dort zu suchen oder ihm nachzueilen. An der Jahna aber vernahm er, daß sich das sächsische Lager nicht mehr dort befinde. Johann Friedrich hatte eine Stellung bei Mühlberg genommen, die man von allen Seiten

für fester hielt, als sie war; er erwartete nichts anderes, als daß der Kaiser bei Meißen über den Fluß gehen und ihm Zeit lassen werde, sich weiter zurückzuziehen. Er führte eine Schiffbrücke bei sich, um mit dem jenseitigen Ufer in Verbindung zu bleiben und der unter Thumshirn nach Böhmen gegangenen Schar, wenn sie etwa erscheinen sollte, den Übergang zu erleichtern. Der Kaiser konnte aber nicht gemeint sein, dies zu erwarten, oder auch nur zuzusehen, daß der Gegner zu seinen festen Plätzen gelange, was den Krieg jahrelang hätte hinausziehen können. Als man ihm sagte, daß es zwar schwer, aber nicht unmöglich sein werde, im Angesicht des Feindes den Fluß zu überschreiten, war er auf der Stelle entschlossen, es zu versuchen, entweder mit Hilfe der Pontons, die er auf einer langen Reihe von Wagen mit sich führte, oder durch die Furten, von denen man ihm sagte. Jetzt hatte er den Feind, an den sich ein so großer Teil der Weltbewegung knüpfte, schwächer als je vor sich. Er war entschlossen, ihn nicht entkommen zu lassen. Noch am Abend brachen die Wagen auf; gegen Morgen erhob sich das ganze Lager.

Die ersten, die das Ufer erreichten, waren Herzog Moritz und der Herzog von Alba. Von einem Bauer, den sie überredet, auf seinem Kahn hinüberzufahren, vernahmen sie mit Sicherheit, daß Johann Friedrich noch selbst zugegen sei. Sein Fußvolk war schon im Aufbrechen begriffen; er wollte noch seine Sonntagsandacht abwarten, um demselben dann mit

der Reiterei nachzufolgen. An dem Ufer standen einige Hakenschützen, um die Schiffbrücke zu verteidigen.

Glücklicher, einladender konnten die Dinge nicht stehen. Eine bessere Gelegenheit, die Sache mit einem Schlage zu Ende zu bringen, ließ sich niemals erwarten. „Eilends und übereilends," sagt der Bericht eines Anwesenden, „zog der Kaiser herbei."

Die spanischen Hakenschützen des Vortrabs eröffneten den Kampf gegen die Mannschaften, welche die Schiffbrücke verteidigen sollten. Unter dem schützenden Feuer der Büchsen schwammen acht Spanier, rasch entkleidet, zwei von ihnen ihre Säbel im Munde, auf die Schiffbrücke zu, erstiegen sie und brachten sie in ihre Gewalt. Die Leute Johann Friedrichs, die eben beschäftigt gewesen, sie aufzulösen, machten einen vergeblichen Versuch, sie wenigstens in Brand zu stecken. Schon setzten auch einige Husaren durch den Fluß und zeigten sich auf dem jenseitigen Ufer. Die kurfürstlichen Reiter, bereits im Abzuge begriffen, kehrten noch einmal um, und es schien, als würden sie sich zu einer andauernden Verteidigung des Ufers aufstellen. Das war jedoch nicht der Auftrag, den sie erhalten hatten. Ihr Herr war indessen, nachdem er die Predigt gehört und sein Frühmahl eingenommen, dem vorangegangenen Fußvolke nachgezogen. Das taten sie auch: sie sahen in den herübergekommenen Leuten die Begleitung des Herzogs Moritz, die ihnen nicht sehr gefährlich vorkam.

Sowie sie aber den Rücken wandten, erschien der Kaiser mit aller seiner Macht.

Der Kaiser, dessen Ehrgeiz es war, Raschheit und Bedachtsamkeit zu verbinden, trug Bedenken, den Übergang unverzüglich zu befehlen: denn man werde, wenn der Kurfürst plötzlich umkehre, die Hinübergegangenen zurückwerfen, und der Schimpf würde auf ihn zurückfallen, da diese Unternehmung sein eigenstes Werk sei. Er ließ erst an der Schiffbrücke arbeiten, um Artillerie und Infanterie an der Hand zu haben. Nach einiger Zeit aber überzeugte er sich, daß von den Abziehenden keine Umkehr zu befürchten sei und ein längerer Verzug dem Feinde zustatten kommen dürfte. Er gab daher den erforderlichen Befehl.

Er hatte bereits über den dichten Nebel zu klagen angefangen, der an diesem Morgen Fluß und Feld bedeckte, der ihn hier verfolge, wie dort an der Donau. Jetzt aber hob er sich, und man erblickte die Elbe. Die klassisch gebildeten Italiener und Spanier begrüßten den Fluß, den die Römer nur nennen gehört und kaum jemals gesehen. Ihr Führer kam ihnen wie einer jener römischen Imperatoren vor, die am tiefsten in Germanien eingedrungen. Die Furt zeigte sich sehr brauchbar, von festem Boden: sieben Pferde nebeneinander konnten sie hindurchjagen; das Wasser reichte den Reitern bis an den Sattel. Zuerst setzten Alba und Moritz über den Fluß, dann die übrigen leichten Pferde, ungefähr 4000, mit 500 Hakenschützen, die den Reitern hinten aufgestiegen; dann Ferdinand, endlich

der Kaiser. Die Protestanten hatten den Kaiser, der in der Pein der Krankheit ins Feld gegangen war und noch in Nürnberg ungern jemanden vor sich ließ, beinahe als einen Verstorbenen betrachtet: wie ein einbalsamierter Leichnam, wie ein Gespenst rückte er gegen sie an; aber sie kannten diese kranke, schwächliche, scheinbar verkommende Natur nicht, die sich dann mit einem Male wieder in aller ursprünglichen Energie erhob und das Ziel, das sie vor sich sah, unaufhaltsam verfolgte; im Felde war der Kaiser gesund und munter: täglich stand er früh um vier Uhr auf; auch heute erschien er, noch einmal sehr ritterlich anzusehen, ganz in blanken Waffen, mit dem roten, goldgestreiften burgundischen Feldzeichen, begierig, sich zu rächen, und des Sieges im voraus gewiß.

Während nun unter seinen Augen die Schiffbrücke vollendet wurde und die schwere Reiterei sowie das Fußvolk in aller Ordnung über den Fluß ging, eilten Alba und Moritz dem sich zurückziehenden Feinde nach. Die leichten italienischen Pferde und die Husaren hatten ihn bald erreicht. Die Husaren mit ihren spitzen bunten Schilden und überaus langen Speeren, die sie beide mit großer Behendigkeit zu gebrauchen wußten, versetzten den Krieg, wie er an den türkischen Grenzen geführt ward, jetzt in das Elbtal. Sie rissen das Hofgesinde des Herzogs Moritz stürmisch mit sich fort.

Wohl sehr möglich, daß ihnen Johann Friedrich mit seinen ausgerasteten Pferden und mit einem Geschütz, welches zahlreich genug gewesen wäre, um einen

kleinen Anfall abzuwehren, entgehen, wenn es ihm Ernst war, noch am Abend Wittenberg hätte erreichen können. Auch ward ihm das vorgeschlagen. Es ist so recht ein Zeichen seiner ehrlichen Gewissenhaftigkeit, daß er es nicht tat. „Wo sollte," sagte er, „mein getreues Fußvolk bleiben?" Es schien ihm billig, diejenigen, die für ihn fochten, auch seinerseits nicht zu verlassen. Nachdem er schon ein paarmal sich umgekehrt und die Anfälle des Feindes zurückgewiesen hatte, sah er sich endlich genötigt, in der Nähe von Koßdorf Halt zu machen.

Seine Meinung war keineswegs, daß es zu einer Schlacht kommen würde. Er dachte nur die beschwerlichen Truppen seines Vetters — denn nur von diesen glaubte er verfolgt zu sein — zurückzuweisen, wie an der Donau mancher ähnliche Überfall bestanden worden, und dann in der Nacht ruhig weiterzuziehen.

Allein die Stunde war gekommen, die über sein Schicksal entscheiden sollte.

Noch einmal ließ Alba, wie er nun sah, daß der Feind zum Stehen gebracht worden, bei dem Kaiser anfragen, ob er zu ernstlichem Angriff schreiten sollte. Der Kaiser antwortete, den günstigen Augenblick dürfe man nie versäumen, und eilte, wie er dem Herzog Moritz am Morgen versprochen, mit seinem Gewalthaufen vorwärts, um womöglich selber dabei zu sein.

Johann Friedrich hatte seine Mannschaften an einer Waldspitze aufgestellt, das Fußvolk mit einigem Feldgeschütz in der Mitte, die Reiterei in fünf verschie-

denen kleinen Haufen vorwärts und rückwärts desselben auf beiden Seiten.

Es war am 24. April, eines Sonntags, nachmittags um 4 Uhr, daß die kaiserlichen Reitergeschwader der Vorhut, ungefähr 2200 Mann stark, unter dem Feldgeschrei „Hispania und das Reich", das sie in verschiedenen Sprachen riefen, auf die Schlachtordnung losgingen, die Johann Friedrich umgab.

Das Feuern der kurfürstlichen Truppen wirkte wenig; indessen würden sie wohl Stand gehalten haben, wäre nicht in diesem Augenblicke in der Ferne der Gewalthaufen des Kaisers sichtbar geworden. Nun erst sahen sie, mit wem sie zu tun hatten, daß sie, wenn sie auch jetzt sich hielten, doch gegen die Nachkommenden verloren waren. Die neuere Kriegsgeschichte zeigt in verschiedenen Beispielen, wie gefährlich es ist, sich an eine Örtlichkeit zu lehnen, die man nicht beherrscht. Ohne Schwierigkeit drangen die Husaren in das Gehölz vor, das der Aufstellung zum Rückhalt hatte dienen sollen. Zuerst geriet die Reiterei in Verwirrung: — vergebens war alles Zurufen Johann Friedrichs — sie sprengte in wilder Flucht auseinander. Da warfen auch die Fußvölker die Gewehre weg und suchten ihr Heil in der Flucht. Es war keine Schlacht, sondern ein Ansprengen auf der einen, ein Auseinanderstieben auf der anderen Seite; in einem Augenblicke war alles vollendet. Johann Friedrich, ganz allein gelassen, sah sich plötzlich selbst im Holz mit einem Husaren gleichsam im Zweikampf.

Er wehrte sich männlich, und schon meinte der Husar ihn entleiben zu müssen, als ein Edelmann vom Hofgesinde des Herzogs Moritz, Thilo von Trotha, herbeikam. Nur einem Deutschen wollte der Fürst seine Ehre verpfänden: dem Husaren überließ er seinen Dolch und sein Schwert; dem Deutschen gab er seinen Ring.

Während nun die Zersprengten verfolgt wurden — die Reiter setzten sich dann und wann noch zur Wehre; aber das Fußvolk ward ohne Erbarmen niedergemetzelt; bis jenseit der Heide sah man die Leichen —, ward der gefangene Fürst nach dem kaiserlichen Heerhaufen abgeführt.

Vor einer Stunde hatte er sich noch als ein Oberhaupt des deutschen Protestantismus mit aller Hoffnung des Widerstandes, als eins der wichtigsten Glieder der großen europäischen Opposition betrachten können, und wenigstens als einen Vorfechter des göttlichen Wortes hatte er sich gefühlt; jetzt war er gefangen: „nun bin ich hier", sagte er, „nun erbarm dich mein, du getreuer Gott." Der Kaiser sah ihn von fern kommen; er erkannte den friesischen Hengst, den Johann Friedrich von drei Jahren in Speier geritten, an jenem Reichstage, an welchem sich die Protestanten unter der Leitung desselben die verhaßtesten Konzessionen erzwungen. Johann Friedrich wollte absteigen; der Kaiser winkte ihm, er möge sitzen bleiben: es war ihm genug, daß er ihn sah, mit Blut bespritzt, den Kopf geneigt, mit dem Ausdruck der Demut. „Er-

kennt Ihr mich nun", rief er ihm entgegen, „für einen römischen Kaiser?" „Ich bin," antwortete der Kurfürst, „auf diesen Tag ein armer Gefangener: Kaiserliche Majestät wolle sich gegen mich als einen geborenen Fürsten halten." „Ich will mich so gegen Euch halten," erwiderte der Kaiser, „wie Ihr Euch gegen mich gehalten". „Ihr suchtet", fiel König Ferdinand ein, gleich als habe er erklären wollen, wie dies zu verstehen sei, „mich und meine Kinder von Land und Leuten zu verjagen: Ihr seid mir ein feiner Mann". Wie weidete der Bischof von Hildesheim, der in vollen Waffen durch die Elbe gegangen — im Namen der deutschen Bischöfe, wie er sagt, die von dem Ketzer in so große Gefahr gesetzt worden —, bei dem Anblick des gefangenen Ebers seine Augen! So bezeichnet er ihn selbst; er sagt, er wolle nicht ein paar hundert Dukaten dafür nehmen, nicht dabei gewesen zu sein. Am späten Abend erst kam Herzog Moritz zurück. Er hatte an diesem Tage mehr als 20 Stunden zu Pferde gesessen; bei der Verfolgung hatte ein feindlicher Reiter, plötzlich umkehrend, eine Feuerbüchse gegen ihn abgedrückt, die zu seinem Glücke nicht losging; noch mit einem anderen war er handgemein geworden, da hatte ihn ein Edelmann seiner Umgebung gerettet; für alle diese Anstrengung und Gefahr fand er nun bei seiner Rückkehr den Stammesvetter gefangen; nun erst konnte er sich als Kurfürst betrachten. Der Hader der beiden Linien hatte ein Moment der großen Weltbewegungen gebildet; deren Erfolge entschieden ihn.

Als Gefangener ward Johann Friedrich vor seine Feste Wittenberg gebracht.

Sehr ernstlich ist die Rede davon gewesen, ihm wegen des doppelten Verbrechens der Rebellion und der Ketzerei das Leben zu nehmen. In dem Todesurteil ist hauptsächlich von dem ersten die Rede, dem höchsten und erschrecklichsten aller Verbrechen, dem der beleidigten Majestät; bei den Beratungen machte sich noch mehr der andere Gesichtspunkt geltend. Die Einwirkung, welche den Krieg hauptsächlich hervorgerufen, gewann durch die glückliche Wendung, die derselbe genommen, neue Stärke. Man schrieb dem Kaiser das Wort zu: „ich kam, ich sah und Gott siegte“. In diesem Sinne erblickten einige in dem Glück der Schlacht fast eine unmittelbare Veranstaltung Gottes: zum guten Zeichen sei ein Adler über dem spanischen Fußvolke dahergeflogen; den anderen Tag habe man die Furt, die das Heer passiert, schon nicht mehr benutzen können; die Sonne sei blutrot aufgegangen, wie an anderen glücklichen Schlachttagen des Kaisers: sie habe höher gestanden, als nach den Stunden des Tages zu erwarten gewesen; es fehlte wenig, daß man nicht sagte, Gott habe den Tag verlängert, um das Ermorden der verfolgten Ketzer zu begünstigen: wenigstens hat man es angedeutet. So forderte nun auch der Beichtvater, daß Johann Friedrich die Strafe der Ketzer, den Tod, erleide. Er meinte, dann werde bei dem ersten ernstlichen Angriff auch Wittenberg fallen, das ja nicht allzufest sei; in dem Schrecken

darüber werde sich das ganze Land unterwerfen, alles in den alten Stand wiederhergestellt werden können.

Johann Friedrich war sehr ruhig dabei. Im Anfange seiner Gefangenschaft zeigte er sich bekümmert, weil man ihm sagte, sein ältester Sohn sei in der Schlacht umgekommen; als aber ein Trompeter, der deshalb in die Stadt geschickt ward, mit der Nachricht zurückkam, der Prinz lebe und werde bald von der Wunde, die ihm beigebracht worden, genesen sein, auch ein Wahrzeichen desselben mitbrachte, erschien Johann Friedrich nicht anders als getrost und herzhaft. Über alle Furcht für sich selber erhob ihn die Gewißheit einer anderen lebendigen Gemeinschaft, der er von jeher angehört, und sein vollkommen reines Gewissen. Man erzählt, das Todesurteil sei ihm publiziert worden, als er mit Herzog Ernst von Braunschweig, der mit ihm gefangen worden, Schach spielte. Er war längst darauf gefaßt; nicht einmal in seinem Spiel ließ er dadurch sich stören: „Vetter“, sagte er, nachdem er das Urteil wie ein anderes Papier neben sich gelegt, „gebt acht auf Euer Spiel; Ihr seid matt!“

Indessen machte man im kaiserlichen Rate doch auch einige Betrachtungen anderer Art.

Man sah wohl, daß Wittenberg nicht so leicht erobert werden dürfte, als man geglaubt. Es war sehr gut befestigt, mit allem Nötigen auf lange Zeit versehen. Um die Belagerungsarbeiten zu fördern, hatte Moritz 15 000 Schanzgräber zu stellen versprochen,

aber nicht mehr als 300 aufbringen können. Die Spanier zeigten sich ohnehin nicht eben zu seinen Gunsten gestimmt; sie meinten, sie seien nicht dazu da, um ihm Städte zu erobern. Dem Beichtvater erwiderte dann der Bischof von Arras: man müsse Gott nicht weiter versuchen, nicht immer Wunder erwarten; würde man einen Anfall auf Wittenberg machen, so könne man leicht die besten Leute und überdies die Reputation verlieren, durch die man jetzt stark sei; wieviel besser, wenn man dem Gefangenen die Todesstrafe in ewiges Gefängnis verwandle und ihn dafür verpflichte, seine Festungen, zunächst Wittenberg, überliefern zu lassen, und wenn man dann, ehe noch die Wirkung des vorigen Sieges erkaltet sei, den Krieg so rasch wie möglich zu Ende zu führen trachte! Diesen politischen Betrachtungen gesellte sich auch Alba zu. Der Bischof von Arras ward beauftragt, mit dem Gefangenen zu unterhandeln.

Die erste Bedingung, welche er vorschlug, war, daß sich Johann Friedrich den Beschlüssen des Konziliums, überhaupt den Anordnungen des Kaisers in bezug auf die Religion, unterwerfen solle. Diese Zumutung aber wies derselbe unbedingt zurück: keine Gefahr Leibes und Lebens werde ihn jemals dazu vermögen. Der Bischof fand ihn so hitzig und eifrig, wie er je einen Mann gesehen.

Bei weitem nachgiebiger zeigte er sich in den weltlichen Angelegenheiten. Der Kaiser hielt die Idee fest, daß Johann Friedrich die Kur und alle seine

Lehen verwirkt habe. Endlich unterwarf sich dieser den hierauf gegründeten Verabredungen zwischen dem Kaiser, dem Könige und Herzog Moritz. Jedoch ward Moritz verpflichtet, den Söhnen Johann Friedrichs ein Einkommen von 50 000 Gulden zu lassen. Die Ämter, aus welchen dies aufgebracht werden, die zu dem Ende überhaupt dieser Linie verbleiben sollten, wurden sogleich namentlich bestimmt.

Für den Augenblick war das Wichtigste, daß Johann Friedrich in die Überlieferung seiner Festungen willigte.

Zwar zweifelten die Wittenberger, ob sie sich nicht lieber bis auf den letzten Mann wehren sollten, und fragten darüber ihren Pfarrer Bugenhagen. Der riet ihnen, den gefangenen Fürsten selbst zu Rate zu ziehen; „denn seine Gnade," sagt er, „hat uns lieb, Seine Gnaden wird uns nichts Schädliches raten." Johann Friedrich riet ihnen, sich zu ergeben.

Hierauf zog eine kaiserliche deutsche Besatzung in Wittenberg ein, und der Kaiser konnte nun seine ganze Aufmerksamkeit auf den zweiten Feind richten, der noch übrig war, den Landgrafen Philipp.

Unterhandlung mit Landgraf Philipp.

Nach dem mißlungenen Ingolstädter Zuge, von Geld entblößt, auf allen Seiten von Feinden bedroht, war Philipp in eine gereizte, wilde Stimmung geraten. Am härtesten berührte ihn, daß er seines Landadels nicht sicher war. Beim Eintritt in eins seiner

Schlösser soll er zu verstehen gegeben haben, man denke ihn wohl daselbst gefangenzuhalten; auf der Jagd kam es ihm vor, als sei er selber das Wild, das man jage. Bei alle dem fuhr man am kaiserlichen Hofe fort, die Tätigkeit zu fürchten, die er einst bewiesen. Vom ersten Augenblicke faßte der Kaiser den Gedanken, sich entweder seiner Person zu bemächtigen — schon im Februar hoffte er durch die Unterhandlungen, die Moritz begonnen, dahin zu gelangen —, oder ihn doch aus seinem Lande zu verjagen. Das Glück der Mühlberger Schlacht bestärkte ihn in der ersten Absicht. Als Meister Lukas Kranach den Kaiser, den er in der Jugend gemalt und der ihn sehr gnädig empfing, im Lager vor Wittenberg um Gnade für seinen gefangenen Herrn bat, ließ Karl vernehmen: an dem liege nicht so viel, wenn er nur den anderen auch hätte! Auch dazu knüpfte sich ihm hier noch im Lager vor Wittenberg eine Gelegenheit an, die er lebhaft ergriff, aber auf eine Weise, von der man noch immer nicht genau weiß, was man dazu sagen soll.

Wir haben jetzt authentische Dokumente der verschiedensten Art: die Korrespondenz der beiden vermittelnden Fürsten, Joachims II. von Brandenburg und Moritzens, mit dem Landgrafen, die diesem vorgelegten, von ihm abgeänderten Entwürfe, den Briefwechsel des Kaisers und seines Bruders in der Sache. Ich habe noch eine ausführliche Relation vom kaiserlichen Hofe und ein von den vermittelnden Fürsten zu Halle aufgenommenes Aktenstück benutzen können.

Bei alle dem bleiben noch einige Dunkelheiten übrig, namentlich eine, deren ich sogleich gedenken werde.

Nach mancherlei früheren Unterhandlungen war noch zur Zeit jenes Lagers vor Wittenberg eine Zusammenkunft zwischen Philipp und Moritz zu Leipzig gehalten worden, wo sich aber alles zerschlug. Der Kaiser forderte Überlieferung aller Festungen, Ergebung in Gnade und Ungnade; eben seine Festungen, in denen er seine Sicherheit auch gegen die eigenen Vasallen sah, wünschte Landgraf Philipp vor allem zu behaupten. Er soll gesagt haben, ehe man ihm sie nehme, möge man ihn lieber gleich totschlagen wie einen tollen Hund. Er wollte nur eine und die andere auf bestimmte Zeit einräumen und vor allen Dingen wissen, bis wie weit sich die Ungnade erstrecken werde, der er sich unterwerfen solle.

Die amtliche Relation versichert nun, der Kaiser habe den vermittelnden Fürsten gesagt, er könne dem Landgrafen nicht trauen, er müsse ihn persönlich in seiner Gewalt haben; auf deren Einwendung, daß ein Fürst, der sich selbst überliefere, unmöglich auf gleichem Fuß mit demjenigen behandelt werden könne, der mit den Waffen in der Hand gefangen worden sei, habe er erwidert: auch der Landgraf, der jetzt zugleich von der Wetterau, von Nassau, durch einen Heerhaufen unter Büren und durch die aus Sachsen anrückende Kriegsmacht bedroht werde, weiche nur der Gewalt. Nach mancherlei Hin- und Herreden hätten sich dann die Kurfürsten wirklich mit der Versicherung

begnügt, daß sich die Ungnade, der sich der Landgraf unterwerfe, nicht auf Leibesstrafe noch auf ewiges Gefängnis erstrecken solle.

Es ist unleugbar, daß die beiden Fürsten diese Konzession gemacht haben; die Eingabe ist jetzt gedruckt, über welche dem Kaiser vorgetragen worden ist, und welche die Worte auf das deutlichste enthält. Der Kaiser hat es immer behauptet, sie haben es nicht allein nicht geleugnet, sondern sogar förmlich anerkannt. Sie mochten wohl noch etwas gewonnen zu haben glauben, wenn der Kaiser dadurch versprach, den Landgrafen besser zu behandeln als den Kurfürsten, der wirklich zu ewigem Gefängnis verurteilt worden war.

Trotz alle dem — denn sie blieben mit dem Landgrafen in unaufhörlicher Verbindung — schickten sie demselben bald darauf den Entwurf einer Kapitulation zu, in der hievon kein Wort stand, mit der Versicherung, er solle über die Artikel derselben weder an Leib noch Gut, auch nicht mit Schmälerung seines Landes oder mit Gefängnis beschwert werden. Wie dies möglich war, darin eben liegt der Knoten unserer Frage.

Der Grund war nach den Erklärungen der Fürsten dieser, daß man kaiserlicherseits nicht wieder auf jene Bestimmung zurückkam, sondern sich zu dem Vorschlag einer Kapitulation solcher Art verstand, daß sich darnach eher alles andere als Gefangennehmung vermuten ließ.

Dieser Kapitulation zufolge sollte der Landgraf sich allerdings auf Gnade und Ungnade ergeben und einen Fußfall tun; aber es ward ihm Verzeihung verheißen, für die er sich dankbar zu erzeigen habe; — er sollte allen Bündnissen absagen, die Feinde des Kaisers weder dieser Zeit noch künftig in seinem Lande dulden, diejenigen von seinen Untertanen, die noch wider denselben dienen möchten, dergestalt abfordern, daß sie binnen vierzehn Tagen abziehen, alle seine Festungen bis auf eine schleifen, alles sein Geschütz herausgeben sowie alle Gefangenen, auch den Herzog Heinrich, und demselben sein Land wieder einantworten. Im Fall der Landgraf dieser Verwilligung nicht nachkomme, versprachen die beiden Kurfürsten und sein Eidam, der Pfalzgraf von Zweibrücken, ihn dazu zu zwingen.

Daß nun hiebei jene Konzession eines auch nur einstweiligen Gefängnisses im Sinne behalten sein könne, glaubten die Kurfürsten um so weniger, da so viele von diesen Artikeln die Voraussetzung enthielten, daß der Landgraf freibleibe. Überdies hatten sie schon mit König Ferdinand vor seiner Abreise aus dem Lager über die Notwendigkeit verhandelt, dem Landgrafen sicheres Geleit zuzusagen; der hatte dann die Vergleitung zwar selbst nicht übernehmen mögen, aber sie ihnen gestattet. Genug, sie trugen kein Bedenken, dem Landgrafen, als er die Kapitulation annahm und sich entschloß, ins Lager zu kommen, ihr „frei, sicher, ehrlich, ungefährlich Geleit, ab und zu, bis wieder in seinen Gewahrsam“ zuzuschreiben; ja,

sie verpflichteten sich, wenn ihm irgendeine Beschwerde zugefügt werden sollte, außer dem, was in den Artikeln verzeichnet sei, so würden sie sich auf seiner Kinder Erfordern persönlich einstellen.

Unter der Voraussetzung der Freiheit war nun der dem Landgrafen vorgeschlagene Vertrag noch günstig genug. Worauf alles ankam, die Integrität seines Landes, ganz anders als dem armen Johann Friedrich, war ihm gesichert. Er forderte zwar noch einige Abänderungen, die aber, wie er mit Recht sagte, nichts Wesentliches berührten, auch nach neuen Erwägungen größtenteils angenommen und vom Kaiser genehmigt wurden. Dabei kam noch ausdrücklich vor, daß der Landgraf nicht über fünf oder sechs Tage aufgehalten zu werden gedenke; der Bischof von Arras wandte nichts dagegen ein: bei der definitiven Einladung in das kaiserliche Feldlager, das in diesen Tagen nach Halle verlegt worden war, mußte das Geleit erneuert werden, und auch davon war bei dem Bischof die Rede: er ließ es ruhig geschehen.

Es bleibt immer schwer einzusehen, wie so die Fürsten jene ihre erste Eingabe ganz aus der Acht ließen; aber durch so viele andere Festsetzungen hielten sie sich für vollkommen gesichert gegen die Ausführung derselben. Der Kaiser hatte dem Landgrafen versprochen, ihm unmittelbar nach der Abbitte eine Urkunde der Versöhnung, einen Sühnebrief zu geben; zu vermuten, daß er ihn dennoch festhalten werde, schien eine Art von Beleidigung zu sein. Als die beiden Fürsten

nach Naumburg reiten wollten, um den Landgrafen nach Halle abzuholen, fragten sie noch einmal bei dem Kaiser an, ob es sein Ernst sei, den Landgrafen nicht über die abgeredete Kapitulation zu beschweren. Der Kaiser erwiderte fast ungehalten, es sei seine Sitte nicht, jemanden gegen die Abrede zu beschweren.

Daß der Kaiser den Irrtum der Kurfürsten kannte, scheint mir ganz unleugbar. In denselben Tagen, am 15. Juni, meldete er seinem Bruder, daß er den Landgrafen gefangenzuhalten denke, wenn auch nur auf eine kleine Zeit. Er meint, die Kurfürsten würden ihm das nicht übelnehmen können, da er der Versicherung, die in jenen Artikeln enthalten sei, nicht entgegenhandle. Er wußte demnach sehr gut, daß sie es nicht erwarteten; wie hätte er sonst fürchten können, sie würden es übelnehmen? Allein im Besitze jener ersten Eingabe fühlte er sich in seinem Recht. Seine Gewohnheit war nicht, um des Mißfallens willen, das ein deutscher Fürst empfinden könne, einen Gedanken aufzugeben, welchen er so lange gehegt, auf dessen Ausführung er so vielen Wert legte. Nichts schmeichelte mehr seinem Selbstgefühl, als die alten Gegner, die ihm alle die Jahre daher furchtbar gewesen und ihm nicht selten ihren Willen aufgedrungen, endlich beide in seine Hände zu bekommen. Noch an diesem Tage empfing er ein Schreiben seines Bruders, der ihn darauf aufmerksam machte, daß sich der Landgraf nicht gutwillig zu irgendeiner Art von Gefangenschaft verstehen, er, der Kaiser, dagegen leicht das Miß=

vergnügen der Kurfürsten reizen und ihn selbst zur Verzweiflung bringen könne. Aber Karl machte die Betrachtung, wenn er den Landgrafen festhalte, so könne er demselben ein andermal Gnade angedeihen lassen; dagegen ihn festzuhalten, wenn man ihn jetzt begnadige, dazu werde sich die Gelegenheit niemals wieder finden. — Er wollte seine Beute nicht fahren lassen. Mit dem Gefühle eines glücklichen Jägers sah er den Landgrafen in das Netz gehen. Man hatte ihn nie vergnügter gesehen, als an dem Tage dieses Fußfalls.

Es war am 19. Juni, nachmittags 4 Uhr, auf dem neuen Bau, der sogenannten Residenz in Halle, als diese Zeremonie vollzogen wurde. Ein mit Goldstoff bedeckter Thron, unter einem Baldachin, war aufgerichtet, ein großer Teppich davor ausgebreitet; der Kaiser hatte schon Platz genommen, als der Landgraf, der diesen ganzen Tag über einige Nebenpunkte der Kapitulation mit den kaiserlichen Räten hatte verhandeln müssen, noch auf sich warten ließ. Endlich stiegen die Fürsten im Hofe von ihren Pferden; der Landgraf erschien zwischen den beiden Kurfürsten in schwarzsamtenem Überkleid, unter welchem man eine querübergehende rote Feldbinde wahrnahm — rot war die Farbe von Österreich —; er schien sehr wohlgemut, sprach mit seinen Begleitern, und man bemerkte, daß er lächle. So kniete er vor dem Teppich auf dem Estrich des Saales nieder, neben ihm sein Kanzler Günterrode. Günterrode verlas die Abbitte, der

kaiserliche Kanzler die Antwort, von der man im Getümmel nicht alle einzelnen Worte auffassen konnte; doch enthielt sie allerdings die Formel, der Kaiser wolle den Landgrafen über die getroffene Abrede nicht mit ewigem Gefängnis und Konfiskation seiner Güter heimsuchen. Güntercrode erwiderte mit einer Danksagung. Hiemit glaubte der Landgraf seiner Pflicht Genüge getan zu haben. Als der Kaiser einen Augenblick zögerte, zu winken, stand Philipp, ungeheißen, von selbst auf. Der Kaiser pflegte sonst den Versöhnten die Hand zu reichen; diesmal unterließ er das. Aber wer hätte daraus auf Gefahr schließen sollen? Ohne Arg folgten die beiden Kurfürsten mit ihrem Gaste, dem Landgrafen, einer Einladung des Herzogs von Alba zum Abendessen auf das Schloß.

Hier aber trat nun die völlige Entwickelung des Ereignisses hervor. Nach dem Essen, indem man sich in verschiedene Gruppen zum Spiel verteilte, bemerkte der Herzog den beiden Kurfürsten, Landgraf Philipp werde diese Nacht bei ihm auf dem Schlosse bleiben müssen. Die Fürsten, betroffen und erstaunt, erhoben die dringendsten Vorstellungen dagegen; Moritz wollte sich von seinem Schwiegervater schlechterdings nicht trennen lassen. Keine Einwendungen aber vermochten hier eine Änderung hervorzubringen, und schon war es zu spät am Abend, um den Kaiser noch darüber zu sprechen. Wollte Moritz sich nicht allein entfernen, so konnte er, wie er tat,

mit auf dem Schlosse bleiben. Genug, Philipp blieb und ward als Gefangener behandelt.

Ein nicht ungewöhnliches Verfahren der Spanier. So hatte sich einst Gonsalvo de Cordova des Cesare Borgia bemächtigt: so hat Alba selbst später Egmont und Horn in seine Gewalt gebracht.

Daran ist zwar nicht zu denken, daß jene Erzählung, nach welcher in der Urkunde die Wörter „einig“ und „ewig“ gewechselt sein sollen, wie sie lautet, richtig wäre; die Sache im ganzen angesehen, ist sie aber doch so irrig nicht.

Den anderen Tag kam es nun zu heftigen Erörterungen zwischen den beiden Fürsten und den kaiserlichen Räten. Die letzteren beschwerten sich sogar selbst über den Trotz, den Moritz am vorigen Abend gezeigt habe, über den schlechten Ruf, den man dem Kaiser mache, indem man zu verstehen gebe, er tue etwas, was ihm vermöge der Übereinkunft nicht gebühre; sie zogen die Artikel hervor, auf welche er sein Verfahren begründete, und forderten das Geständnis, daß er befugt gewesen, so zu handeln, wie er gehandelt. Durch die Urkunde gedrängt, konnten das die Fürsten am Ende nicht ableugnen; aber sie beteuerten, daß sie dieselbe für längst beseitigt gehalten: in ihnen sei keine Ahnung davon aufgekommen, daß der Landgraf gefangengehalten werden könne; indem sie an die Zusage erinnerten, die sie ihm gegeben, flehten sie den Kaiser an, wenn sie oder ihre Vorfahren jemals etwas getan, woran er Gefallen gehabt, wenn er je gedacht,

ihnen eine Gnade zuzuwenden, so möge es diese sein: er möge sie nicht in diesem Unruhm stecken lassen. Hierauf versprach ihnen der Kaiser, sobald sich zeige, daß man landgräflicherseits mit Ernst zur Ausführung der Kapitulation schreite, wolle er ihnen auf weiteres Ansuchen so antworten, daß sie zufrieden sein sollten. Die Kurfürsten sahen, daß nicht weiter zu kommen war, und verließen das kaiserliche Hoflager. Höchlich zufrieden, führte der Kaiser seine beiden Gefangenen mit sich fort. Die Gefangennehmung des Landgrafen diente ihm auch noch dazu, daß man in Hessen nun um so rascher daranging, die versprochenen Geldsummen zu zahlen, die Festungen zu brechen, das Geschütz auszuliefern.

Und so war denn ein Feldzug, den man anfangs für gefährlich halten mußte, auf das glücklichste beendigt.

Mit dem Oberhaupte, das die Waffen zuletzt in den Händen gehabt, war auch das andere, welches sie vielleicht noch einmal würde haben erheben können, in die Gewalt des Kaisers geraten.

Betrachten wir noch, wie dies Schicksal nun auch auf die zurückwirken mußte, die mit demselben in Verbindung gestanden.

Unterwerfung von Böhmen.

Noch in dem Augenblicke, als der Kaiser und der König gegen Johann Friedrich vorrückten, hatten die

Böhmen in Antrag gebracht, der Kaiser möge dem Kurfürsten verzeihen und die ganze Macht des versammelten christlichen Volkes wider den Erbfeind führen.

Eben gegen sie selbst aber richtete sich nun die im Felde wider den Kurfürsten siegreich gebliebene Kriegsgewalt.

Sowie die Hauptsache bei Wittenberg entschieden war, wandte sich Ferdinand mit leichter und schwerer Reiterei und einem starken Feldgeschütz, das ihm sein Bruder überlassen, nach seinem Königreiche. Herzog August von Sachsen führte ihm 1000 Pferde und 20 Fähnlein Knechte herbei; von allen anderen benachbarten Fürsten, Bayern, Pfalz, Brandenburg, ward Hilfe erwartet, man sprach von der Ankunft spanischer Büchsenschützen und 8000 neugeworbenen Husaren. So gerüstet und vorbereitet, erschien der König am 3. Juni in Leitmeritz.

Die Meinung Ferdinands war weniger, Krieg zu beginnen, als vielmehr den Eindruck des allgemeinen Erfolges durch Furcht vor den eigenen Waffen zu verstärken und seine Gegner durch Abfall in ihren Reihen zu vernichten. Und sehr gut kannte er seine Leute. Auf sein Mandat, daß sich jeder, der auf Verzeihung hoffen wolle, bei ihm in Leitmeritz einfinden möge, traten über 200 Edelleute, die sich bisher zu den Ständen gehalten, zu ihm über; auch einige Städte sandten Deputierte.

Mit einem Schlage war das Bündnis gesprengt,

das ihm die Krone hatte streitig machen wollen. Es kam nur noch darauf an, daß er sich auch des Mittelpunktes und Herdes der Bewegung, der Stadt Prag, bemächtigte.

Er begann damit, das Schloß besetzen zu lassen. Am 2. Juni erschien er dann selber dort, worauf auch die Kleinseite und die Brücke genommen wurden.

Noch wollte die Stadt, von dem umwohnenden Landvolke verstärkt, sich nicht fügen. Am 6. Juli, dem Johann-Hussens-Tage, ließ sie noch ein Schreiben in die Kreise ergehen, sie gegen den Überdrang des königlichen Kriegsvolkes um Hilfe und Zuzug zu ersuchen. Noch schien sie entschlossen, sich zu wehren.

Allein schon war der König Herr im Felde. Eine Schar von Kreistruppen, die doch wirklich heranzog, ward von den Husaren zersprengt und vernichtet. Nicht die Stadt erhielt Hilfe, wohl aber der König; am 7. Juli zog der Marquis von Marignano mit acht Fähnlein Landsknechte auf der Kleinseite ein.

Hierauf drang auch in Prag die Stimme der Unterwerfung durch. An demselben siebenten beschloß die Stadt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wie es so viele deutsche Städte, so mächtige Fürsten und noch zuletzt der Landgraf von Hessen getan habe.

Jetzt erlebte auch Ferdinand einen jener Akte der Demütigung, wie sie seinem Bruder so häufig zuteil geworden.

Am 8. Juli hielt Ferdinand auf dem großen Saale des Hradschin feierliche Sitzung; zur Rechten saß ihm

sein Sohn Ferdinand, zur Linken Herzog August von Sachsen; eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Herren war zugegen.

Vor dieser Versammlung erschienen die Primaten, Bürgermeister, Räte, geschworenen Ältesten der drei Städte und ein Ausschuß aus ihren Gemeinden, 100 aus der Altstadt, 100 aus der Neustadt und 40 von der Kleinseite.

Der König ließ ihnen in böhmischer Sprache verlesen, was sie während des letzten Krieges gegen ihn verbrochen: zu besonderem Vorwurf machte er ihnen ihr jüngstes Schreiben: darüber wolle er sich „mit rechtlichem Erkenntnis gebührlich und rechtlich" verhalten und zunächst hören, wie sie sich verantworten würden.

Hierauf fielen sämtliche Erschienene wie ein Mann auf die Knie und erklärten, sie seien nicht gekommen, mit ihrem Könige und einigen Herrn zu rechten, sondern sich in seine Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie baten die umsitzenden Fürsten und Herren, ihre Fürbitte einzulegen, damit ihnen Verzeihung zuteil werde.

Erzherzog Ferdinand und Herzog August erhoben sich einer nach dem anderen von ihren Sitzen und baten den König um die Annahme dieser Unterwerfung, desgleichen, auf einmal sich erhebend, die sämtlichen übrigen umsitzenden Herren.

Hierauf ließ der König die Erschienenen in zwei nahe Gewölbe abtreten und mit bewaffneter Hand

bewachen; nachdem er sich dann vor allem durch seine Boten erst in der Stadt hatte erkundigen lassen, ob die Bürgerschaft auch wirklich gesinnt sei wie ihre Oberen und Vertreter, eröffnete er, unter welchen Bedingungen er Verzeihung gewähren wolle.

Fürwahr, leicht waren sie nicht. Nicht allein sollte die Stadt ihre Bündnisse aufgeben, ihr Geschütz ausliefern, sondern sie sollte auch auf alle ihre Privilegien, alle Herrschaften und Landschaften, die sie besitze, alle Zölle und Maute, die sie ziehe, Verzicht leisten und sich der Ordnung, die der König hierin treffen werde, ohne weiteres unterwerfen.

Und selbst dieser strenge Spruch genügte dem Könige noch nicht. Er behielt sich ausdrücklich vor, alle Privatpersonen, die an dem Aufruhr teilgehabt, an Leib und Leben zu strafen. Nur einen Teil der Gefangenen entließ er, auch nachdem die Bedingungen der Unterwerfung angenommen worden; die übrigen behielt er zu weiterer Bestrafung zurück.

Dieselben Urteile ergingen über die anderen Städte. Sie verloren sämtlich ihre Güter und Privilegien; die Schuldigsten wurden besonderer Bestrafung vorbehalten. Von Böhmen schritt das Gericht in gleicher Weise nach den Lausitzen vorwärts. Die Herren und Ritter, die sich mit den Städten verbündet und noch nicht übergetreten, mußten sich ebenfalls auf Gnade und Ungnade ergeben und verloren dann ihre Güter, oder sahen sich genötigt, was sie sonst frei besessen, jetzt von dem Könige zu Lehen zu nehmen.

Und hierauf erst ward wieder ein Landtag gehalten (August 1547). Er ward mit einigen Hinrichtungen eröffnet; körperliche Züchtigungen der Gefangengehaltenen folgten; das Schrecklichste war das Gefängnis selbst gewesen. Die Stände bestätigten die neue Ordnung der Dinge. Die königliche Gewalt schien zu einer Übermacht auf immer gelangt zu sein.

So unermeßliche Folgen für alle Gebiete der böhmischen Krone hatte die Niederlage Johann Friedrichs. Daß man sich hatte verbünden wollen und doch nicht wirklich verbunden hatte, diente zum gemeinschaftlichen Ruin.

Widerstand in Niedersachsen.

Von allen, die mit Johann Friedrich verbündet gewesen, waren hierauf nur noch die niedersächsischen Städte übrig, die einzigen, die von Anfang bis zu Ende einen standhaften Entschluß und festen Willen bewiesen.

Als jenes Kriegsvolk unter Gröningen und Wrisberg vor Bremen erschien, beschlossen Bürgermeister und Rat, mit den Mordbrennern und Bösewichtern, die vor ihren Mauern angekommen, sich in keinerlei Unterhandlung einzulassen: nach sechswöchentlicher Belagerung war Wrisberg genötigt, sich zurückzuziehen.

Eine ernstlichere Gefahr trat ein, als Herzog Erich, der, wie er sich ausdrückte, den Auftrag empfangen,

„die Stadt Bremen in kaiserl. Maj. Gnad und Ungnad einzufördern“, wohlgerüstet und mit Wrisberg vereinigt am 20. April vor der Stadt erschien; Wrisberg lagerte sich bei Harstede an dem linken, Erich an dem rechten Weserufer auf dem neuen Lande, „mit vielem großen Geschütz,“ sagt die Chronik, „unzähligen Reiterhaufen und Landsknechten, grimmig wie ein Löwe.“ Sehr drohend lauteten auch die Aufforderungen des Herzogs. Als kaiserlicher Majestät oberster Feldhauptmann sei er abgefertigt, kaiserlicher Majestät Feinde und Widerwärtige mit Feuer und Schwert heimzusuchen; er fordere jetzt die Stadt auf kaiserlicher Majestät Gnad und Ungnad ernstlich auf: würde sie in ihrem Ungehorsam verharren, so werde er nach seines Amtes Gebühr Feuer und Schwert nicht sparen, „so viel Gott Gnade giebt“. Man schätzte das Heer auf 29000 Mann, und in seinem Schreiben erklärte der Herzog, daß er noch Verstärkung erwarte. Im Lager rühmten sich seine Leute, der Kaiser habe ihnen Bremen geschenkt mit allem, was darin sei; das wollten sie auch zur Beute haben oder darüber sterben.

Johann Friedrich hatte oft gesagt, wenn auch alle anderen Städte abfallen sollten, Bremen werde festhalten; er hatte daran gedacht, wenn Magdeburg sich nicht behaupten lasse, nach Bremen zurückzugehen. Ganz so waren Gemeinde und Rat denn auch gesinnt; sie gelobten einander, sich nicht zu unterwerfen, bis der unterste Stein zu oberst gekommen. Die glückliche Verteidigung der letzten Monate hatte ihnen neuen

Mut gemacht. Auch war die Stadt auf das beste befestigt. Ringsum waren doppelte Stakete aufgerichtet, an den Gräben viele tausend Pfähle in die Erde gegraben; auf allen Wehren und Brustwehren, die man in guten Stand gesetzt, waren Steine und große Mastbäume und Teerkränze angesammelt, um die Feinde zu empfangen. Nach Verlust der eigenen Schiffe hatte man den befreundeten Nachbarn zu Hamburg die Beschützung der Weser anvertraut.

Wir können nun hier nicht die Ereignisse der Belagerung aufzählen, wie man Schanzen nahm und verlor, bald vor dem einen, bald vor dem anderen Tore Scharmützel lieferte, dann wieder, fast im Stile der ältesten Zeit, auf ein paar Tage Stillstand schloß, um die Toten auf beiden Seiten zu beerdigen, oder Sprache hielt, um die Gefangenen auszuwechseln. Erich machte einmal den Versuch, die Weser von den Mauern wegzuleiten, der ihm natürlich mißlang, so viele tausend Bauern er auch dazu herbeigetrieben. Auch sein Geschütz wirkte nicht so entschieden, daß er einen Sturm hätte wagen können. Obwohl er im Übergewicht war und das Land weit und breit beherrschte, so konnte er doch nicht verhindern, daß nicht noch Hilfe nach Bremen hinein gekommen wäre. So war er denn in der Tat noch weit vom Ziele, als Nachrichten einliefen, welche ihn die Belagerung aufzuheben nötigten.

Noch im Anfang des April nämlich war eine neue Vereinigung der niedersächsischen Städte, Magde-

burg, Braunschweig, Hamburg und Bremen, zustande gekommen; mit dem Gelde, das sie aufbrachten, hatten, wie oben berührt, Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld eine Schar Reiter und Landsknechte ins Feld gestellt, zu denen sich nach der Niederlage Johann Friedrichs die von diesem getrennten Haufen unter Thumshirn und Planitz gesellten; und so war es eine ganz stattliche Schar, die sich gegen die Mitte des Mai zuerst nach dem Lande des Herzogs Erich warf, um da die Feindseligkeiten, die er so unerwartet begonnen, durch Brandschatzungen zu rächen, und dann die Weser abwärts vorrückte, um ihn in seinem Lager vor Bremen aufzusuchen. Natürlich trug Erich Bedenken, sich da finden zu lassen; am 22. Mai hob er die Belagerung auf — früh am Morgen sah man die beiden Lager vor Bremen, die Brücke, die zwischen denselben gebaut worden, sowie alle Häuser und Scheunen der Landbewohner umher in Brand gesteckt — und nahm seinen Weg nach der Grafschaft Hoya. Oldenburg und Mansfeld wußten nicht viel von dem Herzog, noch dieser von ihnen, als ihre Vorposten am 23. in der Gegend von Drakenborg plötzlich aufeinanderstießen. Der Herzog nahm eine feste Stellung auf dem Köpelsberge bei Drakenborg, wo er Wrisberg, der einen anderen Weg eingeschlagen, zu erwarten dachte; er zweifelte nicht, daß er siegen werde, wie die Kaiserlichen allenthalben; seine trotzige Losung war: „hilf Gott und laßt nicht leben“. Auch auf das gräflich-städtische Heer machte

es Eindruck, als es den Feind so stattlich gerüstet, in seinem Vorteile vor sich stehen sah. Ist es aber nicht, als müßten die Norddeutschen erst ein großes Mißgeschick erleben, um sich der tieferen Antriebe ihres geistigen Lebens vollkommen bewußt zu werden? Dieser Haufe, der einzige, der die protestantischen Fahnen noch aufrechthielt, war auch der erste, der von dem Gefühle der Sache, die er verfocht, durchdrungen war. Die Prediger und Obersten erinnerten die Leute, daß sie in Verteidigung des göttlichen Namens und Wortes begriffen seien, welches Papst, Kaiser und der vor ihnen liegende Haufe dämpfen wolle. Alles Volk fiel dreimal in die Knie, um Gott, den einigen Nothelfer, um seinen Beistand zu bitten; zwei Psalmen wurden gesungen: dann mit dem Geschrei „Gott sei mit uns" stürzten sie gegen die Anhöhe, auf welcher der Feind sich aufgestellt. Der ließ sein Geschütz abfeuern, das jedoch zu hoch ging und keinen Schaden tat: ehe es zum zweiten Male geladen worden, war er schon von allen Seiten angegriffen, geworfen und zur Flucht genötigt. Ein Teil des Heeres entkam mit dem Herzog glücklich durch eine Furt der Weser; allein „mancher feine Held", sagt die Chronik, „kam um, beides im Wasser und auf dem Sande"; man zählte vierthalbtausend Tote und über dritthalbtausend Gefangene; die Rüstwagen und alles Geschütz fielen in die Hände der Sieger. Während man schlug, war auch Wrisberg in die Nähe gekommen; doch begnügte er sich, das wenig bewachte Gepäck

anzufallen und die Kriegskasse mit sich fortzunehmen. Die Grafen hielten der Sitte gemäß auf der Wahlstatt und nahmen dann den Weg nach Bremen. Hier wenigstens konnte man Pfingsten mit Freuden begehen. Die großen Stücke, mit denen die Mauern hatten gebrochen werden sollen, wurden auf dem Domhofe aufgefahren. Hierauf brachte die Stadt einige neue Fähnlein zusammen, mit denen sie die Stifte Bremen und Verden ohne viele Mühe einnahm. Sie überließ dieselben zunächst dem Grafen Albrecht, der sich damit für den Verlust seiner Häuser Mansfeld und Heldrungen trösten mußte, die der Kaiser erobert hatte. Glück genug, daß noch Landstriche übrig waren, wo das protestantische Prinzip auch in den Waffen die Oberhand behauptete!

Anfangs hatte der Kaiser die Absicht gehabt, auch diese niederdeutschen Gegenden heimzusuchen; er war von seinem Bruder dringend ermahnt worden, sie ja nicht zu vernachlässigen; jetzt aber sah er wohl ein, daß das besonders nach dem Abzuge der ferdinandeischen Reiter ihm doch noch schwer werden und ihn tiefer verwickeln dürfte, als ihm wünschenswert war. Die Bewegungen des übrigen Europa, vor allem sein Verhältnis zum Papst, forderten seine Anwesenheit in den oberen Landen und ungeteilte Aufmerksamkeit. Er kam auf den Gedanken zurück, den er im Anfange des Jahres gehegt, zuerst die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches in Ordnung zu bringen, wozu er jetzt eine ganz andere Autorität einsetzen

konnte als ehedem. Der Widerspruch des verhaßten Bundes, der ihn fünfzehn Jahre lang gequält, war nun nicht mehr zu befürchten. Er durfte hoffen und ging unverweilt daran, ohne sich um den Widerstand der entfernteren Regionen zu bekümmern, die doch zuletzt dem Ganzen folgen zu müssen schienen, seine allgemeinen Ideen in dem Reiche und der Kirche ins Werk zu richten. Damit eröffnet sich uns eine andere Lage der allgemeinen Angelegenheiten, als die wir bisher betrachtet haben. Wir wollen damit ein neues Buch beginnen.

